

HTW Chur

Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Churer Schriften zur Informationswissenschaft

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Urs Dahinden,
Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Arbeitsbereich
Informationswissenschaft

Schrift Nr. 33

Die Lernende Bibliothek 2009

Wissensklausur,
Unvermögen oder Paradigmenwechsel?

Plagiate als Herausforderung für
Lehre, Forschung und Bibliothek

Chur 2009

Churer Schriften zur Informationswissenschaft

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Urs Dahinden,
Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Schrift Nr. 33

Wissensklau,

Unvermögen oder Paradigmenwechsel?

Plagiate als Herausforderung

für Lehre, Forschung und Bibliothek

Beiträge der internationalen Tagung

Die lernende Bibliothek 2009 / La biblioteca apprende 2009

Chur, 6.-9. September 2009

Verlag: Arbeitsbereich Informationswissenschaft

ISSN: 1660-945X

Chur, September 2009

Vorwort

Der weltweite Zugang zum Internet bringt ein neues Problem mit sich: den ‚Wissensklausur‘, der sich u.a. in Form von Plagiaten bei wissenschaftlichen Arbeiten beobachten lässt. Wie gross ist dieses Problem überhaupt? Und mit welchen Massnahmen kann man sich dagegen schützen? Das sind zentrale Fragen, die an der internationalen Fachtagung „Die Lernende Bibliothek 2009“ vom 6. bis 9. September 2009 an der Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur diskutiert wurden. Die Tagung trug den Titel „Wissensklausur, Unvermögen oder Paradigmenwechsel?“. Fachleute aus Deutschland, Österreich, Italien und der Schweiz sprachen verschiedene Aspekte der Thematik an.

Die Fachtagung „Die Lernende Bibliothek“ findet alle zwei Jahre statt und setzt sich mit Themen rund um die Bibliothek als „lernende Organisation“ auseinander. Veranstalter sind sieben Berufsverbände aus vier Ländern: BIS (Schweiz), VDB und BIB (Deutschland), VBÖ und BVÖ (Österreich) sowie BVS und AIB Trentino Alto-Adige (Italien). Die Tagung wird zweisprachig – deutsch und italienisch – durchgeführt. Nach Bozen (2003), Augsburg (2005) und Innsbruck (2007) war Chur Gastgeberin der vierten Veranstaltung.

Im diesem Band liegen die Tagungsbeiträge in schriftlicher Form vor. Die Reihenfolge der Kapitel entspricht dem Programmablauf an der Tagung: In einem ersten Teil wird die Frage gestellt, wie das Problem des Plagiiens genauer definiert werden kann und was seine Ursachen sind. Die Frage nach der Verantwortung wird in den Beiträgen des zweiten Teils diskutiert, bei denen Aspekte der Glaubwürdigkeit und der Erschliessung von Informationen im Zentrum stehen. Im dritten Teil werden Problemlösungsstrategien vorgestellt, zu denen die Plagiatprävention bereits im vor-universitären Bereich gehört, aber auch der Einsatz von Plagiatserkennungssoftware und repressiven Massnahmen (Sanktionen) innerhalb von Studienordnungen. Die Beiträge im vierten Teil untersuchen, welche besondere Verantwortung Bibliotheken in der Plagiatprävention und der Vermittlung von Informationskompetenz gegenüber Studierenden übernehmen.

Die Vorbereitung und erfolgreiche Durchführung dieser Tagung wäre nicht ohne die tatkräftige Unterstützung vieler unterschiedlicher Personen und Organisationen möglich gewesen: Danken möchten wir zuerst allen Autorinnen und Autoren, welche sich nicht nur vom Tagungsthema inspirieren und begeistern liessen, sondern auch pünktlich und in der gewünschten Form ihre Beiträge für diese Publikation eingereicht haben. Ein weiterer Dank geht an die Moderatoren, welche die einzelnen Tagungsblöcke inhaltlich und zeitlich strukturiert haben, sowie an Isabelle Fischer und Nadja Böller, welche die Manuskripte in die ansprechende Form dieses Bandes gebracht haben.

Ein ganz grosser Dank geht an die Gesamtkoordinatorin der Tagung, Gabi Schneider, und an Iris Kuppelwieser als Leiterin des Tagungssekretariats. Dank gebührt auch allen

Mitarbeitenden und Studierenden des Schweizerischen Instituts für Informationswissenschaft, welche in der einen oder anderen Form für das Gelingen der Tagung besorgt waren. Besonders nennen wollen wir Pia Wittmann für die Organisation der Gesellschaftsanlässe, Thomas Weinhold für Webauftritt und Technik, und die Leiterin der HTW Bibliothek, Cristina Carlino, für die Übersetzungen ins Italienische.

Last but not least ist eine solche Tagung ohne die finanzielle Unterstützung verschiedenster Organisationen nicht durchführbar. An erster Stelle ist hier die HTW Chur als Gasthochschule zu nennen. Weiter haben die folgenden Firmen und Institutionen die Lernende Bibliothek unterstützt (in alphabetischer Reihenfolge):

- AlCoda GmbH, Fribourg (CH)
- BiBer GmbH, Hochheim am Main (D)
- Bibliothekstechnik GmbH, Frenkendorf (CH)
- Blackwell Book Services, Oxford (UK)
- de Gruyter / Saur, Berlin (D)
- Ephorus B. V., Utrecht (NL)
- Gale – Cengage Learning (D)
- Graubündner Kantonalbank, Chur (CH)
- HAWE Hugentobler AG, Bern (CH)
- Heidiland Mineralwasser AG, Mels (CH)
- Huber & Lang, Bern (CH)
- Kulturförderung, Kanton Graubünden
- LexisNexis Deutschland GmbH, Münster (D)
- OCLC GmbH, Oberhaching (D)
- Orell Füssli Buchhandlungs AG, Zürich (CH)
- SUPAG Informations-Management, Dällikon (CH)
- Swiss Academic Software GmbH, Richterswil (CH)
- TranslationArtwork.com, Arbon (CH)

Bei ihnen allen möchten wir uns an dieser Stelle herzlich für die Unterstützung bedanken!

Chur, im Juli 2009, das Programmkomitee der Tagung

Robert Barth, Urs Dahinden, Hans-Dieter Zimmermann

Inhaltsverzeichnis

Vorwort I

Teil 1: Was ist das Problem?

Roland Greubel

Vom Fehlverhalten zum Plagiator – fördert das Internet den Wissensklausur? 1

Heinz Haufler

Irrwege und Abwege wissenschaftlichen Publizierens.....11

Susanne Schreiber

Andere Disziplinen, andere Sitten: Fälschung, Kopie und Aneignung in der Kunst.....21

Teil 2: Wer trägt die Verantwortung?

Nando Stöcklin

Glaubwürdigkeit von Wikipedia-Inhalten: Bibliotheken sind gefragt31

Diana Jurjević

Folksonomy, eine Herausforderung für die Bibliotheken41

René Schneider

Zwischen Skylla und Charybdis: Sacherschliessung als Schnittstellenproblem51

Christof Niemann

Intelligenz im Chaos: Collaborative Tagging als neue Form der Sacherschliessung59

Teil 3: Wie kann man das Problem behandeln?

Martin Ludwig

Plagiatsprävention an den Mittel- und Berufsfachschulen der Schweiz67

Jens Renner

Plagio, ergo sum – Dowjerei, no prowjerei, od’r? Plagiatserkennung und
Plagiatsbekämpfung als Lehrinhalt curricular verankerter Seminare zur Vermittlung von
Informationskompetenz75

Urs Dahinden et al.

Wie gehen Schweizer Hochschulen mit Plagiaten von Studierenden um?85

Bernard Bekavac et al.

Plagiatserkennungssoftware: Einsatz, Nutzen und Grenzen95

Teil 4: Die besondere Verantwortung der Bibliothek

Andrea Baumgartner et al.

Der Mediotheks-Führerschein105

Patrizia Lùperi

Scrivere la tesi in biblioteca: percorsi di scrittura in presenza e a distanza.....113

Piero Cavaleri

Rieducare all'uso dei documenti: ruolo delle biblioteche universitarie e scolastiche123

Detlev Dannenberg

»Das kurze Leben des S. B. Preuss« oder: Zitieren und Belegen in Bibliothekskursen...133

Ilaria Miceli

Information Literacy in biblioteca e accesso libero all'informazione: Riconoscere la qualità delle fonti, utilizzo dei nuovi mezzi di information retrieval e pianificazione di corsi mirati ad un'utenza multilingue. Problematiche, esperienze concrete e proposte.....143

Sonja Hierl et al.

Informationskompetenzvermittlung an Deutschschweizer Hochschulen149

Markus Malo

„Zitat und Plagiat“ – eine Veranstaltung zur Vermittlung von Informationskompetenz an der UB Stuttgart und ihre Integration in die Lehre an der Universität159

Samuel Weibel

Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen169

Fabian Franke

Was Informationskompetenz mit wissenschaftlichem Arbeiten zu tun hat und wie Universitäts- und Hochschulbibliotheken ihre Aufgabe als Informationsvermittler wahrnehmen: Der kooperative Ansatz im Bibliotheksverbund Bayern179

Naoka Werr

Die Universitätsbibliothek Regensburg als wissenschaftliche Universalbibliothek im Spannungsfeld von Wissenschaftsdiskurs und Informationskompetenz189

Bernd Juraschko

Auch geistiges Eigentum ist als Eigentum geschützt. Ein Praxisbericht von der Universitätsbibliothek der TU Chemnitz.....201

Christian Fuhrer

Wissenschaftliches Arbeiten im Wandel aus der Sicht von Online-Repositorien211

Vom Fehlverhalten zum Plagiator – fördert das Internet den Wissensklaue?

Roland Greubel

Hochschule für angewandte Wissenschaften
Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt
Bibliothek
Münzstrasse 12
D-97070 Würzburg
roland.greubel@fhws.de

Abstract

Die moderne Informationstechnik und die zunehmende Digitalisierung insbesondere von Texten erleichtern fehlerhaftes und unethisches Verhalten bei der Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten. Das Internet ermöglicht es per copy and paste Auszüge und Textbausteine fremder Arbeiten für eigene zu übernehmen. Zum Plagiator wird man, wenn dies ohne Zitation der Quelle geschieht. In Fachkreisen wird von 30 % und mehr plagiierter wissenschaftlicher Publikationen ausgegangen.

Ausgehend von einer Begriffsbestimmung stellt dieser Beitrag die verschiedene Formen und Arten von Plagiaten vor. Es wird aufgezeigt auf welche Weise die digitale Welt des Internet fehlerhaftes Verhalten fördert. Es wird versucht die Grösse des Problems zu skizzieren und der Frage nachgegangen was die Beweggründe sind um zum Plagiator zu werden.

Als Praxisbeispiel wird dargelegt, wie das Plagiatsproblem an der Hochschule Würzburg-Schweinfurt an die Bibliothek herangetragen, wie darauf reagiert wurde und welche Erkenntnisse daraus gezogen werden können.

Vorwort

Unmittelbarer Anlass für den Autor sich mit dem Thema »Plagiate« zu befassen war die Anfrage eines Professors, der bei mehreren Studienarbeiten einen Plagiatsverdacht schöpfte. Er erkundigte sich, was man in solchen Fällen tun und wie man den Verdacht untermauern könne.

Es wurde klar, dass dem Übel nur beizukommen ist, wenn Studierenden und Lehrenden das Problem durch Aufklärung bewusst gemacht wird. Plagiaterkennungssoftware kann unterstützend eingesetzt werden.

Bei seinen Recherchen stiess der Autor auf die Website der Berliner Plagiatsexpertin Debora Weber-Wulff, auf der viele Informationen darüber zu finden sind¹.

In früheren Vorträgen hat der Autor das Thema in ähnlicher Weise aber mit anderer Schwerpunktsetzung beleuchtet.

1. Das Plagiat – Begriff, Form, Art

1.1. Begriffsbestimmung

Das lateinische Wort *plagium* bedeutet »Menschenraub«. Der Duden bezeichnet Plagiat als »Diebstahl geistigen Eigentums«. Die Begriffe »Raub« und »Diebstahl« zeigen, dass es sich bei einem Plagiat nicht um ein Kavaliersdelikt, sondern um ein Vergehen handelt, das entsprechend geahndet werden sollte. Gibt man eine fremde geistige Leistung als die eigene aus, spricht man von einem Plagiat. Dabei ist es zweitrangig in welchem Umfang dies geschieht.

Verwandt ist der Begriff »Fälschung«. Dabei handelt es sich um eine Imitation eines Werkes, die dem ursprünglichen Urheber zugeordnet wird.

Die Begriffe werden nicht immer genau abgegrenzt genutzt. Bei beiden werden verschiedene Rechte, vor allem das Urheberrecht, tangiert oder verletzt, die entsprechende Unterlassungs- oder Schadenersatzansprüche begründen können.

1.2. Formen von Plagiaten

Bei Weber-Wulff/Wohnsdorf (2006) und Fröhlich (2006) sind folgende Plagiatsformen zu finden. Hier zusammengefasst in absteigender Reihenfolge gemäss der Entdeckungswahrscheinlichkeit:

¹ <http://plagiat.htw-berlin.de> [2009-07-02]

Totalplagiat: Hierbei werden skrupellos komplette Beiträge oder zumindest grössere Teile davon Wort für Wort per copy & paste in eine eigene Arbeit übernommen. Die Wahrscheinlichkeit der Enttarnung ist am höchsten.

Teilplagiat: Es werden nur Teile aus einem Werk oder aus verschiedenen Werken wortwörtlich übernommen.

Shake & Paste-Plagiat²: Hier bedient sich der Plagiator mehrerer Aufsätze oder Bücher, pickt sich dort für ihn interessante Abschnitte oder Kapitel heraus, schüttelt kräftig und bringt die fremden Texte wörtlich in neuer Reihenfolge, zum Teil angereichert mit eigenen Wörtern und Sätzen zu Papier. Diese Art von Plagiat ist eine sehr häufig genutzte Form. Der Plagiator meint weniger gut enttarnt werden zu können, wenn er sich die Teile seiner Arbeit aus verschiedenen, möglichst vielen Quellen zusammenglaubt.

Übersetzungsplagiat: Der Plagiator übersetzt Texte aus einer anderen Sprache und übernimmt sie in die eigene Arbeit. Je seltener die Sprache gesprochen oder als Fremdsprache erlernt wird, desto sicherer kann er sich vor Enttarnung sein. Bemühen Plagiator Übersetzungsprogramme, dann werden Übersetzungsfehler des Programms als Indizien für einen Verdacht gleich mitgeliefert.

Ideenplagiat: Hier bestehen die grössten Chancen unentdeckt zu bleiben, da die Übernahme einer Idee nur schwierig nachzuweisen ist. Es kann durchaus strittig sein, ob es sich bei einem entsprechenden Werk schon um ein Plagiat oder noch um eine eigene geistige Leistung handelt. Besonders in der Musikbranche gibt es hierzu immer wieder Streitfälle.

Daneben gibt es noch einige Sonderformen: Der Verbalplagiator baut fremde Textbausteine, ohne deren Ursprung zu nennen, in eine Rede ein. Von Autoplugiat spricht man, wenn eigene Texte mehrfach ohne Zitierung verwendet werden.

1.3. Arten von Plagiaten

Plagiarismus ist in beinahe jedem Bereich anzutreffen. Neben Textbeiträgen werden auch logografische Symbole, Slogans, der Text und/oder das Layout von Webseiten, Fotografien, Illustrationen und Grafiken, Musik, Kunstwerke, Alltags- und Gebrauchsgegenstände und sogar Bauwerke plagiiert³.

² Zum Hintergrund der Wortschöpfung »Shake-&-Paste-Plagiat« siehe Weber-Wulff/Wohnsdorf (2006: 91)

³ Unter der Internetadresse <http://www.urheberrecht.org/news/m/Schlagworte/s/Plagiat> hat das Institut für Urheber- und Medienrecht e. V., München zum Teil spektakuläre Verdachtsfälle zusammengetragen.

2. Das Plagiatsproblem

2.1. Wer und was fördert Fehlverhalten?

- Suchmaschinen

Durch den Gebrauch von Suchmaschinen ist es kinderleicht geworden, im Internet zu beinahe jedem Thema eine Vielzahl von Informationen, elektronischen Publikationen, Fotos, Grafiken usw. aufzufinden.

- Masse an eContent

Im Jahr 2007 wurden 161 Milliarden Gigabyte elektronische Inhalte produziert und jedes Jahr wächst die Menge schneller als zuvor (vgl. Palfrey/Gasser 2008: 225). So mancher Plagiator meint wohl, dass sein Plagiat in dieser riesigen Menge nicht entdeckt werden kann.

- Kommerzielle Anbieter von eContent

Spezielle Portale wie z. B. www.hausarbeiten.de, www.diplom.de, www.referate.de ermöglichen den Download fertiger Arbeiten. Allein bei diplom.de gibt es über 10.000 Arbeiten zum Download ab ca. 40 Euro, bei Hausarbeiten.de zum Teil kostenlos oder für unter 10 Euro. Es gibt meist Alias-Domains mit der Endung .ch oder .at.

- Bibliotheken

Bibliotheken haben in diesem Zusammenhang eine herausragende Stellung, da sie per se Anbieter von Publikationen jeder Art sind.

Abgesehen davon, dass auch der gedruckte Bibliotheksbestand durch Abschreiben oder Einscannen reichliche Möglichkeiten zum Plagieren bietet, ist der immer grösser werdende elektronische »Bestand« ein reicher Fundus. Immer mehr Bibliotheken lizenzieren immer mehr elektronische Publikationen wie eBooks und eJournals, die hochschulweit aufgerufen und oft auf mobile Datenträger wie USB-Sticks heruntergeladen werden können. Zu beobachten ist neuerdings das Abfotografieren von Buch- oder Bildschirmseiten mittels digitaler Kameras oder Mobiltelefone.

Die genannten Punkte sind aber lediglich als fördernd zu betrachten und nicht als Ursachen des Plagierens. Die Gründe für das Plagieren sind bei den potenziellen Plagiatoren zu suchen. Siehe Abschnitt 2.3.

2.2. Wie gross ist das Problem?

Festzuhalten ist, dass es eine grosse Anzahl plagiierter Publikationen gibt. Wie hoch die Rate ist, ist schwer zu ermitteln. Erfassbar sind nur entdeckte Plagiate und die Anzahl potenzieller Plagiatoren, die sich bei Befragungen zu erkennen geben.

Bei Untersuchungen und Stichproben wurden etwa 30 % der Arbeiten als Plagiate enttarnt. (vgl.: Schallenberg 2007; Himmelrath 2008). Wurden Studierende nach ihrer Absicht zu plagieren befragt, ergab sich ein z. T. weit höherer Anteil (vgl.: Sattler 2007; Himmelrath 2008). Der reale Wert dürfte somit zwischen 30 bis 50 % plagiierter Arbeiten liegen.

Durch das Plagieren werden keine neuen Erkenntnisse generiert. Dies ist eine der fatalen Folgen. Der österreichische Medienwissenschaftler Stefan Weber, der selbst Opfer eines Plagiators wurde (siehe Humbert 2005) nennt es überspitzt aber treffend »systematische Verblödung« (nach: Luef 2007).

2.3. Warum wird plagiiert?

Für die junge Generation der heranwachsenden digital Natives ist das Internet eine Spielwiese und scheinbar darf alles was dort zu finden ist genutzt werden. Es ist eine Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit beim Umgang mit digitalen Inhalten festzustellen. Möglicherweise ist dies auf die weiter anhaltende Beschleunigung der digitalen Informationsflut, die nicht mehr beherrschbar scheint, zurückzuführen. Man bedient sich vieler leicht zugänglicher Informationen und fragt weniger nach dem tieferen Sinn und Zweck oder dem Wahrheitsgehalt.

Über ein mögliches Fehlverhalten oder urheberrechtliche Verletzungen machen sich die Nutzer wenig bis gar keine Gedanken.

In Peer-to-peer-filessharing-Netzen und sozialen Communities wie Facebook⁴ und StudiVZ⁵ werden achtlos und unbekümmert Dateien ausgetauscht.

In einem Leitartikel der Main-Post, Würzburg, in dem es um den Diebstahl von Daten im Internet geht, bemerkt Anton Sahlender (2008) treffend: Im Internet »zerfrisst eine nicht fassbare grenzüberschreitende Gesetzlosigkeit das Rechtsbewusstsein. Man setzt auf das Motto, »was ich daheim auf meinen Computer hole, das gehört mir«.

Viele Kinder nutzen ab etwa 6 Jahren den PC und das Internet. Den locker-lässigen Umgang mit den Inhalten, kann man als eine Art Prägung betrachten, was sich später in Fehlverhalten niederschlagen kann.

⁴ <http://www.facebook.com> [2009-07-04]

⁵ <http://www.studivz.net> [2009-07-04]

Bei Studierenden begünstigt auch die derzeitige Studiensituation Fehlverhalten. Die Stundenpläne in den Bachelor-Studiengängen sind oft dicht gepackt und von Anfang an kommt es auf möglichst gute Noten an. Durch die Erhebung von Studiengebühren müssen viele Studierende nebenbei durch Jobs für ihren Lebensunterhalt sorgen. So bleibt wenig Zeit sich intensiv mit Studienarbeiten zu befassen und die Versuchung wird gross, Arbeiten oder Textbausteine aus dem Internet zu kopieren. Gerät der korrigierende Professor etwa auf Grund einer grossen Zahl zu betreuender Arbeiten unter Zeitdruck, kann er nicht mehr das notwendige Augenmerk auf einen Verdacht lenken oder er hegt gar keinen.

Bereits die Schule muss sich des Problems annehmen und den Heranwachsenden vermitteln, dass man Inhalte aus dem Internet zwar verwenden darf, aber zitieren und belegen muss. Informationskompetente Nutzer sind sich ihres Fehlverhaltens in viel stärkerem Masse bewusst und neigen eher nicht zum Plagieren.

Nur mangelt es leider auch den Lehrenden in den Schulen und Hochschulen mitunter an der notwendigen Medien- und Informationskompetenz. Hier können die Bibliotheken mit ihrer Erfahrung initiativ werden.

Nicht nur Schüler und Studierende erliegen der Versuchung sich mit fremden Federn zu schmücken, auch Lehrende sind dagegen nicht immun.

Stefan Weber (2005) ordnet die Plagiatoren in zwei Kategorien ein:

- Plagiator 1. Ordnung

Dieser handelt unter Zeitdruck, aus Desinteresse oder schlicht aus Faulheit. Er schiebt das Abfassen seiner Arbeit immer wieder auf, bis er nicht mehr die Zeit hat selbst zu verfassen.

- Plagiator 2. Ordnung

Er bestreitet, dass es einen »Anspruch auf Einzelautorenschaft, auf Genius, Original und Copyright mehr gebe« so Weber.

Überträgt man die letztere Aussage auf die Kultur der Wikis und der Open-Source-Bewegung, so ergibt sich eine neue Sichtweise auf die Autorenschaft. Jeder kann in Wikis weitere Verbesserungen und Ergänzungen an bestehenden Einträgen vornehmen, so dass letztlich kein Urheber mehr festzumachen ist. Z. B. sind innerhalb von fünf Tagen nach Michael Jacksons Tod am 25.06.2009 insgesamt 320 Änderungen an dessen Wikipedia-Eintrag vorgenommen worden.

Hier entwickelt sich eine neue Spezies, die einen Paradigmenwechsel vollzieht: Weg von geschützter Einzelurheberschaft, hin zu kollektiver, weltverbundener, gleichsam sozialisierter und für jeden jederzeit verfügbare und nutzbarer, punktueller Einzelinformation. Sie setzt auf die Linie: Open Content → Open Access → Open Use. Die Digital-Native-Generation übt

dieses Verhalten frühzeitig ein. Es bleibt abzuwarten, wie weit sich diese Richtung weiter ausbreitet und welche Auswirkungen vor allem für die Informationsanbieter damit einhergehen.

3. Plagiate und Hochschule

3.1. Umgang mit Plagiaten – Praxisbeispiel FHWS

An der Hochschule für angewandte Wissenschaften, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt (FHWS), wurde das Plagiatsproblem in einer Fakultät evident.

Nachdem sich die Bibliothek gemeinhin mit Literatur- und Informationsbereitstellung beschäftigt, war es naheliegend, sich an sie zu wenden. Daraufhin hat sich der Autor, der Leiter der Bibliothek der FHWS ist, mit der Problematik beschäftigt, und nach brauchbarer Software zur Unterstützung bei der Enttarnung von Plagiaten gesucht.

Ziel war es das Plagiatsproblem in das Qualitätsmanagement der Hochschule einzubinden. In der Verantwortung sind zunächst die Fakultäten, da diese originär für die Lehre verantwortlich sind. Eine kurze eMail-Anfrage bei den Fakultäten ergab, dass einige bereits Plagiaterkennungssoftware einsetzen. Andere meinten, dass durch die Art der speziellen Themenstellung Plagiate wohl nicht vorkämen. Bei manchen Fakultäten war das Thema nicht auf der Agenda, so dass es dort auf die einzelnen Professoren ankam. Der Qualitätsausschuss der Hochschule wird sich mit dem Thema näher befassen. Bis dahin wird die Bibliothek den Fakultäten und Professoren Hilfestellung leisten.

3.2. Erkenntnisse aus der Praxis für die Praxis

3.2.1. Aufgaben der Hochschulleitung und der Fakultäten

Hochschulleitung und Fakultäten müssen organisatorische und rechtliche Rahmenbedingungen festlegen. Vorzuziehen ist eine hochschulweite, fakultätsübergreifende Vorgehensweise. Es können Qualitätsrichtlinien, z. B. in Form eines Ehrenkodex erlassen werden⁶.

Die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG, 1998) herausgegebene Denkschrift »Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis« und die Empfehlungen »Zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten in den Hochschulen« erarbeitet von der Hochschulrektorenkonferenz (HRK, 1998) können hierzu als Grundlage dienen.

⁶ z. B.: Ehrenkodex der FU Berlin, online unter: <http://www.fu-berlin.de/forschung/service/Ehrenkodex-ab292002.pdf> [2009-07-04]

Darin oder in den Prüfungsordnungen sollten der Tatbestand des Fehlverhaltens und entsprechende Sanktionen festgeschrieben werden. Auf der Website von Weber-Wulff (2004) sind Beispiele nachzulesen⁷.

Die Fakultäten sollten darauf hingewiesen werden, das Plagiatsthema in ihre Vorlesungen zum wissenschaftlichen Arbeiten zu integrieren, um dem Plagiierten vorzubeugen.

Zur Prüfung und Klärung von Verdachtsfällen kann ein Ordnungsausschuss, eine Ethikkommission o.ä. eingerichtet werden. Dies dient der Rechtfertigung und Verteidigung durch den Verdächtigten und evtl. auch zu dessen Entlastung (vgl. Weber-Wulff/Wohnsdorf 2006: 98).

Es sollte ein Workflow festgelegt werden, der aufzeigt, wer bei einem Plagiatsverdacht für welche Schritte zuständig ist; beispielsweise wer einem Verdachtsfall nachgeht und wer autorisiert wird zu urteilen und Sanktionen auszusprechen.

3.2.2. Aufgaben der Bibliothek

Das Plagiatsthema sollte von der Bibliothek aufgegriffen und offensiv in den Hochschulgremien kommuniziert werden, so dass Hochschulleitung und Professorenschaft sensibilisiert sind.

In die Schulungsaktivitäten der Bibliothek zur Informationskompetenz sollte es auf jeden Fall integriert werden. Die Mittel erster Wahl sind Vorbeugen und Aufklären, damit es gar nicht zum Plagiierten kommt (vgl. Weber-Wulff/Wohnsdorf 2006: 98). Lehrende sollten informiert werden, wie sie das Entstehen von Plagiaten verhindern und wie sie Plagiate enttarnen können. Wenn Software zum Einsatz kommen soll, so kann von der Bibliothek die Organisation in der Hochschule übernommen und Hilfestellung gegeben werden. So kann sich die Bibliothek als innovativer Dienstleister in der Hochschule profilieren.

4. Ziel erreicht!(?)

Bewusst sind hier ein Ausrufungs- und ein Fragezeichen gesetzt. Denn ob die unten aufgezählten Ziele erreicht werden, hängt von der Bereitschaft der Schule oder Hochschule und deren Einrichtungen ab, das Plagiierten als ernst zu nehmende Gefährdung der wissenschaftlichen Arbeit nicht nur wahrzunehmen, sondern aktiv dagegen vorzugehen. Und zwar in der Reihenfolge: Aufklärung – Vorbeugung – Überprüfung – (Softwareeinsatz) – Sanktionierung.

So kann man den gesteckten Zielen nahe kommen:

- Respekt vor dem geistigen Eigentum

⁷ siehe: <http://plagiat.htw-berlin.de/ordnungen> [2009-07-04]

- Aufklärung durch Schulungen zur Informationskompetenz
- Abschreckung durch Bekanntmachung der Überprüfung
- Erkennung möglichst vieler Plagiatsfälle
- Entlastung von Verdachtsfällen

Wenn sie dies erreicht, kann die Schule oder Hochschule von sich behaupten: »Bei uns lohnt sich geistiger Diebstahl nicht«.

Die Ausgangsfrage »fördert das Internet den Wissensklau? « ist aus Sicht des Autors mit einem klaren »ja« zu beantworten. Es war noch nie so einfach Texte zu übernehmen und die Bereitschaft dies zu tun ist offenbar gross. Die Aufrüstung mit Plagiaterkennungssoftware ist kein Allheilmittel. Vorbeugen durch Aufklärung ist das Gebot.

Literaturverzeichnis

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (1998). Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Weinheim: Wiley-VCH.

http://www.dfg.de/aktuelles_presse/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_0198.pdf [2009-07-02]

Fröhlich, G. (2006). Plagiate und unethische Autorenschaften. In: Information, Wissenschaft und Praxis 57 (2006), Nr. 2, S. 81-89. <http://www.b-i-t-online.de/daten/iwp-06-02-auszug.pdf> [2009-07-02]

Himmelrath, A. (2008). Wer Hausarbeiten fälscht, muss mit Strafen rechnen. Düsseldorf : Economy.One GmbH. <http://www.karriere.de/bildung/wer-hausarbeiten-faelscht-muss-mit-strafen-rechnen-6826> [2009-07-02]

Hochschulrektorenkonferenz (HRK) (1998). Zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten in den Hochschulen. Bonn. http://www.hrk.de/de/beschluesse/109_422.php [2009-07-02]

Humberg, K. (2005). Der Plagiator: Abgeschrieben und erwischt. Hamburg: Spiegel-Online-GmbH. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,382779,00.html> [2009-07-02]

Luef, W. (2007). Rächer der Kopierten. In: Die Zeit (2007), Nr. 29. <http://www.zeit.de/2007/29/P-Stefan-Weber> [2009-07-02]

Palfrey, J. & Gasser, U. (2008). Generation Internet: Die Digital Natives: Wie sie leben. Was sie denken. Wie sie arbeiten. München: Hanser

Sahlender, A. (2008). Datenklau – ein vertrauter Skandal: Die Technik ist uns weit voraus. Leitartikel in: Main-Post, Würzburg.

Sattler, S. (2007). Plagiate in Hausarbeiten : Erklärungsmodelle mit Hilfe der Rational Choice Theorie. Hamburg: Kovač.

Schallenberg, J. (2007). Betrug per Mausclick. In: duz MAGAZIN (2007) Nr. 4, S. 36-37.

Weber, S. (2005). Mit Shake and Paste ans Ziel. Haar : Heise Zeitschriften-Verlag, Red. Telepolis. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/19/19921/1/html> [2009-07-02]

Weber, S. (2007). Das Google-Copy-Paste-Syndrom: Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. Hannover: Heise Zeitschriften-Verlag.

Weber-Wulff, D. (2004). Fremde Federn : Plagiat Ressourcen. Berlin: HTW. <http://www.htw-berlin.de/Forschung/Forschungskatalog/Publikation.html?id=1275> [2009-07-02]

Weber-Wulff, D. & Wohnsdorf, G. (2006). Strategien der Plagiatsbekämpfung. In: Information, Wissenschaft und Praxis 57 (2006), Nr. 2, S. 90-98.

Anhang - Internethinweise

[Alle Adressen am 2.07.2009 geprüft]

- <http://plagiat.htw-berlin.de>
- <http://www.plagiarism.org>
- <http://www.plagiat.ch>
- <http://www.urheberrecht.org>
- <http://www.irights.info>
- <http://www.frank-schaetzlein.de/biblio/plagiat-links.htm>
- <http://www.ghostwriting-service.de/ratgeber.html>

Irrwege und Abwege wissenschaftlichen Publizierens¹

*Heinz Hauffe*²

Dr.-Stumpf-Strasse 29
A-6020 Innsbruck
Heinz.Hauffe@uibk.ac.at

Abstract

Gemeinhin wird (irrtümlich) angenommen, Wissenschaft sei ein streng logischer Prozess und Fehler würden durch genaue Kontrolle aus diesem sich selbst überprüfenden System rasch und unerbittlich ausgemerzt. Dem ist nicht unbedingt so. Es gibt im Gegenteil eine Reihe von Fällen, die diesem Anspruch widersprechen: Irrtümer, Prioritätsansprüche und deren Durchsetzung, Plagiate, Fälschungen oder schlichte Scherze. Peer Reviews sind fehleranfällig. Die Untersuchung von Betrugsfällen ist aber für Wissenschaftstheoretiker und -soziologen genauso nützlich wie die Pathologie in der Medizin, durch die erst das Verständnis der normalen Körperfunktionen möglich geworden ist. Auf lange Sicht werden Plagiate, Fälschungen, Scherze und schliesslich schlichte Irrtümer oder falsche Hypothesen in der Regel doch als solche erkannt und können den Gesamtbetrieb einer Wissenschaft höchstens beeinträchtigen, aber nicht ernsthaft und dauerhaft stören.

Vorwort: Was ist Wissenschaft?

Im Philosophischen Wörterbuch (1969, S. 665f) wird Wissenschaft definiert als „... der Inbegriff menschlichen Wissens; das nach Prinzipien geordnete Ganze der Erkenntnis (Kant); der sachlich geordnete Zusammenhang von wahren Urteilen, wahrscheinlichen Annahmen (Hypothesen, Theorien) und möglichen Fragen über das Ganze der Wirklichkeit oder einzelne Gebiete oder Seiten desselben.“ Die sachliche Richtigkeit von Faktenbehauptungen und ihre Überprüfbarkeit, die Einbeziehung vorhandenen Wissens und die Offenlegung benutzter Quellen, die Plausibilität und Widerspruchsfreiheit von Hypothesen oder Theorien, die logische Stringenz der aus ihnen gezogenen Schlüsse und die Angabe von Bedingungen, unter denen sie widerlegt werden können, sind Kriterien für die Qualität wissenschaftlicher Beiträge. Dass dies nicht immer so ist, sei im Folgenden ausgeführt.

¹ Veränderte Version eines in *Genius* 11 (2007), Nr.4, S. 51-55 erschienenen Artikels.

² Ehem. Geschäftsführender Direktor der UB Innsbruck; seit 2007 in Pension

1. Qualitätskontrolle

Personen, die wissenschaftlich tätig sind, haben in der Regel eine Reihe bestandener Prüfungen hinter sich, in denen sie ihr Wissen in einem bestimmten Fachgebiet nachweisen mussten, und haben damit gesellschaftliche Positionen erreicht, die sie befähigt erscheinen lassen, die Qualität wissenschaftlicher Äusserungen desselben Fachs überprüfen zu können. Verlage und Institutionen, die wissenschaftliche Texte veröffentlichen, versichern sich der Mitwirkung solcher Personen (der „Peers“) bei der Auswahl, Annahme oder Ablehnung zur Publikation eingereichter Dokumente. Dieses „Peer Review“-Verfahren ist einerseits unersetzbar: Wer sonst als Fachleute sind in der Lage, Beiträge zu ihrem ureigensten Fachgebiet zu beurteilen? Andererseits ist dieses Verfahren nicht ganz fehlerfrei. Äusserliche Perfektion, ein ansprechendes Layout oder ein professioneller Jargon mögen blenden und können manchmal dazu führen, dass dem Inhalt nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird (Hauffe 2000). Dafür, dass Fachgutachter irren können, gibt es jede Menge belegte Beispiele (Svozil 2004, Fröhlich 2002). Nach Ansicht vieler Autoren werden Fachgutachten nicht geschrieben, um die Qualität der Artikel zu verbessern, sondern um die Herausgeber zu beeindrucken (Bradley 1981).

Herausgeber wissenschaftlicher Organe leben nicht mehr so beschaulich wie ehemals – in den letzten 10 bis 15 Jahren wurde genauso viel publiziert wie im gesamten Zeitraum davor bis zurück zur Erfindung der Schrift; 80 bis 90 Prozent aller Wissenschaftler, die je gelebt haben, sind unsere Zeitgenossen (De Solla Price 1974, S. 13ff)! 1905 nahm sich der Herausgeber einer renommierten Fachzeitschrift – nämlich *Wilhelm Conrad Röntgen*, der für die *Annalen der Physik* verantwortlich zeichnete – die Zeit, die bahnbrechenden Arbeiten des unbekanntenen Beamten im Schweizer Patentamt *Albert Einstein* zu begutachten und zu veröffentlichen (Svozil 2004, S. 75). Heute werden Arbeiten von Aussenseitern gnadenlos ohne nähere Prüfung zurückgewiesen.

Personen, die in Habilitations- oder Berufungskommissionen sitzen, sind zudem geneigt, sich nicht ausführlich mit den Veröffentlichungen der Bewerber auseinanderzusetzen, sondern mit der Häufigkeit ihrer Zitierungen, oder gar mit der durchschnittlichen Zitierquote der betreffenden Zeitschriften („Impact-Faktor“). Dass dabei vorschnelle oder irreführende Beurteilungen zustande kommen, wurde vielfach erörtert (Fröhlich 1999, Das Messen, Garfield 1998, Hauffe 1994).

Wissenschaft wird von Menschen betrieben, die nicht immer streng logisch denken und handeln. Menschen können humorvoll sein, sind aber auch Eitelkeiten unterworfen, lügen, sind ehrgeizig, streben nach Anerkennung, vertragen gekränkten Stolz nicht und sind stets auf ihren eigenen wirtschaftlichen oder beruflichen Vorteil bedacht. Oft bedienen sie sich

dabei auch unerlaubter oder inkorrekt Mittel. Sollten Wissenschaftler da eine Ausnahme bilden? Es gibt im Gegenteil eine Reihe von Fällen, die einem Sonderstatus dieser Spezies widersprechen: Irrtümer, Prioritätsansprüche und deren Durchsetzung, Plagiate, Fälschungen oder schlichte Scherze. Wissenschaftler wollen schliesslich Förderungsgelder lukrieren, in ihrer Karriere vorankommen und vielleicht auch berühmt werden.

2. Irrtümer

„Es irrt der Mensch, solange er strebt“, erklärt Gott in Goethes Faust (Prolog im Himmel). Wissenschaftler streben nach Erkenntnis und obliegen dabei oft Irrtümern. Manchmal sind es Vorstellungen, die für wahr gehalten wurden (die *Scheibenform der Erde*, das *geozentrische Weltsystem*, die *Hohlwelttheorie*), manchmal sind es Theorien oder Hypothesen, die sich dann als unzutreffend erweisen. Sie hier aufzulisten, würde den Rahmen sprengen, es seien nur beispielhaft einige markante Irrtümer erwähnt, deren Urheber jedoch nicht als Betrüger oder Scharlatane abqualifiziert werden dürfen, wie etwa Georg Ernst Stahl, der eine hypothetische Substanz namens *Phlogiston* postulierte. Dieser Hypothese zu Folge war Phlogiston ein Bestandteil von Materie, der bei Umwandlungen wie Verbrennung oder Verrostung entweicht, die Asche oder den Rost zurücklässt und keine oder eine negative Masse hat. Die Phlogistontheorie wurde Ende des 18. Jahrhunderts durch die Oxidationstheorie des Chemikers Antoine Lavoisier abgelöst. Er untersuchte die Gewichtsveränderung verschiedener Stoffe bei Oxidation bzw. Reduktion und entdeckte, dass das gerade entdeckte Element Sauerstoff dabei die entscheidende Rolle spielt.

Der *Äther* wurde von vielen Physikern als Medium für die Ausbreitung des Lichts postuliert, was zu Widersprüchen führte. Seit der allgemeinen Akzeptanz der speziellen Relativitätstheorie Albert Einsteins wird ein solcher Äther nicht mehr als physikalisches Konzept benötigt.

Hypothetische chemische Elemente sind Legion. Die meisten von ihnen haben sich als nicht existent oder als Varianten anderer Elemente erwiesen, so etwa die vermeintlichen Elemente Nebulium und Corinium, die im Periodensystem zwischen Wasserstoff und Helium anzusiedeln gewesen wären, was durch Niels Bohrs Atommodell obsolet wurde. Ihre Spektrallinien entpuppten sich schliesslich als Linien anderer Elemente. Die *Atommodelle von Rutherford und Thomson* gerieten nach Bohr ebenso ins Abseits. Die vom französischen Physiker René Blondlot 1901 vermeintlich entdeckten *N-Strahlen* konnten nicht reproduziert werden und erwiesen sich als Hirngespinnst.

1962 glaubte der russische Forscher Nikolai N. Fedyakin ein *Polywasser* entdeckt zu haben, also eine polymerisierte Form des Wassers, ein Effekt, der vermutlich auf

Verunreinigungen zurückzuführen war. Auch die 1989 von Stanley Pons und Martin Fleischmann behauptete *Kalte Fusion*, eine kontrollierte Kernfusion bei niedrigen Temperaturen, stellte sich als nicht reproduzierbar heraus (Huizenga 1994).

3. Prioritätsansprüche

Schon *Galileo Galilei* versuchte durch Anagramme seine Rolle als Erstentdecker der Venusphasen und der (vermeintlichen) Saturnmonde zu belegen. Zur Entdeckung der Sonnenflecken schrieb er keine Anagramme, obwohl er behauptete, diese früher gesehen zu haben als der Jesuitenpater *Christoph Scheiner* und der deutsche Astronom *Johann Fabricius*, die beide unabhängig voneinander ihre Entdeckung zuerst bekannt gemacht hatten. Galilei verstieg sich sogar zur Behauptung, „dass es nur mir gestattet wurde, alle neuen Phänomene am Himmel zu entdecken, und niemandem sonst“ (Koestler 1959, S. 435f).

Der Mathematiker *Johann Bernoulli* datierte sein eigenes Buch zurück, um den Anschein zu erwecken, es sei vor dem seines Sohnes *Daniel Bernoulli* erschienen. Heutige Wissenschaftler sind ebenso sorgsam bemüht, ihre Erkenntnisse vor denen ihrer Konkurrenten publik zu machen. Ein Instrument hierzu sind die „Preprints“ (speziell in den Naturwissenschaften und der Mathematik), wo oft nur vorläufige, aber doch einigermaßen handfeste Forschungsergebnisse schnell dem Fachpublikum online zugänglich gemacht werden.

4. Plagiate

Plagiate - heute, da viele wissenschaftliche Abhandlungen in elektronischer Form vorliegen, leichter als ehemals zu erstellen - sind nicht von vornherein als solche erkenntlich (vgl. Fröhlich 1999, Mit fremden Federn). Doch bereits in grauer Vorzeit wurden wissenschaftliche Erkenntnisse gestohlen. Der griechische Astronom *Hipparch* veröffentlichte Daten aus babylonischen Quellen als Ergebnisse eigener Beobachtungen.

Der amerikanische Virologe *Robert Charles Gallo* wurde berühmt als vermeintlicher Entdecker der ersten menschlichen Retroviren. Ein deutscher Untersuchungsausschuss kam jedoch zur Feststellung, Gallo habe sich 1984 ein Virus seines Konkurrenten *Luc Montagnier*, damals beim Pasteur-Institut, angeeignet und Veröffentlichungen der Arbeiten Montagniers verhindert. Beide Viren seien genetisch völlig identisch, womit bewiesen war, dass Gallo das französische Isolat kultiviert und publiziert hatte. Es war ihm von Montagnier zum Zwecke der Charakterisierung und Bestätigung zugesandt worden (Leitner und Hein 2005, Zankl 2003, S. 143-147).

Heute prüft eine Anti-Plagiats-Software Texte anhand einer elektronischen Bibliothek und von Internet-Quellen auf Übereinstimmungen mit bestehenden Quellen und zeigt diese an.

Viele Universitäten empfehlen dringend deren Anwendung. In einer Umfrage der Universität Basel antworteten 55% der Dozenten, dass bei ihnen schon Plagiate eingereicht worden seien. Diese Software-Pakete sind allerdings nicht unbedingt perfekt. Wie unterscheidet sie zwischen Texten, die ordentlich zitiert und mit Quellenangaben versehen sind, und reinen Wiedergaben von nicht zitierten Texten? Anführungszeichen und Einrückungen dienen zu deren Unterscheidung; aber kann man sich darauf verlassen? Zudem liegt ein doch beträchtlicher Teil der Texte nicht elektronisch auf.

Der Salzburger Medienwissenschaftler *Stefan Weber* wirft dem amtierenden österreichischen Wissenschaftsminister *Johannes Hahn* „seitenweises unzitiertes Abschreiben“ in dessen Dissertation vor, was dieser und dessen Doktorvater *Peter Kampits* als „böartige Unterstellung“ zurückweisen. Weber hätte sich rächen wollen, da er einen Forschungsauftrag nicht erhalten habe. Einem Gutachten der Universität Zürich zufolge habe Hahn lediglich vergessen, Anführungszeichen zu setzen. Der russische Präsident *Wladimir Putin* soll grosse Teile seiner Dissertation nahezu wörtlich aus dem 1978 erschienenen Buch "Strategic Planning and Policy" (von William R. King und David I. Cleland, Professoren an der Universität Pittsburgh) abgeschrieben haben (The Washington Times, 25. März 2006).

Natürlich gibt es auch Eigenplagiate. Welcher Autor ist nicht versucht, Passagen aus eigenen älteren Publikationen in ein neues Manuskript einzufügen? Und manche Wissenschaftler befehligen sich, ein und dasselbe Forschungsergebnis in mehreren Journalen – mit jeweils verschiedenem Leserkreis – zu publizieren, womöglich unter anderen Titeln, mit anderen Zusammenfassungen, aber demselben Text („Salamitaktik“). Ein schönes Beispiel bilden die Erkenntnisse der Untersuchung der Gletscherleiche vom Hauslabjoch („Ötzi“), die für Artikel in gerichtsmedizinischen, mikrobiologischen und archäologischen Zeitschriften herhielten.

5. Fälschungen

Noch gravierender sind Fälschungen: Der ägyptische Astronom *Ptolemäus* behauptete wahrheitswidrig, astronomische Messungen durchgeführt zu haben. *Gregor Mendel*, der Schöpfer der Vererbungslehre, veröffentlichte offensichtlich „Erbsenzählungen“ als geschönte statistische Ergebnisse. *Paul Kammerer*, der die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften („Lamarckismus“) belegen wollte, fälschte Zuchtergebnisse bei Geburtshelferkroten (Koestler 1972). *Cyril Burt* soll Daten erfunden haben, um die Theorie zu untermauern, dass die menschliche Intelligenz zu 75 Prozent vererbt sei. Ein Angelpunkt war die auffällig hohe Zahl getrennt aufgewachsener eineiiger Zwillinge (53 Paare), die nahezu der Gesamtzahl aller je untersuchten anderen Paare entspricht.

Der „Fall Herrmann/Brach“ (Löhr 1999) – die beiden Krebsforscher *Friedhelm Hermann* und *Marion Brach* hatten Artikel mit frei erfundenen Forschungsergebnissen und manipulierten Daten publiziert – erschütterte das ganze ausgeklügelte deutsche System der Forschungsförderung (vgl. Finetti und Himmelrath 1999). *Rainer Maria Kiesow* vom Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte meinte dazu, dass die Biowissenschaften die Geisteswissenschaften an Plagiatseifer offensichtlich noch übertreffen. „Ich fühle mich betrogen und beschämt“, bekannte stellvertretend für seine Forscherkollegen der damalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), *Wolfgang Frühwald*. Der Physiker *Jan Hendrik Schön* galt sogar als Nobelpreiswärter, bevor sich seine Messdaten als Fälschungen herausstellten.

Auch Beschönigungen und die Weglassung unbequemer Daten sind im Grunde Fälschungen. Manche Biomediziner stehen im Sold von Pharmafirmen, die sich – wohl um sich ihre eigenen Vorstellungen bestätigen zu lassen – schöne Ergebnisse erwarten. Daher sind viele Verlage dazu übergegangen, von ihren Autoren die Offenlegung ihrer kommerziellen Bindungen zu verlangen, was dann auch in den Fussnoten der Artikel vermerkt wird.

6. Scherze

Jux-Artikel mögen im Vergleich dazu erheiternder wirken. Sie werden ja oft gerade deswegen verfasst, um die Schwächen des Peer-Review-Systems aufzudecken. Einen berühmten Jux leisteten sich drei renommierte Physiker (*Beck, Bethe und Riezler* 1931; vgl. Jones 1984) in der angesehenen Zeitschrift „Die Naturwissenschaften“, wo sie die obskuren Zahlenspekulationen *Arthur Eddingtons* aufs Korn nahmen. Zwei Zeitschriften („Annals of Improbable Research“ und „The Journal of Irreproducible Results“) widmen sich in sarkastischer, aber unter dem Strich nicht unerster Weise derlei Scherzen.

Aufsehen hat in jüngster Zeit die „Sokal-Affäre“ (Sokal und Bricmont 1997) erregt: Der New Yorker Physikprofessor *Alan Sokal* (Sokal 1996, Transgressing) brachte in einer soziologischen Zeitschrift einen (nicht als solchen erkannten) Juxartikel unter und deklarierte diesen gleichzeitig in einer anderen Zeitschrift als Scherz (Sokal 1996, Physicist; vgl. Taschwer 1998). Ziel seines Streichs war es, auf mangelhafte intellektuelle Standards und den Missbrauch mathematischer und naturwissenschaftlicher Metaphern in der sich postmodern verstehenden geistes- und sozialwissenschaftlichen Szene hinzuweisen.

Sokal meint in seinem Scherzartikel; es werde

... immer deutlicher, dass die physische „Realität“, nicht weniger als die gesellschaftliche, im Grunde ein soziales und sprachliches Konstrukt ist, dass

wissenschaftliche Erkenntnis alles andere als objektiv ist, sondern die herrschenden Ideologien und Machtverhältnisse der Kultur, die sie hervorgebracht hat, widerspiegelt und verschlüsselt...“.

Kein Wunder, dass die Herausgeber der soziologischen Zeitschrift diese Meinung für bare Münze gehalten haben, aber hat vielleicht Sokal trotz seiner Persiflierung des soziologischen Jargons etwa zu mindestens teilweise Recht gehabt, ohne es zu wissen? Sein Scherzartikel und das Buch „Eleganter Unsinn“ zeugen jedenfalls durchaus von einer tiefen Kenntnis des zeitgenössischen philosophisch-soziologischen Diskurses („empirischer Relativismus“, „Konstruktivismus“). Für kritische Leute, die sich mit der Auseinandersetzung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften beschäftigen, bilden diese Publikationen ohne weiteres eine ernst zu nehmende Quelle.

7. Ausblick

Betrug sei ein „Strukturmerkmal der Wissenschaft“, meinen Broad und Wade (1984, S. 250). Und die Untersuchung von Betrugsfällen sei für Wissenschaftstheoretiker und – Soziologen genauso nützlich wie die Pathologie in der Medizin, durch die erst das Verständnis der normalen Körperfunktionen möglich geworden sei (ibid., S. 8).

Dennoch mag es beruhigen, dass auf lange Sicht Plagiate, Fälschungen, Scherze und schliesslich schlichte Irrtümer oder falsche Hypothesen - bei allem gruppenpsychologischen Modellverhalten der Wissenschaftler und bei all ihren Eitelkeiten (vgl. Koestler 1975) - in der Regel doch als solche erkannt werden und den Gesamtbetrieb einer Wissenschaft höchstens beeinträchtigen, aber nicht ernsthaft und dauerhaft zu stören imstande sind.

Literaturverzeichnis

Beck, G., Bethe, H. & Riezler, W. (1931). Bemerkungen zur Quantentheorie der Nullpunktenergie. In: Die Naturwissenschaften 19 (1931), 39.

Bradley, J.V.: Pernicious publication practices (1981). In: Bulletin of the Psychonomic Society 18 (1981), S. 31-34.

Broad, W. & Wade, N. (1984). Betrug und Täuschung in der Wissenschaft. Basel, Boston, Stuttgart: Birkhäuser.

De Soll, P. & Derek, J. (1974). Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Grossforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp

- Dewdney, A. K. (1998). Alles fauler Zauber? IQ-Tests, Psychoanalyse und andere umstrittene Theorien. Basel: Birkhäuser
- Finetti, M. & Himmelrath, A. (1999). Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft. Stuttgart: Raabe
- Fröhlich, G. (2002). Anonyme Kritik. Peer Review auf dem Prüfstand der theoretisch-empirischen Wissenschaftsforschung. In: Eveline Pipp [Hg]: Drehscheibe E-Mitteuropa; Tagungsberichte vom 9. Österreichischen Online-Informationstreffen und 10. Österreichischen Dokumentartag. Wien: Phoibos, S. 129-146.
- Fröhlich, G. (1999). Das Messen des leicht Messbaren. Output-Indikatoren, Impact-Masse: Artefakte der Szentometrie? In: Becker, J. und W. Göhring (Hg.): Kommunikation statt Markt. In: GMD Report 61, 27-38 (1999). Nachdr. in: Online-Mitteilungen Nr. 65, Dezember 1999, 7-21.
- Fröhlich, G. (1999). Mit fremden Federn. In: heureka! 4/1999, 12f. *
- Garfield, E. (1998). From Citation Indexes to Informetrics: Is the Tail Now Wagging the Dog? In: Libri 48 (1998), 67-80.
- Garfield, E. (1998). Random Thoughts on Citationology. In Scientometrics 43 (1998), 69-76.
- Hauffe, H. (1994). Is Citation Analysis a Tool for Evaluation of Scientific Contributions? In: Pteridines 5 (1994), 73-74.
- Hauffe, H. (2000). Informationswissenschaftliche Perspektiven zur Qualität von Wissensbeständen, Informationen und Quellen. In: Hug, Theo (Hg.): Wie kommt Wissenschaft zu ihrem Wissen? Bd.1. Baltmannsweiler: Schneider, S. 119-126
- Huizenga, J. R. (1994). Kalte Kernfusion. Das Wunder, das nie stattfand. Wiesbaden: Vieweg+Teubner
- Jones, R.V. (1984). Die Theorie des Schabernacks - ihre Bedeutung für die Physik In: Weber, Robert L. und Eric Menoza (Hg.): Kabinett physikalischer Raritäten. 3. Aufl. Braunschweig: Vieweg, S. 8-14.
- Koestler, A. (1972). Der Krötenküsser: der Fall des Biologen Paul Kammerer. Wien: Molden
- Koestler, A. (1975). Die Herren Call-Girls. München: Droemer Knaur

Koestler, A. (1959). Die Nachtwandler. Wiesbaden: Vollmer

Leitner, M. & Hein J. (2005). Gallo GmbH & Co. KG- Viren aller Art. Wie der Wissenschaftsbetrüger Gallo HIV konstruierte. http://aids-kritik.de/aids/zeitungs-serie/4_gallo.htm

Löhr, W. (1999). Der GAU und die Folgen. In: heureka! 4/1999, 4f. *

Philosophisches Wörterbuch (1969), begr. v. Heinrich Schmidt, 18. Aufl., Stuttgart: Kröner

Sokal, A. (1996). Transgressing the Boundaries: Toward a Transformative Hermeneutic of Quantum Gravity. In: Social Text 1996, 217-252. Dt. Übersetzung: Die Grenzen überschreiten. Auf dem Weg zu einer transformativen Hermeneutik der Quantengravitation. In: Sokal, Alan und Jean Bricmont: Eleganter Unsinn (1999), München: Beck, S. 262-309.

Sokal, A. (1996). A Physicist Experiments with Cultural Studies. In: Lingua Franca, Mai/Juni 1996, 62-64. Dt. Übersetzung: Experimente eines Physikers mit den Kulturwissenschaften.

Sokal, A. & Bricmont J. (1997). Impostures intellectuelles. Paris: Odile Jacob. Dt. Übersetzung: Eleganter Unsinn: wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen. München: Beck 1999.

Svozil, K. (2004). Der Alltag eines „Peers“. In: Eveline Pipp [Hrsg.]: Ein Jahrzehnt World Wide Web. Tagungsbericht ODOK'03. Wien: Phoibos, S. 73-94.

Taschwer, K. (1998). Krieg der Wissenschaften. In: heureka! 5/1998, 4f. *

Weber, S. (2007). Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. Hannover: Heise

Zankl, H. (2003). Fälscher, Schwindler, Scharlatane. Betrug in Forschung und Wissenschaft. Weinheim: Wiley-VCH

* <http://www.falter.at/heureka/>

Andere Disziplinen, andere Sitten: Fälschung, Kopie und Aneignung in der Kunst

Susanne Schreiber

Handelsblatt, Redaktion Kunst und Kunstmarkt
Kasernenstrasse 67
D-40213 Düsseldorf
s.schreiber@vhb.de

Abstract

In den siebziger Jahren macht die Appropriation Art Schluss mit den Mythen der Moderne: Autorschaft, Authentizität, Originalität und Hierarchie zwischen hoher und populärer Kunst. Sie stellt traditionelle Wertebildung und kennerhafte Experten in Frage. Während die Fälschung in der bildenden Kunst von betrügerischer Absicht ausgeht, dient die Kopie dagegen der Verbreitung einer bereits in Umlauf befindlichen Bild-Erfindung und dem Wettstreit der Künstler – wenn sie bestimmte Regeln beachtet. Das zeigt der Rekurs auf Albrecht Dürer und seine von Hieronymus Greff kopierten Holzschnitte.

Appropriation Art ist eine künstlerische Praxis, die sich strategisch fremde Bildlichkeit aneignet und zur Konzept-Kunst zu rechnen ist. Richard Prince etwa re-fotografiert den berühmten Marlboro-Cowboy und Elaine Sturtevant bemächtigt sich mit Andy Warhols eigenen Drucksieben seiner wohlbekannteren »Flowers«-Motive. Das provoziert, irritiert und führt ein subversives Element in die Kunst ein. Infolge der Pop Art, die die Tradition bereits mit vorgefertigten Medienbildern provozierte und die Ideologie einer autonomen Bild-Erfindung verspottete, werden Appropriation Art und Fake als substantielle theoretische Fragestellung begriffen. Sie problematisieren ihre eigenen Referenzen und führen dabei Institutionskritik im Schilde. Das Fake bedient sich legitimer künstlerischer Methoden unter Veränderung ihrer Zielsetzung. Sie ist damit keine objektiv-materiale, sondern eine subjektiv-intentionale Kategorie. Im Gegensatz zur traditionellen Kunstfälschung bezeichnet sich das Fake von vorneherein selbst als Fälschung. Die juristisch verfolgte Täuschungsabsicht mit Betrugsvorsatz ist für das Fake weitgehend irrelevant. Auch im Fake geht es wie zu Dürers Zeit um die Verarbeitung von bereits in Zirkulation befindlichen Bildern.

Im Unterschied zum Plagiat in Forschung und Wissenschaft ist das strategische Faken ein Insider-Spiel im Kontext Kunst. Die Kunst ist frei. In diesem Schutzraum geht man davon aus, dass der Urheber selbstverständlich bekannt ist und der Betrachter das Spiel erkennt und genießt.

1. Fälschung, Kopie und Aneignung in der Kunst

Kunst kommt von Kunst. Künstler beziehen sich von alters her auf Kunst ihrer Zeitgenossen oder Vorläufer. Seit Caspar David Friedrich ist die bildnerische Reflexion über den Kunstcharakter wesentlicher Teil der Schöpfung und der Wirkungsgeschichte des Kunstwerks. Könnerschaft meint seitdem sowohl die gedanklich-intellektuelle Konzeption und ihren Kontext, als auch die handwerkliche Ausführung (Originale, 1999, S 11, Albrecht, 2006, S. 57-86 und Römer in: Butin, 2002, S- 15-18, 78-81). Kopie und Fälschung, Aneignungskunst (Appropriation Art) und Fake sind die Termini, mit denen die neuere Kunstgeschichte alte Praktiken und junge Stile unterscheidet. Ich greife drei Begriffe heraus: Fälschung, Kopie und Aneignung, um Ihnen zu erläutern, welche andere Sitten in den Kunstgefilten herrschen.

Die Fälschung geht in der bildenden Kunst von betrügerischer Absicht aus. Ein begabter Maler oder Restaurator malt Motive eines etablierten Meisters im Stil des Meisters im selben Format und signiert diese. Ziel des Betrügers ist, von den hohen Weltmarktpreisen zu profitieren. Die Fälschung und ihre Täuschungsabsicht sind ein Fall für die Strafverfolgung.

Anders liegt der Fall bei der Kopie. Die Kopie war ab der Renaissance ein geschätztes Mittel, um Rang und Meisterschaft eines Künstlers zu ermitteln. Im sogenannten Paragone, dem edlen Wettstreit der Künstler, ging es darum, Bestehendes zu übertreffen oder die Überlegenheit einer Gattung unter Beweis zu stellen. Kopie hatte damals keinen negativen Beigeschmack. Erst der Geniekult des 19. Jahrhunderts verbreitete die Vorstellung, dass ein einziger göttergleicher Künstler, Raffael etwa, Werke von Weltrang geschaffen habe. Dem standen aber die Gepflogenheiten des Werkstattbetriebs entgegen. Jüngere Werkstattmitglieder kopierten Kompositionen und Erfindungen des älteren, berühmteren Werkstattleiters. Sie hatten sich durch die Kopie seinem Stil anzunähern, seine Auffassungen von Figur und Hintergrund zu erlernen, um Teil eines wirtschaftlich erfolgreichen Grossbetriebs zu werden. Auch die Übernahme von beliebten Bild-Erfindungen, christlichen Sujets in der spezifischen Ausformulierung eines Künstlers, wie sie die Druckgraphik massenhaft verbreitete, war im 15. und 16. Jahrhundert keine Verletzung des Urheberrechts. Es war vielmehr Ausweis der Modernität einer Malerwerkstatt, wenn sie für die gemalte »Anbetung Christi« eine Komposition aus dem

weit verbreiteten Kupferstichwerk des Meisters E.S. verwendete, oder von Martin Schongauer oder von Albrecht Dürer.

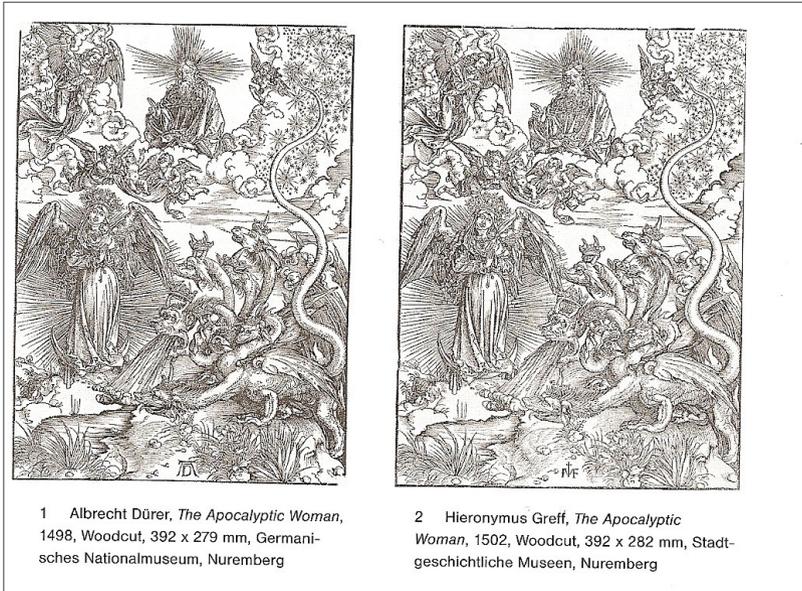


Abbildung 1: Dürer, Apokalyptisches Weib; Greff, Apokalyptisches Weib (Albrecht (2006) 59).

Wie selbstverständlich ein Künstler von einem Zeitgenossen eine Bildidee im gleichen Medium übernehmen konnte, zeigt der Holzschnitt vom »Apokalyptischen Weib« von Albrecht Dürer, den Hieronymus Greff kopierte (Albrecht, 2006, S. 58-60). Der Frankfurter Greff durfte Dürers damals schon hochgeschätzte Kupferstiche und Holzschnitte kopieren, solange der Nachahmer nicht auch das AD-Monogramm imitierte. Denn Dürer hatte seine Signatur 1498 zum Bestandteil des Bildes selbst gemacht und sie damit aufgewertet. Seine mittig und prominent platzierten Initialen AD garantieren wie ein Warenzeichen Originalität und Echtheit (Originale, 1999, S. 13). Dürer tritt hier und in vielen anderen Werken selbstbewusst aus dem Stand des Handwerkers in den des Künstlers. Was Hieronymus Greff in seinem Holzschnitt von 1502 vor allem verändert ist die Signatur: Bei ihm steht an der Stelle des AD IVF (Iheronimus von Frankfurt). Halten wir fest: die Kopie dient der Verbreitung einer bereits in Umlauf befindlichen Bilderfindung und dem Wettstreit der Künstler – wenn sie die kunstimmanenten Regeln beachtet.

2. Appropriation Art

Jetzt machen wir einen grossen Sprung in die sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts, hin zu Pop Art, Appropriation Art, Fake und Konzeptkunst. Vorneweg sei daran erinnert, dass die Pop Art die Ideologie der Moderne (Autorschaft und Authentizität) attackiert mit der Reproduktion banaler Zeitungsfotos und der Imitation von Produktverpackungen.

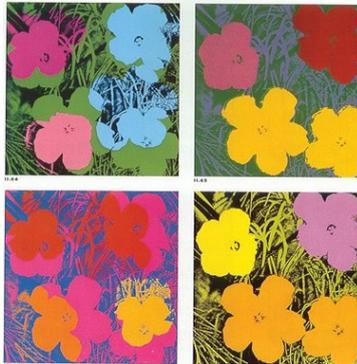


Abbildung 2: Andy Warhol, Flowers. Webquelle: janeblevincollection.blogspot.com

Andy Warhol etwa provoziert mit vorgefertigten Medienbildern, die er im Siebdruckverfahren jeglicher persönlicher Handschrift entkleidet und deren Herstellung er den Mitarbeitern seiner Factory überlässt. Das ist für viele konservative Kunstfreunde keine Kunst mehr, verzichtet sie doch auf Einmaligkeit und Authentizität. Für einige von Warhols Zeitgenossen ist das aber nur das Fanal, noch weiterzugehen. Vorläufer der Appropriation Art wie Elaine Sturtevant und Vertreter der Aneignungskunst wie Sherrie Levine, Richard Prince und Mike Bidlo beginnen Kunstwerke zu schaffen, die bereits existierenden täuschend ähnlich sehen. Im Gegensatz zur traditionellen Kunstfälschung bezeichnet sich das Fake das angeeignete Kunstwerk, von vorneherein selbst als Fälschung. Die juristisch verfolgbare Täuschungsabsicht mit Betrugsvorsatz ist für das Fake irrelevant. Auch im Fake geht es wie bei Dürer um die Verarbeitung von bereits in Zirkulation befindlichen Bildern. Ziel ist eine Veränderung des Kunstbegriffs. Das ist neu. Erläutern möchte ich Ihnen das an Hand von Arbeiten von Elaine Sturtevant, bei ihr verweile ich etwas länger, und Richard Prince. Beide Künstler sind heute etabliert. Ihre Werke werden weltweit von vielen Sammlern nachgesucht und sind nur noch für fünf- und sechsstelligen Dollarpreise zu kaufen.

3. Elaine Sturtevant

Ob Sie Kunstkenner sind oder nur gelegentlich ins Museum gehen, ich wette, Sie tippen auf Andy Warhol als Autor, wenn Sie diese Bilder sehen. Mir ging es jedenfalls so und das ist das erklärte Ziel der in Paris lebenden amerikanischen Künstlerin. Als ich vor Jahren aber las, dass Elaine Sturtevant Warhols berühmte Ikonen der Pop Art frech kopiert, war ich doch geschockt, empört und auch verwirrt. Ist das überhaupt erlaubt, schoss es mir durch den Kopf. Was soll das? Was ist daran neu oder eigen?

»Ich mache Reproduktionen, um das Denken auf Trab zu bringen«, bekennt die heute 79-jährige Künstlerin (Kittelmann/Kramer, 2004a, S. 27). Sturtevant durchbricht ein uns allen geläufiges Verfahren: wir gehen schnell durch eine Saalfolge im Museum und versuchen die Exponate mit Künstlernamen zu etikettieren. Hier ordnen wir die grossformatigen Blumenbilder automatisch Andy Warhol zu. Ohne Auseinandersetzung mit der Formensprache oder mit inhaltlichen Aspekten, da es vermeintlich nichts »Neues« zu entdecken gibt.



Abbildung 3: (Kittelmann/Kramer, 2004, S. 60.)

Doch dieser Vorwurf greift nicht. Denn Sturtevant macht Neues, indem sie umwertet und neue Bedeutungszusammenhänge schafft. Sie bringt uns dazu, Bestehendes anders wahrzunehmen. Sie macht bereits 1964 Schluss mit den Mythen der Klassischen Moderne. Sie stellt die traditionelle Wertebildung in Frage: Braucht es immer einen bekannten Autor, um ein Kunstwerk schön zu finden? Muss ein Kunstwerk hundertprozentig vom Meister selbst geschaffen sein, damit wir es schätzen? Welchen Wert hat Originalität? Warum ist die Trennung zwischen hoher und populärer Kunst so wichtig? Wann ist ein Kunstwerk museumswürdig?

Sturtevant gehört zu den ersten Künstlerinnen, die mit ihren Nachschöpfungen die Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Kunst reflektieren. 1964, zu einer Zeit, da Warhol selbst noch umstritten, noch kein Superstar im Kunstmarkt ist, erkennt Sturtevant, dass die Siebdruckserie der »Flowers« Kunstgeschichte schreiben wird. Sie bittet Warhol, ihr seine Siebe zu überlassen. Er tut es, wie alle anderen Künstler, deren Erlaubnis sie zuvor einholt. Alle Künstlerkollegen erkennen die Tragweite von Sturteavants Konzept. Dieses Konzept zielt weniger auf die Betrachtung von Kunst, als auf die Veränderung der Geisteshaltung. Sturtevant schlägt die Pop Art mit deren Waffen. Pop Art pervertiert die Ideologie der Einzigartigkeit, wie sie noch in der Klassischen Moderne galt. Pop Art benutzt vorhandene, autorenlose Fotos aus den Massenmedien. Das Siebdruckverfahren tilgt die Handschrift. »Die brutale Wahrheit des Werkes ist, dass es keine Kopie ist«, erläutert Sturtevant. »Der ernste Beweggrund des Werkes ist der Sprung vom Bild zum Konzept. Die Dynamik des Werks besteht darin, dass es die Repräsentation hinauswirft« (Kittelmann/Kramer, 2004a, S 11). Repräsentation ist der Terminus, mit dem Kunsthistoriker die Darstellung umschreiben.

Einschub: Was verstehen wir unter Konzeptkunst?

Conceptual Art thematisiert an Stelle des ausgeführten Werks dessen Voraussetzungen, seine Idee. Konzeptkunst ist ein Appell, das Verhältnis von Anschauung und Begriff (concept) zu reflektieren. Sie richtet sich gegen den Fetischcharakter von Kunst und wendet sich gegen die Produktions- und Distributionssysteme. Sie attackiert die Konzeption von Autor- und Meisterschaft.¹

Die Konzeptkünstlerin Sturtevant hat ein untrügliches Gespür für die Wendepunkte, in denen sich Kunst neu definiert: seit den 60er-Jahren erkennt sie sofort die Bedeutung von Künstlern, die eine Rolle spielen werden. Neben Warhol eignete sie sich früh so unterschiedliche Künstler an wie etwa Roy Lichtenstein und Joseph Beuys. Es geht ihr keinesfalls um formale Tendenzen. Es geht ihr um die Kunst im Allgemeinen. »Sie arbeitet

¹ Ausführlich zu den verschiedenen Strömungen der Konzeptkunst: Butin (2002): 49-53.

nicht gestaltformal sondern denkformal« (Kittlmann/Kramer, 2004b, S. 25), bemerkt der Kunsthistoriker Gerd de Vries, der Sturtevant früh gemeinsam mit dem Kölner Galeristen Paul Maenz zu Ausstellungen nach Deutschland geholt hat. Sie will unsere ästhetischen Vorstellungen erweitern.

Könnten Aneignungen von Sturtevant je für echte Warhols gehalten und als Fälschungen missbraucht werden? Keinesfalls. Denn erstens tragen alle Sturtevant-Werke rückseitig den vollständigen Titel. Der besteht bei ihr immer aus dem Nachnamen des angeeigneten Künstlers und seinem Titel. Hier also »Warhol Flowers«. Darunter setzt sie ihre Unterschrift und das Jahr des Entstehens. Zweitens gibt es kleine Abweichungen, die durchaus geplant sind. Sie ordnet die Blüten anders an als Andy Warhol, sorgt für andere Hintergrundfarben und eine variierte Farbverteilung. Entscheidende ist bei Sturtevant nicht das Physische, sondern das Gedankliche. Sie macht Kunst über Kunst (Kittlmann/Kramer, 2004b, S. 30). Gerd de Vries hat dafür die schöne Formulierung gefunden: »Wir Menschen brauchen, um uns zu erkennen, einen Spiegel. Warhol hält der Welt einen Spiegel vor, damit sie erkennen kann, was sie ist. Sturtevant hält dagegen dem Inneren der Kunst einen Spiegel vor« (Kittlmann/Kramer, 2004b, S. 31).

4. Richard Prince

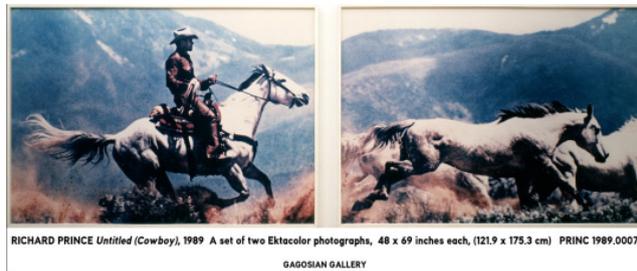


Abbildung 4: Richard Prince, »Untitled (Cowboy)«

Jeder von Ihnen kennt diese Bilder – selbst dann, wenn Sie in den letzten 30 Jahren kein einziges Museum besucht hätten. Denn »Marlboro Country« ist unsere kollektive Erinnerung. Die Älteren haben vielleicht noch den Hinweis auf »die gute Zigarette nach einem langen Tag« im Ohr. Seit dem Verbot der Nikotinwerbung setzt Marlboro auf die grandiose Inszenierung von Landschaft und Kreatur, auf die »Welt von Freiheit und Abenteuer«, wie der Slogan unterstreicht. Gemacht hat diese unikaten Fotoarbeiten der jetzt sechzigjährige Amerikaner Richard Prince zwischen 1980 und 1987. Das ist keine Kunst! Das ist Alltag, blöde Werbung und banal – so lauten die Einwände gegen diese

Form der Aneignungskunst. Es ist Kunst, anerkannte sogar. Ich will Ihnen im Folgenden erläutern warum.

Richard Prince geht in der Serie »Untitled (Cowboy)« von autorenen Meisterwerken der Werbefotografie aus. »The pictures I went after, ›stole‹, were too good to be true. They were about wishful thinking, public pictures that happen to appear in the advertising sections of mass market magazines, pictures not associated with an author« (Römer, 2001, S 119-149, Zitat S. 122). In den auflagestarken Magazinen sind die mit Sehnsüchten aufgeladenen Fotos selbst nichts als Kopien. Prince geht es um die Akzeptanz des Kopierverfahrens als künstlerische Praxis, die das Bild durch Manipulieren von Ausschnitt, Farbigkeit, Tiefenschärfe und Körnung verändert. Prince hat auch verzerrte, gestutzte und im Fokus verschobene Kopien gemacht (Römer, 2001, S. 123). In den frühen Arbeiten etwa hat er nur Details der Werbefotos verwendet. Der Künstler lässt für seine Re-Fotografien den Text weg. Das ist auch der Grund, warum er nie einen Rechtsstreit mit Marlboro hatte.

Seine Fans schätzen an diesen Fotoarbeiten, die überwältigende Schönheit der Natur, den Sex Appeal der Cowboys und die kritischen Fragen der Konzeptkunst. Dass sie dem Betrachter Fragen zum amerikanischen Selbstbild und zu Rollenklischees stellen. Sammler mögen, wie Prince wohlbekannte Bildwelten aus ihrer textlichen Vereinnahmung, aus der Zwangsumarmung der Werbeindustrie herauslöst und so den grandiosen amerikanischen Traum vom gelobten Land von neuem frei setzt.

Das provozierende Resümee meines Ausflugs in die Kunstgeschichte könnte lauten: In der Kunst werden selbst Kopien zu Originalen. Seit den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts stellen Künstler traditionelle Vorstellungen von Authentizität und Originalität in Frage. Sie begreifen die Aneignung bereits bestehender Kunstwerke als substanzielle theoretische Fragestellung. Wenn Kunstwerke so täuschend echt aussehen wie andere, dann ist das auch ein Angriff auf die Kennerschaft der Kunsthistoriker und die Institution Museum. Das positive, kreative Faken ist längst gängige künstlerische Praxis. Diese konzeptuell unterfütterte und nie auf Betrug angelegte Kunstfälschung bedient sich legitimer künstlerischer Methoden unter Veränderung der Zielsetzung. Was hier verhandelt wird, hat nicht objektiv-materialen Charakter, sondern subjektiv-intentionalen. Die Fälschung wie sie die Appropriation Art praktiziert, wird deshalb in der neueren Kunstgeschichtsforschung als historische Methodenfrage behandelt. Im Unterschied zum Plagiat in Forschung und Wissenschaft ist das strategische Faken ein Insider-Spiel im Kontext Kunst. Die Kunst ist frei. Immer und unter allen Umständen. In diesem Schutzraum geht man davon aus, dass der Urheber, das Vorbild, selbstverständlich bekannt ist und der Betrachter das Spiel mit den Umwertungen erkennt und genießt.

Der schönste Kommentar zu Sturtevant's Konzept stammt von dem italienischen Konzeptkünstler Giulio Paolini, dem Altmeister der Arte Povera: »Sieht so aus, als wäre sie der einzige Künstler, der nicht kopiert werden kann« (Kittelmann/Kramer, 2004b, S. 27) Stimmt: die Kopie der Kopie der Kopie ist ein derart konsequenter Angriff auf das Originalitätsdogma der älteren Kunstgeschichte, dass sich Sturtevant mit ihren Aneignungen längst einen festen Platz in der jüngeren Kunstgeschichte erobert hat.

Literaturverzeichnis

Albrecht, J. (2006). From trademark to copyright and back again. In: Art & Branding. Principles – interaktion – perspectives. Hg.v. Heusser, Hans-Jörg; Imesch, Kornelia, SIK, Zürich, S. 57-86.

Butin, H. (Hgg.) (2002). DuMonts Begriffslexikon zur zeitgenössischen Kunst, Köln: DuMont.

Kittelmann, U. & Kramer M.(2004a). Sturtevant, Brutal Truth. Frankfurt /Main: Museum für moderne Kunst.

Kittelmann, U. & Kramer M.(2004b). Sturtevant, Catalogue Raisonné. Frankfurt /Main: Museum für moderne Kunst.

Originale echt falsch – Nachahmung, Kopie, Zitat, Aneignung, Fälschung in der Gegenwartskunst (1999). Ausstellung im Neuen Museum Weserburg, Bremen.

Römer, S. (2001). Künstlerische Strategien des Fake. Kritik von Original und Fälschung. Köln.

Römer, S. (2002). "Appropriation Art" und "Fake". In: DuMonts Begriffslexikon zur zeitgenössischen Kunst, hg. v. Butin, S. 15-18; 78-81.

Glaubwürdigkeit von Wikipedia-Inhalten: Bibliotheken sind gefragt

Nando Stöcklin

Zentrum für Bildungsinformatik
Muesmattstrasse 29
CH-3012 Bern
nando.stoecklin@phbern.ch

Abstract

Die Wikipedia ist in wenigen Jahren bei Schülerinnen und Studierenden zu einer der beliebtesten Informationsquellen aufgestiegen. Die Artikel der Online-Enzyklopädie fassen jeweils ein Thema zusammen; genau dies wird heute in der Schule immer noch oft von den Lernenden verlangt. Es erstaunt deshalb nicht, dass Schüler und Studierende Inhalte aus der Wikipedia mit mehr oder weniger originalgetreuen Formulierungen übernehmen. So wie mit steigender Verbreitung des Taschenrechners das manuelle Lösen von einfachen Rechnungen obsolet wurde, stellt heute das Zusammenfassen von Fakten zu einem Thema keine zeitgemässe Aufgabe mehr für den Unterricht dar. Der Taschenrechner wird heute längst als Chance für anspruchsvollere Aufgabenstellungen gesehen. Anstatt die Nutzung zu verbieten, können Lehrende auch die Wikipedia als Chance für einen zeitgemässen Unterricht sehen, bei dem das Faktenwissen einen immer kleineren Stellenwert einnimmt.

Wikipedia-Artikel können zusammen mit den weiterführenden Links und Literaturtipps als Einstieg für eine vertiefte Recherche dienen. Die Verweise auf Artikel zum selben Thema in andere Sprachen machen die Wikipedia zudem zu einem Übersetzungsdienst für Fachbegriffe. Die effiziente und effektive Nutzung der Wikipedia setzt aber Hintergrundwissen voraus. Jeder Wikipedia-Artikel ist auf einem unterschiedlichen Entwicklungsstand und muss deshalb gesondert beurteilt werden. Versionsgeschichte und Diskussionsseiten der Artikel bieten viele transparente Zusatzinformationen, anhand derer sich die Verlässlichkeit eines Artikels besser beurteilen lässt. Die Beurteilung von Inhalten auf ihre Verlässlichkeit gehört zu den Kernkompetenzen von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren. In diesem Beitrag wird aufgezeigt, welche Methoden und Kriterien bei der Wikipedia genutzt werden können und welches Hintergrundwissen Bibliotheken für die kompetente Nutzung der Wikipedia benötigen.

1. Wikipedia: Idealer Einstieg für die rasche Informationsbeschaffung

2001 gegründet, entwickelte sich die Online-Enzyklopädie Wikipedia innert weniger Jahre zum bedeutendsten Nachschlagewerk weltweit. Die Wikipedia unterscheidet sich in mehreren Punkten von anderen Enzyklopädien. Sie gehört der amerikanischen Wikimedia Foundation, einer gemeinnützigen Stiftung ohne kommerzielle Interessen. Ihre Inhalte sind kostenlos einseh- und von allen Internetnutzenden änderbar. Die Wikimedia Foundation beschäftigt keine bezahlten Autorinnen und Autoren und keine Redaktion; die Inhalte werden entweder von Freiwilligen verfasst oder von Mitarbeitenden kommerzieller und nicht-kommerzieller Institutionen. Die redaktionelle Auswahl, Überarbeitungen und Korrekturen erfolgen ebenfalls durch Freiwillige. Finanziert wird die Wikipedia durch Spenden.

Mittlerweile gibt es Versionen der Wikipedia in mehr als 250 Sprachen. Die umfangreichste ist die englischsprachige Version mit rund 3 Millionen Artikeln, gefolgt von der deutschsprachigen mit 900'000 Artikeln (Stand: Juli 2009). Brockhaus, die grösste deutschsprachige Print-Enzyklopädie, umfasst rund 300'000 Artikel, die im Durchschnitt vier Mal kürzer sind als diejenigen der deutschsprachigen Wikipedia. Die Qualität der Wikipedia-Inhalte ist vergleichbar mit jener von herkömmlichen Enzyklopädien (z. B. Jiles 2005). Allerdings ist bei der Wikipedia die Bandbreite von qualitativ dürftigen zu hervorragenden Artikeln deutlich grösser. Täglich entstehen in der deutschsprachigen Wikipedia derzeit etwa 800 neue Artikel, rund 400 werden pro Tag gelöscht. Bei vielen neuen Artikeln handelt es sich um erste Entwürfe. Andere, besonders ältere Artikel, haben mehrere Review-Prozesse hinter sich, befinden sich auf einem hochstehenden Niveau und wurden von den Wikipedia-Autorinnen und -Autoren als lesenswert oder exzellent ausgezeichnet.

Gemäss verschiedenen Messungen (z. B. Alexa 2009) gehört die Wikipedia mindestens zu den sieben am häufigsten aufgerufenen Websites weltweit und ist die meistgenutzte textbasierte Informationsplattform überhaupt. In Deutschland stellt die Online-Enzyklopädie sowohl für Journalisten als auch für Wissenschaftler eine zentrale Quelle dar (z. B. Machill et al. 2008). Wer via Suchmaschinen recherchiert, landet mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls bei der Wikipedia. Laurent und Vickers (2009) untersuchten die Trefferlisten bei der Eingabe medizinischer Stichworte in verschiedene Suchmaschinen. Der entsprechende Wikipedia-Artikel fand sich zu rund 80 Prozent unter den ersten zehn Suchtreffern.

Besonders junge Internetnutzer mit guter Ausbildung verwenden die Wikipedia oft (Rainie und Tancer 2007), das trifft auf Schülerinnen und Schülern an Gymnasien sowie

Studierende zu. Sie nutzen die kostenlosen, kompakten Informationen sowohl für private als auch für schulische und akademische Zwecke.

2. Problematischer Umgang von Schülern mit der Wikipedia

Die Form der Wikipedia-Inhalte lädt zur Verwendung für Schüler- und Studierendenarbeiten ein. Informationen sind rasch gefunden und verlocken zum Kopieren. Plagiarismus aus der Wikipedia ist ein weit verbreitetes Problem. Teilweise werden Sätze oder Absätze unverändert übernommen, teilweise etwas umformuliert. Viele Studierende verwenden die Wikipedia als Quelle, im besten Fall mit entsprechender Zitation. Die Wikipedia ist als Enzyklopädie aber keine Primärquelle und eignet sich deshalb aus wissenschaftlicher Sicht selten zur Zitation. In gewissen Fällen ist eine Zitation der Wikipedia jedoch denkbar. Beispielsweise finden sich in der Wikipedia oft sehr knappe und durchdachte Definitionen eines Stichwortes, die als Eigenleistung der Online-Enzyklopädie zitiert werden dürfen. Ähnliches gilt für Grafiken und Bilder. Ein generelles Zitationsverbot würde zu kurz greifen und hätte den Nachteil, dass Studierende nicht sensibilisiert würden, selbst passende Quellen zu wählen. Ausserdem besteht bei einem generellen Verbot die Gefahr, dass Studierende die Informationen für ihre schriftliche Arbeit trotzdem der Wikipedia entlehnen, ohne sie zu zitieren. Problematisch ist aber auch der unkritische Umgang vieler Studierender mit den Inhalten der Wikipedia. Der unterschiedliche Entwicklungsstand der Artikel erfordert eine besonders kritische Betrachtung der Artikel.

3. Sinnvolle Nutzung der Wikipedia

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie Bildungsinstitutionen die Nutzung der Wikipedia thematisieren:

1. Bildungsinstitutionen können ihren Schülerinnen oder Schülern, respektive ihren Studierenden die Nutzung der Wikipedia generell verbieten. Die Bildungsinstitution vermittelt damit ein negatives Bild der Wikipedia, das nicht gerechtfertigt ist. Vor allem aber wird das Verbot der Realität nicht gerecht und wird über kurz oder lang hinfällig.
2. Lehrpersonen ignorieren die Wikipedia und führen ihren Unterricht wie vor der Wikipedia fort. Diese Variante löst die Probleme nicht. Studierende plagieren nach wie vor aus der Wikipedia und nutzen sie noch immer undifferenziert und unkritisch.
3. Lehrpersonen und Dozierende passen ihren Unterricht an. Sie investieren bewusst Zeit in die Sensibilisierung der Studierenden betreffend der Auswahl von geeigneten Quellen. Die Wikipedia als am häufigsten verwendete Informationsquelle weltweit verdient eine gesonderte Betrachtung. Dozierende machen sich mit der

Funktionsweise der Wikipedia vertraut und diskutieren mit den Studierenden darüber. Sie passen ihre Arbeitsaufträge so an, dass die Lösungen nicht bereits bestehen und plagiiert werden können.

4. Lehrpersonen und Dozierende verwenden die Wikipedia gezielt im Unterricht. Sie lassen die Studierenden beispielsweise in der Wikipedia schreiben. Das Verfassen eines lesenswerten oder exzellenten Artikels verlangt von den Studierenden hohe Kompetenzen bezüglich wissenschaftlichem Arbeiten, Quellenkritik und Gliederung eines Textes ab. Als Nebeneffekt machen sich Studierende mit dem System Wikipedia vertraut, lernen die Vor- und Nachteile kennen und lernen, verlässlichere Artikel von weniger verlässlichen zu unterscheiden.

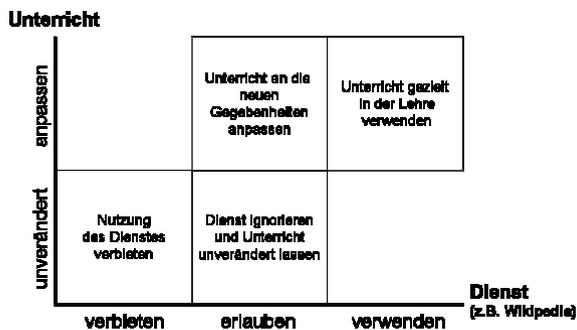


Abbildung 1: Möglichkeiten des Umgangs mit neuen Diensten im Unterricht

Alle vier Möglichkeiten kommen heute an Schulen und Hochschulen zum Einsatz. In der Folge zeigen wir anhand einiger Beispiele auf, wie die Wikipedia im Unterricht sinnvoll und gewinnbringend verwendet werden kann.

3.1. Wikipedia als Einstiegsdienst

Head und Eisenberg (2009) haben Studierende in den USA nach ihrem Rechercheverhalten befragt. Demnach wollen Studierende bei einer Recherche eine grobe Übersicht gewinnen, sich mit den Fachbegriffen vertraut machen, den situationsbedingten Kontext abklären und die eigentliche Informationssuche durchführen. Um eine grobe Übersicht zu gewinnen und sich mit den Fachbegriffen vertraut zu machen, nutzen die Studierenden in den meisten Fällen die Wikipedia. Den situationsbedingten Kontext, beispielsweise die Erwartungen des Betreuers oder der Betreuerin, klären sie direkt mit den involvierten Akteuren ab. Für die Informationssuche verwenden sie geeignete Quellen.

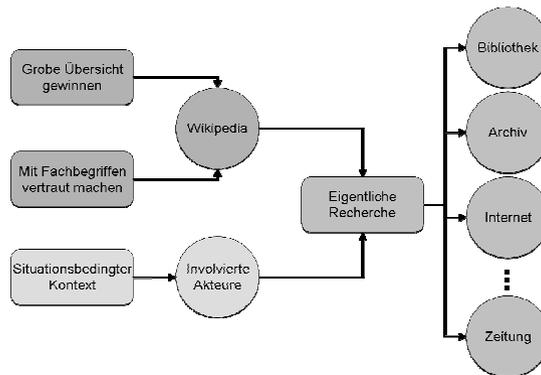


Abbildung 2: Wikipedia als Prä-Recherche-Dienst (angelehnt an Head/Eisenberg 2009)

Wikipedia zur Vorrecherche bei akademischen Rechercheprozessen zu nutzen, kann sinnvoll sein. Viele Wikipedia-Artikel geben nicht nur einen Überblick zu einem Thema, sondern listen geeignete weiterführende Quellen auf. Die in den Artikeln erwähnten Fachbegriffe lassen sich für präzise Anfragen in Bibliothekskatalogen, Suchmaschinen oder anderen Offline- und Online-Diensten nutzen. Für die meisten akademischen Recherchen sollte für den zweiten Schritt, die eigentliche Informationssuche, nicht die Wikipedia verwendet werden, da die Wikipedia bloss bereits publizierte Informationen abbildet und die Originale der Zweitverwertung in der Wikipedia vorzuziehen sind.

3.2. Wikipedia als primärer Recherchedienst

Je nach Nutzungszweck lässt sich die Wikipedia nicht nur zur Prä-Recherche nutzen, sondern als hauptsächlicher Suchdienst. Denkbare Nutzungszwecke sind zum Beispiel kleinere Faktensuchen oder Recherche aus persönlichem Interesse. Wer etwa Tolstois „Krieg und Frieden“ gelesen hat und sich über den historischen Hintergrund informieren möchte, auf dem die Handlung des Romans basiert, ist bei der Wikipedia gut aufgehoben. Wie für jedes andere Informationsmedium gilt auch für die Wikipedia: Wer auf korrekte Informationen angewiesen ist, sollte auf alle Fälle eine Zweitquelle konsultieren.

3.3. Wikipedia als Übersetzungsdienst

Die mehr als 250 Sprachversionen der Wikipedia lassen sich zur Übersetzung von Fachbegriffen nutzen. Zu den Artikeln werden anderssprachige Artikel zum selben Stichwort gelistet. Mit einem Klick gelangen Interessierte etwa vom deutschsprachigen Artikel über das Tagpfauenauge zum englischsprachigen Artikel „European Peacock

butterfly“. Gerade bei Fachbegriffen, die in konventionellen Übersetzungs-Wörterbüchern kaum vertreten sind, kann die Wikipedia hilfreich sein.

3.4. Wikipedia als Abbild kultureller Vielfalt

Welche Sicht haben Araber auf die Ereignisse des Attentats vom 11. September 2001? Wie stehen Chinesen im Vergleich zu Deutschen zur chinesischen Medizin? Wie stellen sich Englischsprachige die Schweizer Sportart Hornussen vor? Wer Fremdsprachen beherrscht, findet in den verschiedenen Sprachversionen der Wikipedia einen reichen Schatz an kulturell gefärbter Wahrnehmung. Wikipedia-Autoren sind zwar angehalten, Themen möglichst objektiv zu beschreiben; der kulturelle Hintergrund fließt trotzdem ein und prägt die Artikel. Diese kulturell bedingten Unterschiede werden in der Wikipedia sichtbar und nutzbar.

4. Beurteilung der Verlässlichkeit von Wikipedia-Inhalten

Die breite qualitative Spannweite der Wikipedia-Inhalte ist eine Schwäche der Online-Enzyklopädie. Die hohe Transparenz gleicht den Nachteil teilweise wieder aus. Jede einzelne Version wird gespeichert und ist ebenso öffentlich einsehbar wie die Diskussionen, welche zum Thema geführt wurden. Der Entstehungsprozess der Artikel lässt sich so jederzeit nachvollziehen.

Mit Hintergrundwissen zur Wikipedia kann die Verlässlichkeit des jeweiligen Artikels ohne Aufwand grob und mit etwas Aufwand ziemlich genau eingeschätzt werden. So besteht ein deutlicher Zusammenhang sowohl zwischen der Anzahl Besucherinnen und Besucher eines Artikels und der Qualität des Artikels als auch zwischen der Anzahl Autorinnen und Autoren eines Artikels und der Qualität (Brändle 2004; Stein et al. 2007). Je häufiger Wikipedia-Artikel besucht werden, desto wahrscheinlicher werden Fehler von den Besuchenden korrigiert und die Artikel damit qualitativ besser. Die Anzahl Besucher eines Artikels wird in der Wikipedia nicht direkt ausgewiesen, sie kann aber über den externen Dienst <http://stats.grok.se> eingesehen werden. Je mehr Personen an einem Artikel mitarbeiten, desto wahrscheinlicher werden verschiedene Sichtweisen einfließen. Die Anzahl Autorinnen und Autoren kann der Versionsgeschichte im Reiter „Versionen/Autoren“ des jeweiligen Wikipedia-Artikels entnommen werden. Einfacher geht es mit dem Werkzeug <http://vs.aka-online.de/cgi-bin/wppagehiststat.pl>, das automatisch die Anzahl Autoren zählt, allerdings unabhängig vom Umfang ihrer Beiträge. Beispielsweise dürfte der häufig besuchte und von vielen Autoren verfasste Artikel über Adolf Hitler mit hoher Wahrscheinlichkeit stimmig und ausgewogen sein. Beim wenig prominenten Artikel über die österreichische Schauspielerin Susanne Wuest hingegen ist

erhöhte Vorsicht geboten, allfällige Fehler könnten hier unter Umständen längere Zeit unentdeckt bleiben.



Abbildung 3: Navigationsleiste oberhalb der Wikipedia-Artikel

Die Versionsgeschichte gibt auch Hinweise, wer den Artikel hauptsächlich verfasst hat. Wer in der Wikipedia mitschreibt, kann sich registrieren. Bei Änderungen von registrierten Nutzern ist in der Versionsgeschichte der jeweilige Nutzernamen der Änderung zugeordnet. Zusätzlich ist auf das Nutzerprofil verlinkt, das sich registrierte Nutzer anlegen können. Bei Änderungen von nicht registrierten Nutzern wird die IP-Nummer des jeweiligen Netzbetreibers angezeigt, was zumindest eine teilweise geographische Zuordnung zulässt.

Zu vielen Artikeln besteht eine separate Diskussionsseite, aufrufbar über den Reiter „Diskussion“. Hier finden sich oft interessante Zusatzinformationen. Ist eine Aussage im Artikel umstritten? Gibt es Unklarheiten? Weist jemand auf Schwachpunkte wie beispielsweise fehlende wesentliche Informationen hin? Hat ein strukturierter Review-Prozess zum Artikel stattgefunden? Ist eine Angabe nicht mehr aktuell?

Die Artikel selbst lassen sich mithilfe der gängigen Kriterien der Quellenkritik analysieren. Sind die Quellen genannt, entweder pauschal als Literatur- und Internet-Tipps oder als Belege einzelner Aussagen? Was verrät die Sprache über das Bildungsniveau des Hauptautors? Enthält der Artikel wertende Begriffe wie „gut“, „schön“ oder „beliebt“?

Es ist nicht realistisch, dass Informationssuchende die ganze Palette der Methoden zur Beurteilung der Verlässlichkeit von Wikipedia-Artikeln kennen und nutzen. Der vom Zentrum für Bildungsinformatik der Pädagogischen Hochschule Bern entwickelte Dienst Wikibu (www.wikibu.ch) kann hierbei helfen. Er wertet verschiedene statistische Kriterien zu einem Artikel aus und gibt Hinweise über die Verlässlichkeit eines Artikels. Da Wikibu keine inhaltlichen Kriterien berücksichtigt, kann der Dienst eine sorgfältige inhaltliche Prüfung nicht ersetzen.

The image shows a screenshot of a Wikipedia article page for Fabian Cancellara. On the left, there is a sidebar titled 'In der Wikipedia suchen:' with a search bar and a 'go' button. Below the search bar, it displays 'Wikibu-Punkte' as '5 / 10'. There are four categories with star ratings and blue circular icons: 'Anzahl Besucher' (5 stars), 'Anzahl Autoren' (5 stars), 'Anzahl Verweise' (5 stars), and 'Quellennachweise' (5 stars). A warning icon indicates 'Der Artikel unterliegt derzeit stärkeren Veränderungen.'. Below that, it lists 'Hauptautoren dieses Artikels:' with a list: 1. Anne60 (12%), 2. Voyager (3%), 3. Alec #1 (4%), 4. Alfred Grudszus (3%), and 5. Dr. scrubby-brush (3%).

The main article content is titled 'Zum Artikel: Fabian_Cancellara in der Wikipedia'. It includes a brief biography: 'Fabian Cancellara (* 18. März 1981 in Wohlen bei Bern) ist ein Schweizer Radrennfahrer mit italienischen Wurzeln. Sein Vater, Donato Cancani von San Felice (PZ) in der südlichen Region Basilicata, nach Bern aus...'. It features an 'Inhaltsverzeichnis' with sections: 1 Karriere (1.1 2001–2005, 1.2 2006, 1.3 2007, 1.4 2008), 2 Zusammenarbeit mit Luigi Cecchini, 3 Palmarès, 4 Weblinks, and 5 Einzelnachweise. Below this is a 'Karriere' section with a paragraph: 'Cancellara konnte bereits in den Junioren-Kategorien zahlreiche Zeitwettkämpfe gewinnen. 1998 und 1999 wurde er Junioren-Zeitfahrwegewann 1999 den Rad-Weltcup der Junioren. Heute gilt er als einer der besten Zeitfahrer und als ein Spezialist für die Eintagesklassiker. Sehr bergig gehören hingegen nicht zu seinen Stärken. Wie er in der Tour de France gezeigt hat, scheint er Bergfahrqualitäten immer mehr zu entwickeln...'. The '2001–2005' section starts with: 'In seinen beiden ersten Profijahren (2001–2002) fuhr Cancellara für die Mannschaft der Prolog und die Gesamtwertung der Rhodos-Rundfahrt. Im folgenden Jahr wiederholte er dies. 2002 gewann er Etappen in Klein- und insgesamt vier Schweizer Meistertitel im Zeitfahren. Der Durchbruch kam bei der Tour de Romandie als auch die 2004 gewann Cancellara bei seiner ersten Teilnahme an der Tour de France...'

Abbildung 4: Wikibu-Analyse eines Wikipedia-Artikels

Nicht immer ist eine fundierte Analyse von Wikipedia-Artikeln notwendig. Für akademische Zwecke ist die Wikipedia meist nur zur Prä-Recherche zweckmässig. Anschliessend sollten ohnehin geeignetere Quellen konsultiert werden, was eine Analyse der Wikipedia-Inhalte überflüssig macht. Bei der Prä-Recherche können aber einzelne Analyse-Methoden gezielt eingesetzt einen Mehrwert bringen. Beispielsweise kann ein Blick auf die Diskussionsseite eines Artikels zusätzliche Informationen zum Thema und Anhaltspunkte für die folgende vertiefte Recherche liefern.

5. Bibliotheken sind gefragt

Die Wikipedia muss als derzeit meistbesuchte Informationsplattform der Welt in das Beratungsangebot der Bibliotheken einfließen. Mit dem Internet sind zusätzlich zu den Informationssammlungen in Bibliotheken riesige Informationssammlungen im Web entstanden. Entsprechend heterogener und komplexer gestalten sich Such- und Beurteilungsvorgänge. Lehrpersonen und Dozierende haben wenig Zeit, sich mit den Hintergründen von zentralen Webdiensten wie der Wikipedia auseinanderzusetzen und sind oft verunsichert. Bibliothekarinnen und Bibliothekare sind Expertinnen und Experten bei der Beurteilung von Informationen bezüglich Verlässlichkeit. Ihnen bietet sich jetzt die Gelegenheit, als kompetente Partner noch näher an die Schulen und Hochschulen heranzurücken, indem sie Lehrpersonen sowie Schülerinnen und Schüler bei Fragen zur Wikipedia unterstützen. Welche Methoden gibt es zur Beurteilung von Wikipedia-Artikeln? Welche Methoden eignen sich für welche Szenarien? Wie kommen die Artikel zustande? Welche Meta-Informationen lassen sich nutzen? Wie sollen Schulen mit der Wikipedia umgehen? Wie können sie verhindern, dass Schülerinnen und Schüler aus der Wikipedia plagieren? Bibliotheken können öffentliche Weiterbildungsveranstaltungen und

Diskussionsrunden zur Wikipedia anbieten. Damit leisten Bibliotheken einen wesentlichen Beitrag dazu, dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene kompetent mit Informationen aus der Wikipedia umgehen.

Literaturverzeichnis

Alexa (2009). <http://www.alexa.com/topsites> [2009-06-01].

Brändle, A. (2005). Zu wenige Köche verderben den Brei. Eine Inhaltsanalyse der Wikipedia aus Perspektive der journalistischen Qualität, des Netzeffekts und der Ökonomie der Aufmerksamkeit. Lizentiatsarbeit, Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, Universität Zürich.

Head, A. J. & Eisenberg, M. B.: Project Information Literacy Progress Report: What Today's College Students Say about Conducting Research in the Digital Age.

Jiles, J. (2005). Internet encyclopaedias go head to head. *Nature*, Vol. 438 No. 7070.

Laurent, M. & Vickers, T. (2009): Seeking health information online: does Wikipedia matter? *Journal of the American Medical Informatics Association*, PrePrint 2009-04-23.

Machill et al. (2008): Journalistische Recherche im Internet. Bestandsaufnahme journalistischer Arbeitsweisen in Zeitungen, Hörfunk, Fernsehen und Online. Berlin: Vistas. Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen, Band 60.

Rainie, L. & Tancer, B. (2007): Data Memo: 36% of online American adults consult Wikipedia. PEW/Internet, 24.04.07, <http://www.pewinternet.org/Reports/2007/Wikipedia-users.aspx>

Stein, K. & Hess, C. (2007): Does it matter who contributes: a study on featured articles in the german wikipedia. In: HT '07: Proceedings of the eighteenth conference on Hypertext and hypermedia, S. 171174, New York, NY, USA. ACM.

Folksonomy, eine Herausforderung für die Bibliotheken

Diana Jurjević

Zentrum für Bildungsinformatik
Muesmattstrasse 29
CH-3012 Bern
Diana.Jurjevic@phbern.ch

Abstract

Tagging ermöglicht den Internetnutzern ihre Foto-, Video- oder Textbeiträge im Internet selbst zu verschlagworten. Die Tags machen diese Beiträge sowohl für den Nutzer selbst als auch für alle anderen Nutzer auffindbar. Das Prinzip des Social Taggings machte den weltweiten Erfolg von Diensten wie YouTube, Flickr und Delicious erst möglich. Keiner dieser drei Dienste ist auch nur zehn Jahre alt, aber sie haben bereits unsere Art, wie wir das Internet verwenden, nachhaltig verändert. Online-Communities filtern mithilfe von Social Tagging-Systemen Informationen. Sie übernehmen klassische Bibliotheksaufgaben im Internet. Social Tagging-Systeme sind in hohem Grade angepasst an die Strukturen des Internets, insbesondere am Web 2.0. Sie liefern oft schneller als andere Medien die aktuellsten Informationen und halten auch Schritt mit dem weiterhin rasanten Wachstum des Internet. Gemessen an den Besucherzahlen könnte man etwas provokativ fragen: Verschlagworten Internetnutzerinnen erfolgreicher als Bibliothekarinnen?

Bei der Erschliessung grosser Informationsbestände standen bis heute zwei Verfahren im Vordergrund: Klassifikation durch Profis und algorithmische Indexverfahren. Neu dazu gesellt sich Social Tagging. Der Beitrag zeigt Vor- und Nachteile der drei Erschliessungsarten auf. Schwerpunkt dabei sind die Social Tagging-Dienste. In Zukunft werden zudem hybride Erschliessungsmechanismen noch stärker zunehmen. Zu den Aufgaben der Bibliothek gehört die Förderung der Informationskompetenz. Deshalb müssen sich Bibliotheken mit allen Arten der Informationserschliessung auseinandersetzen.

1. Benutzerpartizipation: ein neues Paradigma bei der Informationserschliessung

Seit der Erfindung des Internets speichern immer mehr Menschen immer mehr Informationen im Internet ab. Zu den beliebtesten Internetdiensten gehören Webanwendungen, die ihren Nutzerinnen und Nutzern Partizipationsmöglichkeiten anbieten. Immer mehr Online-Nutzende suchen nicht nur nach Informationen im Internet, sondern stellen selbst ihre Texte, Fotos und Videos für alle Online-Nutzende zur Verfügung und partizipieren am Ausbau des World Wide Web. Damit verbunden ist ein Zuwachs immer kleinerer und unorganisierterer Informationseinheiten (z.B. Blogs, Memos und Tweets). Um diese Informationen auffindbar zu machen werden Tags genutzt. Nutzende können so durch die Eingabe von Tags in Suchsystemen Informationen finden.

Mit der Informationsanhäufung und -archivierung im Internet wachsen auch die Anforderungen an die Online-Suche sowohl für den Einzelnen als auch für Organisationen. Die Förderung der Informationskompetenz gehört zu den Aufgaben der Bibliotheken. Insbesondere im Hinblick auf die jüngeren und internetvertrauten Bibliotheksbenutzerinnen ist eine Auseinandersetzung mit den neuen Entwicklungen unabdingbar.

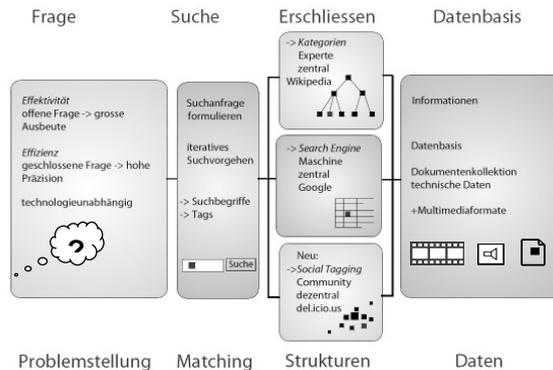


Abbildung 1: Prozessablauf der Informationssuche

Bei der Erschliessung grosser Informationsbestände standen bis heute zwei Verfahren im Vordergrund: Klassifikation durch Profis (Katalogsysteme) und algorithmische Indexverfahren (Search Engines). Neu dazu gesellt sich Social Tagging durch die Community. Social Tagging-Systeme haben sich als ernst zunehmende Informationsdienste etabliert und müssen im Rahmen der Allgemeinbildung als Teil der Informationskompetenz thematisiert werden.

2. Katalogsysteme, algorithmische Suchmaschinen und Social Tagging-Systeme als Informationsdienste

Die Schwierigkeit bei der Informationsbeschaffung liegt darin, ein „Matching“ zwischen den Informationsbedürfnissen auf der einen Seite und den gespeicherten Informationen, d.h. technischen Daten, auf der anderen Seite, herzustellen. An dieser Stelle kommen die Konzepte der Erschliessung zum Tragen.

2.1. Katalogsystem

Daten können nach Kategorien unterschieden und hierarchisch geordnet werden. Beispiel hierfür sind Bibliotheken mit kontrollierten Schlagwortkatalogen. Diese Vorgehensweise verfolgt einen zentralen Ansatz. Fachpersonen bestimmen, welche Schlagworte und Kategorien für die Kataloge verwendet werden. Damit legen sie die Struktur und Ordnung der Dokumente fest. Im Internet finden wir diesen Ansatz in den Themenverzeichnissen von Yahoo, etc. wieder.

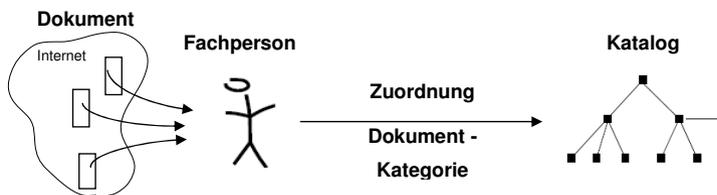


Abbildung 2: Katalogsystem

Ein Vorteil von Kategoriensystemen für die Nutzenden ist, dass Fachpersonen den Inhalt der Dokumente zuerst prüfen und dann die Dokumente sinnvoll kategorisieren. Dieses Erschliessungskonzept kann aber auch nachteilig für die Nutzenden sein. Fachpersonen klassifizieren Dokumente entsprechend ihrem Fachwissen. Die Nutzenden müssen bei ihrer Suche die Klassifikation der Fachperson nachvollziehen. Damit sinkt die Benutzerfreundlichkeit der Klassifikation.

2.2. Algorithmische Suchmaschine

Aus Bibliotheken und Büchern kennen wir den Index, auch Stichwortverzeichnis genannt. Analog dazu erstellen im Internet Suchmaschinen einen Index. Im Unterschied zu den Kategorien, die von Experten erstellt werden, wird der Index von Maschinen generiert.

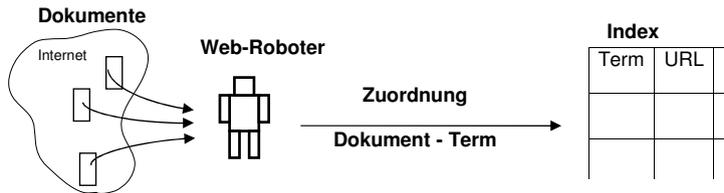


Abbildung 3: Indexiersystem

Die Suchergebnisse beruhen allein auf den Berechnungen der Suchmaschine. Das hat den Vorteil, dass der Index umfassend reproduzierbar und einheitlich ist. Der Nachteil ist, dass ein automatisches Indexiersystem bei einer Suchmaschine oder einer herkömmlichen Printbibliothek über keinerlei semantisches Know-How verfügt. Suchmaschinen durchsuchen alle im Dokument enthaltenen Wörter und verschlagworten das einzelne Dokument mit sehr vielen Begriffen. Damit sinkt die Präzision der Suchergebnisse. Ein typisches Beispiel sind PowerPoint-Dateien. In den Präsentationen sind Datums- und Ortsangaben üblich. Diese sagen aber wenig über den Inhalt des Dokumentes aus.

Term	Häufigkeit	Dokumente
all	Total: 5	Dokumente: 3
		1 http://www.diesseite.at/seite2.htm
		2 http://www.loona.com
		2 http://www.write.ch
alle	Total: 1	Dokumente: 1
		1 http://www.diesseite.at/seite31.htm
alles	Total: 1	Dokumente: 1
		1 http://www.hinterwalden.ch

Abbildung 4: Ausschnitt aus dem Index der didaktischen Suchmaschine Soekia
(Dreier/ Hartmann 2003)

Um die mangelnde Präzision auszugleichen, sortieren Informationsdienste die gefundenen Dokumente nach ihrer Relevanz. Dazu gibt es zwei Möglichkeiten: aufgrund dokumentenbasierter Eigenschaften, z.B. Häufigkeit des Vorkommens der Suchbegriffe in den Dokumenten, oder aufgrund dokumentenunabhängiger Eigenschaften, z.B. wie die Dokumente mit anderen Webseiten verlinkt sind. Die meisten Suchmaschinen nutzen heute neben dokumentenabhängigen Eigenschaften auch dokumentenunabhängige Kriterien für die Relevanzrangierung, der Google-Pagerank-Mechanismus ist ein Musterbeispiel. Besonders erfolgreiche Methoden bei der Relevanzrangierung nutzen dokumentenunabhängige Eigenschaften, bei denen zusätzliche Informationen (Metadaten) zu den Dokumenten hinzugefügt werden. Genau diesen Umstand machen sich die Social Tagging-Systeme zu nutzen.

2.3. Social Tagging-System

Algorithmische Suchmaschinen folgen wie Katalogsysteme einem zentralen Ansatz. Social Tagging-Systeme hingegen stützen sich auf die Community ab. Ein ‚Tag‘ bezeichnet ein Schlagwort und ‚Social‘ steht für das gemeinsame Verschlagworten einer Dokumentenkollektion. In Social Tagging-Systemen speichern Community-Mitglieder z.B. Weblinks bei einem Online-Dienst. Zusätzlich beschreiben sie den Inhalt der entsprechenden Webseite mit Tags.

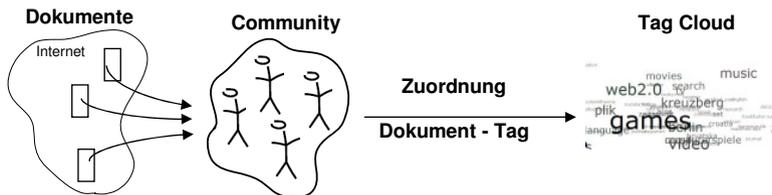


Abbildung 5: Social Tagging-System

Mithilfe einer Suchmaschine können die gespeicherten Weblinks aufgrund dieser Tags gefunden werden. Jedes Suchergebnis liefert zudem alle Benutzernamen, die diesen Weblink gespeichert haben. Über den Benutzernamen können die Benutzerprofile der Community-Mitglieder gefunden werden.

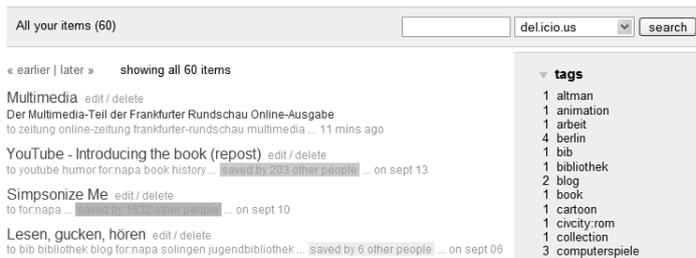


Abbildung 6: Ausschnitt einer Benutzer-Startseite bei Delicious

Social Tagging-Systeme folgen einem *dezentralen* Ansatz. Nicht nur Fachpersonen verschlagworten Dokumente, sondern eine ganze Community von Personen wirkt mit. Auf den Websites solcher Social Tagging-Systeme finden sich keine Vorschriften oder Regeln, nach denen verschlagwortet wird. Im Prinzip ist man frei so zu taggen, wie es einem gerade in den Sinn kommt. Häufig werden den Nutzerinnen allerdings Tags vorgeschlagen, die bereits von anderen Nutzerinnen für die Webseite verwendet wurden.

del.icio.us

uri

description

notes

tags space separated

your network
for.napa for.sum.it for.wittwerch

Abbildung 7: Benutzeroberfläche zum Taggen von Lesezeichen bei Delicious

3. Folksonomy – Hype oder Zukunft?

Social Tagging Dienste haben auf den ersten Blick viele Nachteile: Zum Beispiel werden Dokumente nicht von Profis anhand eines kontrollierten Thesaurus verschlagwortet. Im Gegenteil: Nutzer verwenden unterschiedliche Tags für dasselbe Dokument, die Nutzer verschlagworteten im Singular oder Plural, auch Rechtschreibfehler sind keine Seltenheit. Trotz dieser Nachteile sind Social Tagging-Systeme längst feste Bestandteile des Webs. So nutzen die zwei weltweit grössten Internetkonzerne Yahoo! und Google für ihre Video- und Fotoportale Tagging und die Dienste erfreuen sich grosser Beliebtheit bei den Konsumenten. Es lohnt sich also die Vorteile von Social Tagging für die Informationsrecherche im Internet genauer zu untersuchen.

Mit Social Tagging-Systemen können textbasierte Dokumente, aber im Unterschied zu algorithmischen Suchmaschinen auch Dokumente in anderen Medienformaten, wie Bild-, Audio- und Video-Dateien, erschlossen werden. Maschinengenerierte Indexiersysteme erfassen den Inhalt einer Bild-, Audio- oder Video-Datei nur sehr eingeschränkt.

Bei algorithmischen Suchmaschinen werden bis auf wenige Ausnahmen alle Wörter, die im Dokument enthalten sind, in den Schlagwortindex aufgenommen. Im Vergleich dazu erhält beim Tagging ein einzelnes Dokument von Nutzenden in der Regel nur 1-3 Tags. (Biddulph, 2004) Häufig taggen aber sehr viele Mitglieder ein Dokument. Damit resultieren in der Regel doch viele Tags pro Dokument. Bei den Tags handelt sich in der Regel auch um geläufige Begriffe, welche unter Umständen von Suchenden eher verwendet werden dürften als von Profis vergebene spezifische Schlagworte.

Ein Nachteil beim Tagging ist die kleinere Ausbeute gegenüber algorithmischen Suchmaschinen. Social Tagging-Systeme erschliessen wesentlich weniger Dokumente als Indexiersysteme. Die Grössenunterschiede zwischen den Kollektionen sind derzeit enorm. Social Tagging-Systeme erfassen nur die Dokumente, die ihre Mitglieder auch erfassen wollen. Ergebnisse aus den Information Science geben aber Hinweise darauf, dass dieser Nachteil für die Online-Nutzenden kaum ins Gewicht fällt. Jansen, Spink und Saracevic

(2000) weisen in ihrer Studie nach, dass 62% Suchmaschinen-Nutzende nur die erste Treffer-Seite der Suchergebnisse berücksichtigen. Alle weiteren Suchergebnisse werden von den Nutzenden systematisch ausgeblendet. Die Dokumente in Social Tagging-Systemen sind handverlesen. Die Community funktioniert als Filter für die Inhalte. Damit steigt die Präzision in Social Tagging-Systemen. Wenn die erste Trefferseite zudem viele relevante Dokumente liefert, steigt auch die benutzerdefinierte Ausbeute. Diese nimmt nur so viele Treffer in die Wertung auf, wie sie von durchschnittlichen Usern wahrgenommen werden. Eine Definition von Ausbeute und Präzision, die sich am Nutzerverhalten konkretisiert, gibt es bislang noch nicht. Wir führen deshalb die Begriffe der *benutzerdefinierten Ausbeute* und der *benutzerdefinierten Präzision* für die Evaluation von Web-Suchmaschinen ein.

4. Tagidex – Vergleich von Index- und Taggingsystemen

Mit dem Aufkommen des Taggings im Web 2.0 entstand neben den algorithmischen Suchsystemen eine neue Suchmöglichkeit für die Internetnutzerinnen. Um diese Option besser nutzen zu können, haben wir die Lernumgebung Tagidex entwickelt, welche den Lernenden die Unterschiede zwischen einer Volltextsuche und einer tagbasierten Suche veranschaulichen. Tagidex erlaubt es, auf einer vergleichbar überschaubaren Kollektion von echten Websites zum Themenbereich ‚Elektrizität‘ mit Tagging- und Indexsuchverfahren zu suchen. Ein Prototyp von Tagidex findet sich auf (Hielscher/Jurjevic 2009). Die Nutzenden können selbst wählen, mit welchem Retrievalsystem die Kollektion durchsucht werden soll. Bei der tagbasierten Suche werden die dazugehörigen Tags von Social Tagging-Diensten wie Delicious bezogen. Beispielsweise kann derselbe Suchbegriff in die Volltextsuche und in die tagbasierte Suche eingegeben werden, die Ergebnislisten können miteinander verglichen und charakteristische Merkmalsunterschiede herausgearbeitet werden. Auf welchem Platz steht eine von Nutzenden verschlagwortete Seite im Vergleich zur Indexsuche? Wurde der erste Treffer auf eine Anfrage mit der Indexsuche auch von Nutzenden verschlagwortet? Stimmen die Schlagwörter ungefähr mit den Erwartungen überein? Tagidex verdeutlicht die unterschiedlichen Funktionsweisen der Suchsysteme. Durch das Ausprobieren verschiedener Suchbegriffe und -systeme können die Lernenden erfahren, welche Suchstrategien mehr oder weniger erfolgreich sind.



Abbildung 8: Screenshot einer Suchergebnisseite aus Tagidex

Tagidex ist als didaktisches Hilfsmittel konzipiert und nicht als Lernumgebung für das Selbststudium gedacht. Bevor im Unterricht Tagidex zum Einsatz gelangt, braucht es eine Einführung in die Grundlagen der Internetrecherche, speziell der tag- und indexbasierten Suchsysteme. Die Funktionsweise von indexbasierten Suchsystemen kann mithilfe der didaktischen Suchmaschine Soekia (Dreier/Hartmann 2003) vermittelt werden. Bei tagbasierten Diensten wie Delicious muss zuerst die Nutzung als Suchmaschine aufgezeigt werden. Erst anschließend können mit Tagidex Vor- und Nachteile der verschiedenen Erschliessungsmethoden erkundet werden. Es ergeben sich Fragestellungen wie z.B.: Was sind mögliche Gründe für die unterschiedliche Rangierung von Treffern bei den beiden Suchsystemen? Welche Kriterien müssen bei der Auswahl von guten Suchbegriffen berücksichtigt werden? Die Lernenden erkennen so grundlegende Unterschiede: bei indexbasierten Suchmaschinen muss man beispielsweise Suchbegriffe wählen, die im gewünschten Dokument enthalten sind. Bei tagbasierter Erschliessung muss man sich mehr die Benutzenden und die von diesen verwendeten Tags vorstellen. Aufgrund erster Erprobungen im Unterricht kann vermutet werden, dass sich die Benutzenden mit beiden Typen von Suchsystemen zu Recht finden. Wer schon über gute Recherchekompetenzen mit herkömmlichen Suchmaschinen verfügt, nutzt zudem auch Social Bookmarking-Dienste effizienter.

5. Vergleichsstudie von Index- und Tagging-Systemen

Neben der Lernumgebung Tagidex wird Tagidex auch für Vergleichsstudien von Index- und Tagging-Systemen genutzt. Mithilfe von Tagidex wurde eine Testkollektion bestehend aus rund 20'500 Webseiten inklusive Tags von Delicious und Mister Wong bezogen. Eine Gruppe von Probanden versuchte persönliche Fragestellungen mithilfe von Tagidex zu

beantworten, die eine Hälfte nutzte dafür das tagbasierte Verfahren, die andere das indexbasierte. Während der Untersuchung wurden 455 Logfiles, 34 Fragebögen und 358 Relevanzwerte erhoben. Erste Auswertungen zeigen keinen signifikanten Unterschied zwischen tag- und indexbasierten Systemen beim Sucherfolg. Beide Systeme erzielten vergleichbare Relevanzwerte bei den Suchergebnissen. Es zeichnet sich ferner ab, dass bei tagbasierten Systemen die Suche mit wenigen Oberbegriffen aussichtsreicher ist, wohingegen bei indexbasierten Systemen die Suche mit mehreren und sehr spezifischen Suchbegriffen vielversprechender ist. Für Herbst 2009 und Frühling 2010 sind zwei weitere Untersuchungen geplant. In diesen Studien soll eine grössere Anzahl von Probanden untersucht werden. Wir erwarten, mit den Ergebnissen Anregungen zu erhalten, wie man die Nutzer bei der Verwendung von Suchmaschinen sowohl im Web als auch im Web 2.0 besser unterstützen kann. Zudem sollen die Erkenntnisse in die Entwicklung von hybriden Informationsdiensten im Internet einfließen, also Suchdiensten die sich sowohl auf einen maschinengenerierten Index als auch einen Tag-Index abstützen.

6. Hybride Verschlagwortung – der Weg in die Zukunft der Bibliotheken?

Tagging Systeme sind bei der Informationserschliessung im Internet nicht mehr weg zu denken und damit auch für die Bibliotheken relevant. Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema geht es weder um ein entweder/oder noch um die Wahl des besseren Systems, sondern um eine Bereicherung. Im Internet herrscht der Trend zu hybriden Informationsdiensten. Vor diesem Hintergrund wäre es interessant zu diskutieren, inwieweit hybride Bibliothekskataloge (z.B. Kategorisierung und Verschlagwortung durch Expertinnen und basisdemokratisches Verschlagworten durch die Bibliotheksnutzerinnen) ein Gewinn für die Bibliotheken sein könnten. Zu prüfen wäre auch, ob man den Bibliothekskatalog mit Tags aus bereits bestehenden Web 2.0 Diensten, wie beispielsweise Librarything, sinnvoll erweitern kann.

Die Menge der verfügbaren Informationen nimmt weiter rasant zu. Auch die Vielfalt der Werkzeuge, um an diese Informationen zu gelangen, wächst weiter. Die effiziente und effektive Informationsbeschaffung wird damit nicht einfacher, sondern zu einer Herausforderung und Schlüsselkompetenz. Die Informationskompetenz wird in Zukunft immer wichtiger und Bibliotheken sind die erste Adresse, wenn es darum geht Informationskompetenz zu vermitteln. Auch deshalb müssen sich Bibliotheken mit den Vor- und Nachteilen von Social Tagging-Systemen auseinandersetzen.

Literaturverzeichnis

- Biddulph, M. (2004): Introducing del.icio.us
<http://www.xml.com/pub/a/2004/11/10/delicious.html> [2009-06-10].
- Dreier, M. & Hartmann, W. (2003): www.swisseduc.ch/informatik/soekia/ [2009-01-08].
- Hendler, J. A., Shadbolt, N., Hall, W., Berners-Lee, T. & Weitzner, D. J. (2008): Web Science: An Interdisciplinary Approach to Understanding the Web. *Communications of the ACM*, 51 (7), S. 60-69
- Hielscher, M. & Jurjević, D. : www.r2d2.ch/tagidex/ [2009-06-10].
- Saracevic, T. (1995): Evaluation of evaluation in information retrieval. *Proceedings of the 18th Annual International ACM SIGIR Conference on Research and Development in Information Retrieval. Special issue of SIGIR Forum*, S. 138-146.
- Spink, A. & Greisdorf, H. (2001): Regions and levels: Mapping and measuring users' relevance judgments. *Journal of the American Society for Information Science*, 52(2), S. 161-173.
- Su, L. T. (2003): A comprehensive and systematic model of user evaluation of web search engines: I. theory and background. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 13, S. 1175-1192.
- Su, L. T. (2003): A comprehensive and systematic model of user evaluation of web search engines: II: an evaluation by undergraduates. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 13, S. 1193-1223.
- Shneiderman, B. (2007): Web science: A Provocative Invitation to Computer Science. *Communications of the ACM*, 50(6), 2007; S. 25-27.
- Spink, A. (2002): A user-centered approach to evaluating human interaction with web search engines: an exploratory study. *Information Processing and Management* 38(3), S. 401-426.

Zwischen Skylla und Charybdis: Sacherschliessung als Schnittstellenproblem

René Schneider

Haute Ecole de Gestion
7, rte de Drize
CH-1227 Carouge
rene.schneider@hesge.ch

Abstract

Die mit der Sacherschliessung verbundene Arbeit gilt in der Regel als qualitativ hochwertig, gerät aber zunehmend in Kritik. Die Kritik beginnt mit der Tatsache, dass die Ergebnisse dieser Expertenarbeit den Benutzern und Verantwortlichen von Bibliotheken nur sehr schwer zu vermitteln sind und verschärft sich durch die Entwicklung der Volltextsuche und insbesondere den Erfolg der Folksonomies.

Ein häufig vernachlässigter Aspekt ergibt sich aus dem Umstand, dass Sacherschliessung im Web zuvorderst ein Schnittstellenproblem ist. Dies lässt sich durch empirische Untersuchungen leicht begründen: Betrachtet man die Benutzeroberflächen, die für die Katalogrecherche bereitgestellt werden, lässt sich leicht nachweisen, dass für den Benutzer nur sehr schwer verständlich bzw. nachvollziehbar ist, welcher Mehrwert sich hinter den erweiterten Suchfunktionalitäten der Katalogsuche verbirgt. Zugleich ist dieser Mehrwert häufig durch unnötig komplizierte Benutzeroberflächen nur sehr schwer auffindbar.

Im Konferenzbeitrag sollen zunächst der Gegenentwurf der Folksonomies erläutert und zur Sacherschliessung in Bezug gesetzt werden, anschliessend sollen die Resultate einer empirischen Studie, die im Zusammenhang mit der Sacherschliessung stehen, vorgestellt werden. Gegen Ende sollen einige Lösungsvorschläge zur Integration der Sacherschliessung mit neuartiger Webtechnologie erläutert werden. Darunter fallen die Verbindung von Expertenwissen der Sacherschliessung mit dem Laienwissen der Folksonomies, schlagwortgesteuerte RSS-Feeds und die Kombination von Schlagwortsuche innerhalb von Widgets bzw. als Bestandteil von Mash-Ups. Zudem soll die Frage erörtert werden, welchen Beitrag die Sacherschliessung für die Erstellung maschinenverständlicher Ontologien leisten kann.

1. Einleitung

Die mit der Sacherschliessung verbundene Arbeit gilt in der Regel als qualitativ hochwertig, gerät aber zunehmend in Kritik. Diese Kritik wurzelt darin, dass die Ergebnisse jener kostspieligen Expertenarbeit den Benutzern und Verantwortlichen von Bibliotheken nur sehr schwer zu vermitteln sind und führt zu der Vorstellung, dass die Sacherschliessung von neuen Entwicklungen der Informationsgestaltung und Informationsvermittlung von ganz anderer Seite bald abgelöst sein wird.

Der Artikel betrachtet die Sacherschliessung als Schnittstellenproblem in einer doppelten Bedeutung dieses Worts: im konkreten Sinn als Bereitstellung neuer Benutzer- und Systemschnittstellen, im übertragenen Sinn als Neuausrichtung der Katalogisierung gegenüber Benutzern und dem Web. Zur besseren Verständnis dieser Problematik – die auch eine Auseinandersetzung mit den Technologien des Web 2.0 und des Web 3.0 ist – kann diese als Wiederkehr des klassischen Themas „der Passage zwischen Skylla und Charybdis“¹ verstanden werden.



Abbildung 1: Zwischen Skylla & Charibdis²

2. Sacherschliessung als Schnittstellenproblem

Bei aller allgemeinen Kritik an der Sacherschliessung wird häufig ausser Acht gelassen, dass diese auch als Schnittstellenproblem zu begreifen ist. Dies betrifft die Schnittstelle zum Benutzer und die Schnittstelle zu anderen Informationssystemen, an vorderster Stelle die Einbettung ins Web und den Datenaustausch zwischen den OPACs und dem Web.

Betrachtet man die Benutzeroberflächen, die für die Katalogrecherche bereitgestellt werden, lässt sich leicht nachweisen, dass für den Benutzer nur sehr schwer verständlich bzw. nachvollziehbar ist, welcher Mehrwert sich hinter den erweiterten Suchfunktionalitäten der Katalogsuche verbirgt. Zugleich ist dieser Mehrwert häufig durch unnötig komplizierte Benutzeroberflächen nur sehr

¹ Mit der Bezeichnung „zwischen Skylla und Charybdis“ wird seit der Antike häufig auf die Wahl zwischen zwei Übeln verwiesen, von denen keines das Geringere darstellt. Ihren Ursprung hat diese Redensart in der schwierigen Passage der Meerenge von Messina, an deren engster Stelle zwei Ungeheuer – Scylla auf kalabrischer und Charybdis auf sizilianischer Seite - die Weiterfahrt bedrohten. (Ovid, 1979).

² Unter Verwendung eines Ausschnitts von maps.google.com.

schwer auffindbar. In einfachen quantitativen und qualitativen Untersuchungen³ (Bugnon / Schneider 2008) lässt sich sehr schnell nachweisen, dass die Nutzungsrate des Schlagwortkatalogs unterhalb zwei Prozent liegt und die Benutzer Schwierigkeiten haben, diese von anderen Suchtypen zu unterscheiden. Die Wurzel des Problems ist demnach nicht die Arbeit des Sacherschliessers sondern die Gestaltung benutzerunfreundlicher Schnittstellen.

Dennoch soll nicht ausser acht gelassen werden, dass die Grundlage dieser Arbeiten, d.h. die Regeln zur Verschlagwortung und die Inventare (Schlagwortverzeichnisse und -ketten) deren sich die Bibliothekare dabei bedienen, aus einer anderen Epoche zu stammen scheinen, betrachtet man allein die zeitliche Verzögerung, die während der Integration neuer Terme (etwa Web 2.0) entsteht. Zudem scheint bei allem Wunsch nach einheitlicher Verschlagwortung ein rechter Wildwuchs bei Regeln und Inventaren zu herrschen: so liegt der Anteil der strikt und einheitlich verschlagworteten Medien unter 10%.

Andererseits erscheinen die Online-Kataloge, verglichen mit den neuen sozialen Plattformen des Webs als autoritär verwaltete und monolithische Informationsblöcke, die nur wenig Angriffspunkte und Anknüpfungsf lächen für Benutzer und andere Informationssysteme bieten. Kataloge weisen zwar in Innern einen hohen Vernetzungsgrad auf, ihre Datensätze sind jedoch nicht aufbrechbar oder lassen sich nicht mit anderen Daten vermischen. Dabei könnte die Integration dieses Wissens mit einem grossen Potential verbunden sein: in punkto Benutzer betrifft dies eine Auseinandersetzung mit den Folksonomies des Web 2.0, in punkto maschineller Informationssysteme die Ontologien des Web 3.0, zwischen beiden befinden sich die Mashups, die die Vermischung der Daten garantieren. Möglicherweise garantieren nur die Schaffung neuer Angriffspunkte in der Form neuartiger Schnittstellen (bspw. als RESTful Service⁴) als Resultat einer Auseinandersetzung mit diesen Wissensformen das Überleben der Kataloge.

2.1. Folksonomies

Folksonomies (ein Neologismus aus *folks* und *taxonomy*) sind eines der erstaunlichsten Phänomene des Web 2.0. Sie bezeichnen das spontane, kollaborative und dezentrale Klassifizieren von Information. Im Gegensatz zu hierarchischen Klassifikationssystemen besteht hier keine Einschränkung durch eine prädefinierte Terminologie, die das Produkt einer wohlüberlegten Reflektion und langwierigen Überprüfung ist. In Folksonomies vergibt der Benutzer zwar keine beliebigen Schlagwörter – die in diesem Zusammenhang in der Regel als Tags bezeichnet werden – allerdings jene Tags, die ihm beliebt sind. Jeder Tag bildet dabei seine eigene Klasse. Andererseits zeigt ein Blick in die Plattformen des Web 2.0 nicht nur deren Vielseitigkeit, sondern auch ihre Effizienz (Danowski/Heller 2006). Sie werden zur Klassifizierung von Bookmarks, zur Kennzeichnung von Blogbeiträgen, beim Upload von Photos, Videos und anderen Medien verwendet und stellen gleichzeitig die Grundlage für die Herstellung von sozialen Kontakten dar. Als Gegenentwurf zur reflektierten und wohlüberlegten Arbeit der Spezialisten in der Verschlagwortung

³ RCSO-ISNet Forschungsprojekt ACUEIL:
http://campus.hesge.ch/id_bilingue/projekte_partner/projekte/acueil/acueil_fr.asp

⁴ RESTful Services (Rest=Representational State Transfer) stehen für ein Schnittstellendesign, das die Erstellung verteilter Web Services erleichtern soll. Es greift auf die Grundlagen des Web (URI und HTTP) zurück und präferiert die Adressierung von einzelnen Datensätzen über eigene URIs.

(siehe Abbildung 2) geben sie – ganz allgemein – einen Überblick über Benutzerinteressen und Vorlieben und bieten eine Möglichkeit, „dem Volk aufs Maul zu schauen“.

animals architecture **art** asia australia baby band barcelona **beach** berlin bike bird birthday black blackandwhite blue bw **california** canada **canon** car cat chicago china christmas church city clouds color concert cute dance day de dog england europe fall **family** fashion festival film florida flower flowers food football france **friends** fun garden geotagged germany girl girls graffiti green halloween hawaii hiking holiday home house india ireland island italia **italy** japan july kids la lake landscape light live **london** love macro may me mexico mountain mountains museum **music** nature new newyork newyorkcity night **nikon** nyc ocean old parade paris park **party** people photo photography photos pink portrait red river rock san sanfrancisco scotland sea seattle show sky snow spain spring street summer sun sunset taiwan texas thailand tokyo toronto tour **travel** tree trees **trip** uk urban **usa** vacation washington water **wedding** white winter yellow york zoo

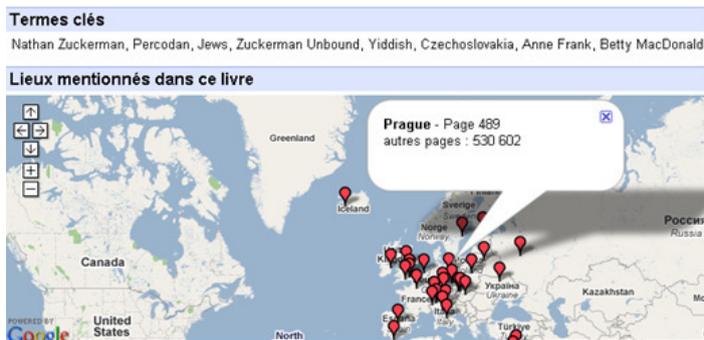
Abbildung 2: All time most popular tags von flickr.com

Wie könnte aber nun eine fruchtbare Auseinandersetzung zwischen Bibliothekskatalogen und Folksonomies aussehen? In einigen Fällen haben Bibliotheken ihre Kataloge schon frei geschaltet für die Benutzer und ihnen die Möglichkeit gegeben, die Medien entsprechend ihrer Vorstellung zu taggen. Dies ist ein gewaltiger Schritt, allerdings kann dessen Mächtigkeit bezweifelt werden. Der typische Web 2.0 Benutzer interessiert sich hauptsächlich für Eigenes, im gegebenen Kontext heisst dies: selbstverfasste bzw. selbstbenutzte (gelesene, gehörte) Medien. Dafür stehen ihm im Web ausreichend Plattformen zur Verfügung. Dennoch ist es zu früh, um hier ein abschliessendes Urteil auszusprechen. Sowohl den Benutzern als auch den Bibliothekaren muss die Zeit gegeben werden, sich an dieser Schnittstelle aufeinander einzulassen. Ein nüchterner Blick zeigt, dass die Folksonomies und die Taxonomien der Sacherschliessers eine eher geringe Schnittmenge aufweisen und sich von daher eher für eine komplementäre Vereinigung (wie etwa im Fall von BibSonomy⁵) eignen: hier die spontane und unkontrollierte Benennung, dort die reflektierte und kontrollierte Verschlagwortung. Daher entsteht das eigentliche Potential in der Verbindung bzw. Vermischung dieser beiden Quellen, was zugleich die Aufmerksamkeit auf das Prinzip der Mashups lenkt.

2.2. Mashed Catalogues

In Mashups (von engl. Mash = dt. Brei) werden neue Inhalte durch Wiederverwendung und Rekombination existierender Inhalte erzeugt. Die Inhalte stammen dabei aus heterogenen Datenquellen. Mashups können in der Regel ohne die Kenntnis von Programmiersprachen erzeugt werden. Ihre besondere Bedeutung liegt darin, dass ein guter Teil der zukünftigen Entwicklung des Webs in der neuen Verbindung bislang getrennter bzw. getrennt aufbewahrter Datensätze befindet. In einigen Fällen handelt es sich lediglich um die graphische Überlagerung von Datensätzen, etwa auf Kartenmaterial, die durch einfaches Klicken aktiviert werden. In einigen Fällen werden die Katalogdaten mit anderen Daten angereichert (Hahn / Schulze 2009) in anderen Fällen sind die Katalogdaten und die digitalisierten Volltextdaten bereits mit anderen Quellen verlinkt, um sich mit Geodaten zu vermischen bzw. ergänzen. (siehe Abbildung 3).

⁵ www.bibsonomy.org

Abbildung 3: Mashed books⁶

Etwas mehr Übung und Reflexion verlangt das Schaffen von Filtern oder „Verdrahten“ von Datenquellen, wie es etwa von speziellen Mashup-Werkzeugen wie etwa Pipes (pipes.yahoo.com) ermöglicht wird.

Was bedeutet das für die Kataloge? Deren Datensätze sind zwar verlinkt, allerdings nur untereinander. Von daher scheint das Bild eines monolithischen Blocks oder eines Silos nicht unangebracht. Dies gilt aber auch für die Datenbestände des Web 2.0, sofern sie auf zentralen Servern einer Plattform „gehostet“ werden. Der Austausch geschieht hier im Idealfall über gut definierte und offengelegte APIs (Application Programming Interfaces). Um die Kataloge für Mashups zugänglich zu machen, müssen diese einerseits geöffnet werden, um die Integration anderer Ressourcen zu ermöglichen oder ihre Schnittstellen in Form gut definierter APIs offenlegen, um die anderweitige Integration der Daten und Metadaten zu erlauben. Die Wertschöpfung der Sacherschliessungsarbeit zeigt sich hier gleichfalls als Schnittstellenproblem; sie wird aber auch zu einem technischen Problem. In jedem Fall beendet sie – wie im Fall der Folksonomies – die Vorstellung eines statischen, fest definierten Katalogeintrags: „gemashte“ Katalogeinträge sind dynamisch und haben eher den Charakter eines Puzzle: sie können anderweitig bereitgestelltes (Meta-)Datenmaterial enthalten (etwa Buchcover) und sind gleichzeitig aufbrechbar, um an anderer Stelle in einem neuen Kontext verwendet werden zu können.

Mashups können von daher dazu dienen, bislang gut gehortete Datensätze aufzubrechen, um bspw. Folksonomies und Schlagwortketten in einem neuen Aggregat als „Libronomies“ miteinander zu verbinden. Idealerweise geschieht dies über einen Identifikator, der in allen Datensätzen vorkommt, bei Büchern sind dies in der Regel die ISBN, bei Zeitschriften der DOI (Dokument Object Identifier), der eine persistente Identifikation erlaubt. Diese sind als kleinster gemeinsamer und alles verbindender Nenner des Mashup zu sehen. Die Notwendigkeit dieses Nenners macht gleichzeitig den Wunsch nach einer Ausweitung dieses Prinzips deutlich: Libronomies werden umso mächtiger, je genauer und einheitlicher auf die einzelnen Fragmente referiert werden kann.

⁶ Im gegebenen Beispiel wurde der Katalogeintrag von Philip Roths „Zuckerman Bound“ mit Google Books verlinkt. Google erstellt dazu einen Mashup aus den im Buch genannten Ortsnamen.

2.3. Ontologien

Ein einheitlicher Zugriff kann durch eine Ontologie in einem standardisierten Rahmen geschehen, wengleich allein der aufgrund seiner Komplexität weit dehbare und in seiner langen Geschichte zahlreichen Wandlungen unterworfenen Begriff der Ontologie für Viele zum Problem wird: Ontologien sollen im Kontext dieser Veröffentlichung als „logisch einwandfrei definierte, maschinell interpretierbare Beschreibungen von Bedeutungszusammenhängen des Sprach- und Weltwissens“ verstanden werden. Besonderes Interesse bzw. eine Renaissance dieses Begriffs wurde mit der SemanticWeb-Initiative eingeläutet, bei der der Versuch unternommen wird, dem Web eine mehrschichtige ontologische Struktur überzuordnen, die deren maschinelle Verarbeitung ermöglichen soll.

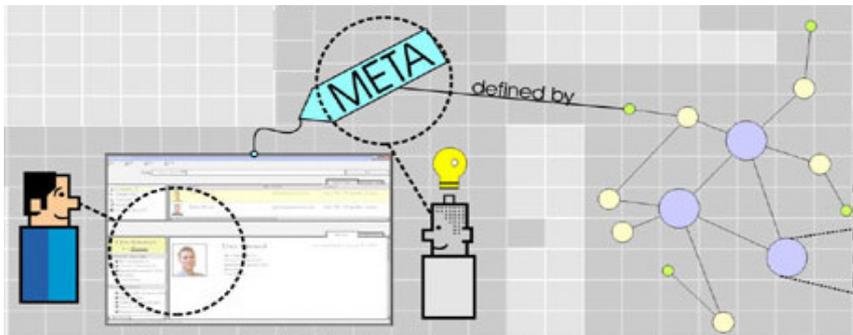


Abbildung 4 : Ontology Engineering⁷

Ob dem Projekt „SemanticWeb“ ein so umfassender und gewaltiger Erfolg wie dessen unteren Schichten (URI-Unicode und XML) beschieden sein wird, erscheint aufgrund des hohen Anspruchs, der Komplexität der Materie und der daraus resultierenden eher zögerlichen Umsetzung mehr als fraglich. Es ist eher davon auszugehen, dass in den kommenden Jahren der ersten semantischen Ebene der RDF-Daten (Ressource Description Framework) auch von Nutzerseite vermehrtes Interesse entgegengebracht wird. Dies umso mehr, da sich die nach der einfachen Relation von Subjekt, Objekt und Eigenschaft aufgebauten RDF-Tripel für einen vereinheitlichten Datenaustausch der in den „Silos“ des Web verborgenen Daten anbieten. Wieder mit dem Ziel, Datensätze aufzubrechen und neu miteinander zu verbinden, womit sich auch der Name des damit verbundenen Unterprojekts „Linked Data“ erklären lässt.⁸

Das SemanticWeb benötigt jedoch neben einem technischen Gerüst, wie bisher beschrieben, Inhalte zur Beschreibung der semantischen Zusammenhänge. In diesem Sachverhalt sei die Frage angebracht, welche Berührungspunkte sich zwischen der Welt der Sacherschliessung und dem semantischen Web ergeben: d.h. konkret die Einbindung des Wissens (bpsw. RSWK und SWD),

⁷ unter Verwendung eines Bildausschnitts von http://web.archive.org/web/20040315030805/www.semaview.com/d/SWIllustrated_1280x1024.jpg

⁸ Siehe: <http://www.w3.org/DesignIssues/LinkedData.html>

das die Grundlage der Sacherschliessung bildet, in die Ontologien des SemanticWeb, denn ohne konkrete Metadaten bleibt vom SemanticWeb nicht mehr als eine leere Hülle übrig. Die Sacherschliessung würde sich dabei mehr und mehr in den Bereich des Ontology-Engineerings verlagern, ohne dass abzusehen ist, ob Fachreferenten in Zukunft auf den Beruf eines Ontologie-Ingenieurs umsatteln müssten. Es wird aber mehr und mehr einzelner herausgehobener Bibliothekare bedürfen, die die Schnittstelle zur Informatik koordinieren und neue Schnittstellen für Benutzer und Informationssysteme mit den Informatikern koordinieren.

3. Schluss

Die Zukunft der Sacherschliessung wird somit zu einem guten Teil abhängen von der Verbindung des Expertenwissens mit dem Laienwissen der Folksonomies und möglicherweise auch vom Beitrag, den die Sacherschliessung für die Erstellung maschinell verständlicher Ontologien leisten will. Wem die Analogie zur Passage zwischen Skylla und Charybdis nicht zu weit hergeholt scheint, dem kann auch ein tiefer gehender Blick in die antike Literatur den Ausweg aus dem Dilemma der Sacherschliessung aufzeigen. So waren es Thetis und die Nerëiden (Apollonios von Rhodos 2002), die den Argonauten die glückliche Passage durch die Strasse von Messina ermöglichten: von daher ist auch die Sacherschliessung gut beraten, auf das hilfreiche Handeln einzelner herausragender Personen (Thetis) und der vielen unbekanntenen Helfer (Nerëiden) nicht zu verzichten.

Literaturverzeichnis

Apollonios von Rhodos. Die Fahrt der Argonauten, Reclam, Stuttgart 2002.

Bugnon, N. & Schneider, R. (2008). "Combiner simplicité et flexibilité pour améliorer l'efficacité et la convivialité des OPACs". In: Broudoux, Evelyne. Chartron, Ghislaine. Traitements et pratiques documentaires: vers un changement de paradigme? Actes de la deuxième conférence Document numérique et société, Paris, CNAM, 17-18 novembre 2008. S. 31-49.

Danowski, P. & Heller, L. (2006). Bibliothek 2.0: Die Bibliothek der Zukunft? In: Bibliotheksdienst 11/2006, S. 1256 – 1271.

Hahn, U. & Schulze, M. (2009). „Katalogerweiterungen, Mashups und Elemente der „Bibliothek 2.0“ in der Praxis“, *Bibliotheksdienst* 43.Jg. (2009), H. 1, S. 20-38.

Ovid. *Metamorphosen*. Reclam, Ditzingen, 1994.

Intelligenz im Chaos: Collaborative Tagging als neue Form der Sacherschliessung

Christof Niemann

Universitätsbibliothek Mannheim
Digitale Bibliotheksdienste, Projekt "Collaborative Tagging"
D-68131 Mannheim
christof.niemann@bib.uni-mannheim.de

Abstract

Social-Tagging-Systeme, die sich für das Wissensmanagement rapide wachsender Informationsmengen zunehmend durchsetzen, sind ein ambivalentes Phänomen. Sie bieten Kundennähe und entfalten ein beachtliches kreatives Potenzial. Sie erzeugen aber ebenso grosse Mengen völlig unkontrollierter Meta-Informationen. Aus Sicht gepflegter Vokabularen, wie sie sich etwa in Thesauri finden, handelt es sich bei völlig frei vergebenen Nutzerschlagwörtern (den „Tags“) deshalb um „chaotische“ Sacherschliessung. Andererseits ist auch die These einer „Schwarmintelligenz“, die in diesem Chaos wertvolles Wissen als Gemeinschaftsprodukt erzeugt, nicht von der Hand zu weisen. Die Frage ist also: Wie lassen sich aus Tagging-Daten Meta-Informationen generieren, die nach Qualität und Ordnung wissenschaftlichen Standards entsprechen – nicht zuletzt zur Optimierung eines kontrollierten Vokabulars? Der Beitrag stellt Methoden und Ergebnisse zur Lösung dieser Frage vor, die in zwei Projekten der Universität Mannheim erarbeitet wurden.

1. Sacherschliessung im Web 2.0: Collaborative-Tagging-Systeme

In Collaborative-Tagging-Systemen werden digitale Inhalte jeglicher Art (Artikel, Monographien, Bilder, Videos, Webseiten usw.) mit freien Schlagwörtern (Tags) versehen, um sie zu einem späteren Zeitpunkt besser wiederzufinden. Teilnehmer des gleichen Systems können die Tags dann bei der eigenen inhaltlichen Erschliessung nachnutzen. Die Tags werden von den Systemen oder auf verlinkten Seiten z.B. als Tag-Clouds dargestellt, in denen die Tags als Wolke angeordnet sind. Die Formatierung eines Begriffes in der Wolke wird mit zunehmender Häufigkeit grösser und auffälliger. Diesem Vorgehen liegt die Annahme zugrunde, dass die besten Deskriptoren sich schliesslich durchsetzen werden, was zunächst mit dem Argument der Häufigkeit zusammenfällt. Aus bibliothekarischer Sicht sind Tags in den seltensten Fällen die besten Deskriptoren, viel eher handelt es sich um eine chaotische und (viel zu) wenig präzise Erschliessung mit entsprechenden Folgen für das Retrieval. Zweifellos liegen aber in den chaotischen Daten auch relevante Informationen, die ein hohes Innovationspotenzial und offenbar auch Sinntragende Muster aufweisen. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, sich näher mit der im Kontext Internet immer wieder diskutierten These einer Schwarmintelligenz zu beschäftigen.

2. Von Schwärmen und Kollektiven

Schwarmintelligenz bezeichnet ein Phänomen, welches zunächst aus der Naturbeobachtung von Staatenbildenden Insekten abgeleitet wurde. Relativ unintelligente Einzelwesen bilden durch ihr kooperatives Verhalten eine emergente, übergreifende Ordnung aus, mittels derer sie zur Lösung komplexer Allokations- und Optimierungsprobleme befähigt werden. Anspruchsvolle Infrastrukturaufgaben wie etwa der Nestbau können durch eine hochentwickelte Form der Selbstorganisation gemeistert werden. Dabei ist grundsätzlich keine klare hierarchische Struktur auszumachen. Im Gegenteil: ein solcher „Superorganismus“ funktioniert auf der Basis lokaler Entscheidungen der Einzelwesen. Mit dem Aufkommen des WWW wurde der Versuch unternommen, das beschriebene Phänomen auch in den Informationsströmen des Webs wiederzuerkennen. Dabei unterlag man in der Anfangseuphorie der verkürzten Vorstellung, das Netz könnte so etwas wie eine eigene Wesenheit ausbilden. Es handelt sich jedoch „nur“ um die Fortsetzung der kulturellen Evolution in einem in der Tat unfassbar schnell und effizient sich ausweitenden Medium. Seine Inhalte können sich ausschliesslich aus menschlichem Input speisen. Dies gilt auch wenn sie automatisch neu generiert, komponiert und zusammengefasst werden, da die hierfür verwandten Regeln ebenfalls aus Menschenhand stammen. Ein zentraler Unterschied liegt darin, dass die beteiligten Einzelwesen im Internet wesentlich intelligenter sind, als die beschränkten

Verhaltensprogramme einer Ameise. Eine übergeordnete Wesenheit ist zudem auch in Ameisenstaaten nicht auszumachen. Selbst ein noch so hoch organisiertes Zusammenwirken von Einzelwesen ist nicht mit einer tatsächlichen, organischen Abhängigkeit gleichzusetzen. Wenn eine Analogie gezogen werden soll, so könnte diese im Vergleich zwischen Ameisenstaat und menschlichem Gehirn bestehen. Die Ähnlichkeiten, wie sie etwa Rüdiger Wehner untersucht hat, sind hier tatsächlich bemerkenswert (Wehner 2001). Im Zusammenhang mit dem Web 2.0 macht es dagegen Sinn, nicht von einer Schwarmintelligenz, sondern von einer kollektiven Intelligenz zu sprechen. Gruppenphänomene lassen sich zwar auch beim Menschen beobachten, sie sind jedoch nur die erste Stufe dieser Intelligenz, die auf einer höheren Ebene durch das dynamische Zusammenwirken intelligenter und durch individuelle Motivationen agierender Teilnehmer entsteht (Buhse et al. 2008).

3. Intelligenz im Chaos?

Ein gängiger Diskussionsstrang innerhalb und ausserhalb der Netzkultur widmet sich der Frage, inwieweit und ob denn der *user generated content* als Basisidee des Social Webs überhaupt irgendeinen Sinn macht. Der Internetvisionär Jaron Lanier sieht neben „kollektivem Unwissen“ und stupiden Kopien sogar ein Regiment von „digitalen Maoisten“ aufziehen (Lanier 2006). Abseits solcher apokalyptischer Vorstellungen kann auf sachlicher Ebene festgehalten werden, dass die vom Kollektiv erzeugten Inhalte sich je nach betrachtetem System erheblich in ihrer Qualität unterscheiden. Es spielen vor allem der vom System vorgegebene Rahmen bzw. der Grad an Strukturiertheit, den die Eingaben der Teilnehmer erfüllen müssen, sowie die Anzahl der Eingaben und Teilnehmer insgesamt eine wichtige Rolle. Erst wenn eine kritische Masse erreicht wird können die selbstregulativen und -organisierenden Kräfte effektiv wirken. Nur wenn das System eine klare Zielsetzung mit entsprechenden Handlungsmöglichkeiten und -einschränkungen anbietet, kann sich das Potenzial kollektiver Intelligenz auch entfalten. Nur wenn also das Problem klar definiert ist, das gemeinsam gelöst werden soll, werden sich die Einzelwesen schliesslich dafür engagieren – vorausgesetzt sie selbst bekommen einen erfahrbaren Nutzen für ihren Einsatz angeboten. Dieser kann sich z.B. im schnellen Wiederfinden von recherchierten Quellen, in der Identifikation bedeutsamer Medien, im Renommee durch das Schreiben von Beiträgen jeglicher Art oder in der schnellen Organisation sozialer Kontakte materialisieren. Eine inhaltliche Kontrolle im eigentlichen Sinne kann jedoch keines der Systeme an sich leisten. Es haben sich deshalb verschiedene Herangehensweisen gebildet, dem Kontrollbedürfnis bestimmter Web 2.0-Anwendungen entgegenzukommen. Besonders prominent sind die mehr oder weniger demokratischen Auseinandersetzungen, wie sie etwa in den „Bearbeitungskriegen“ auf Wikipedia zu beobachten sind oder die klassische hierarchische Kontrolle, wie sie durch Webmaster in

vielen Foren oder Wikis ausgeübt wird. Social-Tagging-Dienste oder Video- und Bildportale wie YouTube oder Flickr geben dagegen (praktisch) uneingeschränkte Freiheit. In diesen Systemen kann sich die Kreativität der Teilnehmer vollständig entfalten, was zu sehr ergiebigen wie auch völlig nutzlosen Ergebnissen führt. Eine ausreichende Distanz zu den entstehenden Einzelprodukten und die intellektuelle Strukturierung der Anregungen – je nach Perspektive und der Motivationslage des Betrachters – kann schliesslich die Intelligenz oder Nichtintelligenz eines Systems zur Lösung eines bestimmten Problems zum Vorschein bringen.

4. Die Tagging-Forschung an der Universitätsbibliothek Mannheim

Im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts "Collaborative Tagging als neuer Service von Hochschulbibliotheken"¹ hat die Universitätsbibliothek Mannheim eine weitreichende Integration des Collaborative-Tagging-Systems „BibSonomy“ in den eigenen Online-Katalog realisiert. Das Ziel ist neben der Bereitstellung eines solchen Dienstes für die Nutzer, die entstehenden Daten hinsichtlich ihrer Qualität im Vergleich zur professionellen Verschlagwortung durch Fachreferenten und im Vergleich zu automatischen Indexierungsverfahren zu überprüfen. Darüber hinaus wird die Aufteilung der Daten in universitätsinterne und -externe Tags angestrebt. Dies macht jedoch erst Sinn, wenn die kritische Masse auch im Falle der im eigenen System erzeugten Tags erreicht wird. Bis diese Voraussetzung erfüllt ist, wird ein Datenabzug des BibSonomy-Systems vom 01.01.2009 zur Analyse herangezogen, der 62.263 verschiedene Tags zu 252.904 Titeln enthält. Auf dieser Datenbasis sollen neben der Entwicklung einer allgemeinen Forschungsmethode zum Umgang mit Tagging-Daten im konkreten Fall Vorschlagslisten und einfache Hierarchien zur Aktualisierung und Verbesserung kontrollierter Vokabulare erzeugt werden. Die Stärken von Tagging-Systemen (Aktualität, Kreativität, Kundennähe) sollen unter Ausschluss der Nachteile (Internet-Slang, Synonyme/Homonyme) abgeschöpft werden. Hierzu werden drei verschiedene Analysemethoden eingesetzt.

4.1. Analyse mittels Natural Language Processing

Das Problem der Tagging-Daten besteht zunächst darin, dass die grosse Menge zusammenhangloser Schlagwörter sinnvoll aufgeteilt und in analysierbare Einheiten zerlegt werden muss. Hierfür bieten sich computerlinguistische Verfahren an, die natürlichsprachige Texte automatisch in ihre syntaktischen Einheiten zerlegen, aber auch einzelne Wörter bezüglich ihrer Funktion im Satz bestimmen können („Part-of-Speech Tagging“). Diese Möglichkeit ist z.B. im „TreeTagger“ der Universität Stuttgart implementiert und wird in diesem Fall genutzt, um die Tags ihren Wortgruppen zuzuordnen

¹ <http://www.ub.uni-mannheim.de/485.html>

(Schmid 2009). 13756 Tags sind dabei als korrekte deutsche Begriffe identifiziert worden (Englisch: 16697). 639 Tags wurden nicht eindeutig erkannt, da es sich um Begriffe wie „Information“ oder „Internet“ handelt, die sowohl in der englischen als auch in der deutschen Sprache existieren. Eine manuelle Recherche kann den sprachlichen Hintergrund des Nutzers ermitteln, um hier eine korrekte Einordnung zu erreichen. Bei Wortketten, die etwa ein Viertel aller Tags ausmachen (15752), handelt es sich um Aneinanderreihungen von Deskriptoren, die das System als einzelnen Tag behandelt, weil sie z.B. durch Unter- oder Bindestriche verbunden sind. Diese Tags können aus diesem Grund zunächst keiner Wortgruppe zugeordnet werden. Zeichen und Zahlen liefern für den Untersuchungskontext keine wertvollen Informationen (2621). Häufig sind es einfache Jahresangaben jüngerer Datums, die aber ähnlich wie Formschlagwörter (Buch, Artikel) höchstens zur Beschreibung des Nutzungsverhaltens allgemein interessant sein können. Als „kreatives Potenzial“ (insgesamt 13.437 Tags) bezeichne ich jene nicht erkannte Menge von Tags, die durch ihre Neologismen, Neukombinationen und Abkürzungen als besonders interessant zur Erweiterung und Aktualisierung von kontrollierten Vokabularen erscheint. In Tagging-Systemen kann man auf besonders breiter Datenbasis der alltäglichen dynamischen Sprachgenese innerhalb eines konkreten Raums bei der Arbeit zusehen.

4.2. Substantive und Eigennamen

Substantive und Eigennamen machen etwa drei Viertel der korrekt erkannten deutschen Begriffe aus. Diese Wortgruppen, insbesondere die Substantive, können zur Analyse der Struktur der Tag-Daten im Vergleich zu kontrollierten Vokabularen wie der Schlagwortnormdatei (SWD) genutzt werden. Hierfür wird unter anderem das Programm Semtinel eingesetzt, welches am Lehrstuhl für künstliche Intelligenz der Universität Mannheim entwickelt wird (Eckert 2009). Es handelt sich um ein Programm zur Visualisierung und Analyse von Annotationen auf der Basis hierarchischer Konzeptschemata. Die Tags werden mit dem kontrollierten Vokabular verglichen (*matching*), um sodann zusammen mit ihrer Häufigkeit in die Hierarchie eingeordnet zu werden. Das Programm ermittelt auf der Basis der Struktur des kontrollierten Vokabulars einen Erwartungswert, der mit dem beobachteten Wert abgeglichen wird. Tags, die häufiger als erwartet vorkommen, erscheinen in rot, jene, die seltener vorkommen in blau. Die ganze Hierarchie wird als Treemap dargestellt, in der man mittels Doppelklick navigieren kann.

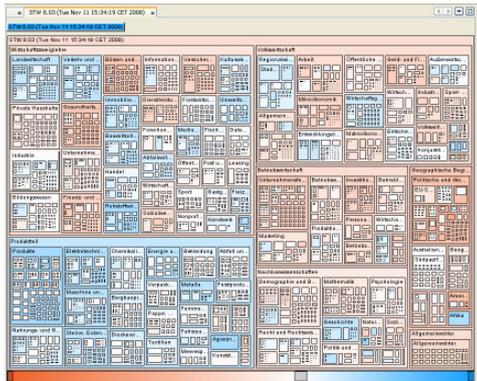


Abbildung 1: Graphische Treemap im Semtree (Beispiel: Standard Thesaurus Wirtschaft)

Das Ziel besteht darin, die inhaltlichen Tendenzen der Tagging-Systeme zu ermitteln. Eine starke Ausprägung ist zunächst bei informatiknahen Inhalten zu erwarten, da BibSonomy insbesondere im Kontext dieses Fachbereichs entwickelt und eingesetzt wird. Allen Analysen liegt die Annahme zugrunde, dass der Allgemeinheitsgrad eines Deskriptors mit zunehmendem Auftreten innerhalb eines Systems steigt.

4.3. Neologismen und kreatives Potenzial

Die Aktualität und Kreativität in Collaborative-Tagging-Systemen habe ich als wichtigste Vorteile dieser Erschließungsform identifiziert. Das kreative Potenzial der Tagging-Daten lässt sich je nach Bedarf und Ressourcen flexibel ausschöpfen. Bei über 13.000 Tags kann eine beliebige Teilmenge nach individuellen Kriterien entnommen und überprüft werden. In jedem Fall ist eine intellektuelle Einschätzung der Werthaltigkeit eines neuen Begriffs oder einer neuen Kombination von Begriffen durch fachlich versierte Personen notwendig. Grundsätzlich sind zunächst die häufigsten Tags zu betrachten, da sie mit der grössten Wahrscheinlichkeit ein neues und repräsentatives Erschließungsbedürfnis zum Ausdruck bringen. Allerdings wird eine Idee durch ihre bloße Wiederholung nicht qualitativ besser, sodass prinzipiell alle Tags betrachtet werden können. Kryptische Begriffe und Akronyme werden dabei den höchsten Rechercheaufwand erzeugen. Der Kontext und die individuelle Absicht des Taggers müssen in diesen Fällen intellektuell erschlossen werden, um Rückschlüsse auf die Qualität und Nutzbarkeit eines Tags zu ermöglichen. Viele interessante Begriffe sind aber auch unmittelbar als solche zu erkennen, im Beispiel etwa „Folksonomie“, „Web 2.0“, „Semantic Web“ oder „E-Learning“. Diese können nach der Prüfung ihrer Bedeutung, die sich etwa im Vorhandensein entsprechender Literatur oder in

Verlagsankündigungen niederschlagen kann, in korrekter Ansetzung in das kontrollierte Vokabular übernommen werden.

4.4. Wortketten

Die durch bestimmte Zeichen getrennten Wortketten können automatisiert in einzelne Tags zerlegt und wie beschrieben analysiert werden. Dies soll später auch geschehen, doch zunächst können die Strukturinformationen innerhalb der Ketten sichtbar gemacht werden. Die Visualisierung und Edition der in ihnen vermuteten Hierarchien kann dabei auch (teil-) automatisch erfolgen, etwa mit dem Mindmapping-Tool „Freemind“ (Müller 2009). Die Hierarchien lassen sich damit leicht verschieben und umgruppieren, um die Tiefe der Erschliessung durch die Nutzer einschätzen zu können. Ausserdem kann die Struktur mit vorhandenen kontrollierten Vokabularen verglichen werden, um Optimierungs- und/oder Aktualisierungsmöglichkeiten zu ermitteln.

5. Ausblick

Die bisherigen Untersuchungen zeigen, dass eine durch automatische Verfahren gestützte Analyse von Tagging-Daten das in diesen befindliche Wissen – man könnte sagen: die „Intelligenz“ – bedarfsorientiert extrahieren kann. Neue Themen und Begriffe können durch die Beobachtung von Tagging-Systemen sehr früh erkannt und berücksichtigt werden. Insgesamt ist eine Erschliessung durch Tags trotz der schwachen Präzision in jedem Fall besser, als gar keine Erschliessung, bei der eine Ressource im schlimmsten Fall unsichtbar und damit „nicht existent“ ist. Bei der in diesem Beitrag verfolgten Fragestellung ist dennoch differenziert auf die Stärken und Grenzen des Tagging zu achten. Die vorgestellten Verfahren können keine fachliche Erschliessung von Ressourcen ersetzen, diese aber sehr wohl ergänzen und erweitern.

Literaturverzeichnis

Buhse, W., Mühlner, J. & Rausch, A. (2008): Gespräch mit Peter Kruse. In: DNAdigital, S. 81–99.

http://www.nextpractice.de/pdfviewer/PDF/interviews/DNAdigital_PeterKruse_20080218_D.pdf [2009-06-26].

Eckert, K. (2009): Semtel. Interactive Supervision of Automatic Indexing: KR & KM Research Group, Universität Mannheim. <http://rotterdam.informatik.uni-mannheim.de/~eckertk/semintel/semintel.zip> [2009-06-29].

Knorr, E. (2003): The Year of Web Services. The stars will align in 2004 to make Web services a significant story. In: CIO, Jg. 17, H. 6, S. 90.

http://books.google.com/books?id=1QwAAAAMBAJ&printsec=frontcover&source=gbs_suummary_r&cad=0_0#PPA90,M1 [2009-06-24].

Lanier, J. (2006): Digital Maoism: The Hazards of the New Online Collectivism. In: Edge. http://www.edge.org/3rd_culture/lanier06/lanier06_index.html [2009-06-26].

Müller, J. (2009): FreeMind. Version 0.9.0: Open Source. http://freemind.sourceforge.net/wiki/index.php/Main_Page [2009-06-29].

Schmid, Helmut (2009): TreeTagger - a language independent part-of-speech tagger: Institute for Computational Linguistics of the University of Stuttgart. <http://www.ims.uni-stuttgart.de/projekte/corplex/TreeTagger/> [2009-06-29].

Toffler, A. (1990): Future shock. New York: Bantam Books.

Wehner, R. (2001): Miniaturgehirne und kollektive Intelligenz. Zur Evolution biologischer Komplexität; Rede; Dies academicus 2001 anlässlich der 168. Stiftungsfeier der Universität Zürich. Zürich: Univ. (Zürcher Universitätsschriften).

Plagiatsprävention an den Mittel- und Berufsfachschulen der Schweiz

Martin Ludwig

Mittelschul- und Berufsbildungsamt
Neumühlequai 10
CH-8090 Zürich
mailto:martin.ludwig@mba.zh.ch

Abstract

Die Schüler und Schülerinnen der Mittel- und Berufsfachschulen arbeiten häufig an Projekten, zu denen sie die Informationen selbst recherchieren. Die ersten inhaltlichen Nachforschungen für derartige Projekte und für die Abschlussarbeit (Maturarbeit / Vertiefungsarbeit) erfolgen meist im Internet. Die Fülle von informativen Texten und die scheinbare Leichtigkeit, mit der daraus neue Informationstexte herzustellen sind, lassen die Grenze zwischen eigenem und fremdem Gedankengut verwischen.

Die Sekundarstufe II ist deshalb dazu aufgerufen, den korrekten Umgang mit fremden Texten und mit den von andern erbrachten wissenschaftlichen Erkenntnissen zu einem expliziten Bildungsanliegen zu machen.

Der eine Pfeiler dieser Bildungsanstrengung ist die Förderung der Informationskompetenz der Lernenden und die Vermittlung von Methodenkenntnissen (siehe dazu www.digithek.ch).

Der andere Pfeiler ist eine wirksame Plagiatsprävention. Mit dem Webinterface www.copy-stop.ch stellt das Mittelschul- und Berufsbildungsamt des Kantons Zürich allen Lehrpersonen ein Tool zur Verfügung, mit dem sie routinemässig schriftliche Arbeiten auf Plagiate überprüfen können.

1. Entwicklung der Abschlussarbeiten an den Mittel- und Berufsfachschulen

Seit Ende der Neunzigerjahre schliessen die Schülerinnen und Schüler der Mittel- und Berufsfachschulen ihre Schullaufbahn an der Sekundarstufe II mit einer Abschlussarbeit (Maturarbeit / Vertiefungsarbeit) ab. Die meisten Lehrpersonen bereiten die Jugendlichen mit mehreren kleineren Projekten, häufig in Form einer Teamarbeit, auf diese Abschlussarbeit vor.

Viele Jugendliche packen ihre Abschlussarbeit hoch motiviert an und erbringen entsprechend ausserordentliche Leistungen. Dank den Möglichkeiten, welche die Informationstechnologie bietet, kann das Abschlussprojekt in eine Form gebracht werden, – sei das eine Dokumentation, ein Videofilm, eine Performance oder eine Multimediapräsentation – welche die Jugendlichen nicht selten mit Stolz erfüllt.

In den Achtzigerjahren, als an der Berufsfachschule bereits solche Arbeiten verfasst wurden, beschränkte man sich auf die Form der Dokumentationen, das heisst eine Kleinstausgabe der Seminararbeit. Der sachlogische Aufbau eines mehrseitigen Textes und die sprachliche Korrektheit stellten die zentrale Problematik dar, nicht das unveränderte Übernehmen von fremdem Gedankengut.

Mitte der Neunzigerjahre fand die Aufrüstung der Schulhäuser mit Computern statt und die Jugendlichen wussten zunehmend besser damit umzugehen. Es wurde unüblich, eine von Hand geschriebene Arbeit abzugeben. Fast unbemerkt rückte mit dem Einsatz von Textverarbeitungsprogrammen die äussere Form der Abschlussarbeit als Qualitätskriterium bei den Lernenden in unverhältnismässiger Weise in den Vordergrund. Viele Seiten in perfektem Layout galten als Leistung, die honoriert werden wollte.

An unserer Schule reagierten wir darauf, indem wir die Methoden, wie man zu Erkenntnissen kommt, zum expliziten Unterrichtsgegenstand machten und an jede Abschlussarbeit die Anforderung stellten, dass sie mit zwei Methoden bearbeitet sein müsse. Damit machten wir sehr gute Erfahrungen.

Mit dem Einsatz von Computern war auch die Möglichkeit gegeben, dass Arbeiten – damals noch auf Disketten – in elektronischer Form hätten weitergegeben werden können. Alle Lehrpersonen waren sich bewusst, dass mit steigender Anzahl der Abschlussarbeiten – pro Jahr sind es allein im Kanton Zürich mehr als 10'000 – die Gefahr zunahm, dass ein Kandidat/ eine Kandidatin die Arbeit eines andern als Grundlage verwendete.

Erst seit 2000 war das Angebot im Internet so vielfältig, dass die Schülerinnen und Schüler in Versuchung kamen, einzelne Sätze oder ganze Abschnitte mittels Copy paste-Funktion

zu kopieren und in die eigene Arbeit einzufügen, noch immer im Sinne der vielen Seiten in perfektem Layout, aber jetzt zusätzlich in ausgefeiltem Deutsch.

Ein falsch verstandener Perfektionsanspruch ist einer der Faktoren, welche Jugendliche dazu verleiten können, sich mit fremden Federn zu schmücken. Ein anderer Faktor ist die Überforderung angesichts eines zu grossen Projektvorhabens. Vielen Lernenden wurden nur das Zitieren und das Bibliografieren vermittelt, das heisst, sie lernten keine andern Methoden als die Bearbeitung von Fachliteratur kennen. Dies geschah meist in sehr rudimentärer Form und nicht der Stufe angepasst. Ein weiterer Faktor ist die irrige Vorstellung, es könnten mit dem Kopieren von ganzen Abschnitten – beispielsweise aus Wikipedia – Zeit und Aufwand eingespart werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Einsatz von Computern und die Nutzung des Internets für jene Schülerinnen und Schüler eine Arbeitserleichterung vortäuscht, die sich mit der deutschen Sprache schwer tun und die einem Perfektionsanspruch anhängen, den sie allenfalls formal, aber nicht inhaltlich einzulösen vermögen.

2. Methodenkenntnis als spezifische Plagiatsprävention

2.1. Situation an den Gymnasien

An den Gymnasien kann die Maturarbeit in allen unterrichteten Fächern verfasst werden, von den Fächern Sport bis Englisch. Die Schülerinnen und Schüler fragen die entsprechenden Lehrpersonen an, ob sie sich als Betreuerin oder Betreuer zur Verfügung stellen. Die Lehrpersonen werden in vielen Schulen für die Betreuungsarbeit geschult und nehmen diese Arbeit auch entsprechend ernst. Sie betreuen maximal acht Arbeiten gleichzeitig.

Die betreuenden Lehrpersonen werden allerdings kaum Zeit haben, den von ihnen begleiteten Maturandinnen und Maturanden wissenschaftliche Methoden zu erklären. Sie sind darauf angewiesen, dass jede Klasse im Verlaufe ihrer Ausbildung erklärt bekommen hat, wie eine solche Arbeit methodisch anzupacken ist.

An vielen Schulen gibt es ausführliche schriftliche Anleitungen zum Verfassen einer Arbeit. Insbesondere werden die Deutschlehrpersonen dazu angehalten, die Klassen methodisch zu schulen. Allerdings behandeln sowohl die Lehrpersonen als auch die Anleitungen fast ausschliesslich das Zitieren und Angeben von Quellen. Methoden aus dem Bereich der Naturwissenschaften wie das Beobachten und das Experimentieren oder eine Befragung mit einem Fragebogen mit anschliessender statistischer Auswertung fehlen häufig.

Der Enthusiasmus und die enorme Leistungsfähigkeit von Maturandinnen und Maturanden vermögen diese mangelnde Methodenkenntnis meistens wettzumachen, so dass es den Maturarbeiten nicht anzumerken ist, dass das methodische Rüstzeug dazu allenfalls nur in begrenztem Umfang vorhanden war.

Die Universitäten und Fachhochschulen sind zwar darauf vorbereitet, ihren Studierenden die entsprechenden Methoden in den ersten Semestern zu lehren. Es ist aber schwierig, die Studierenden der unteren Semester davon zu überzeugen, diese Methodenkurse auch tatsächlich zu besuchen. Die Tertiärstufe sollte deshalb darauf zählen können, dass in der Sekundarstufe II zumindest der korrekte Umgang mit fremden Texten geschult worden ist.

Neben der Schwierigkeit, dass alles schnell unter die Räder gerät, was nicht eindeutig einem bestimmten gymnasialen Fach und damit der Verantwortung einer Lehrperson zugeordnet werden kann – wie beispielsweise die Schulung der Informationskompetenz und die Verarbeitung von fremden Texten –, besteht ausserdem das Problem der mangelnden Vorbilder.

Wir Lehrpersonen dürfen bekanntlich für den Unterrichtseinsatz in den eigenen Klassen fremde Texte und Bilder kopieren, ohne dass wir dafür die urheberrechtlich bedingte Erlaubnis des Autors einholen müssen. Leider geht die Quellenangabe dabei häufig verloren; insofern sind wir keine guten Vorbilder. Noch weniger sind es die Texte aus dem Internet, die selten Hinweise zu den Quellen enthalten.

Wahrscheinlich ist auf der Gymnasialstufe und insbesondere bei den Maturarbeiten nicht so sehr das Übernehmen von Textbausteinen oder ganzen Abschnitten aus fremden Texten zu befürchten. Die meisten Mittelschülerinnen und –schüler merken, dass jeder gut geschriebene Text einen gewissen Duktus enthält und dass der Schreibstil durchbrochen werden würde, wenn Abschnitte aus verschiedenen Quellen unverändert eingefügt würden.

Was wir mehr zu befürchten haben, ist das Übernehmen von empirischen Forschungsergebnissen, und zwar nicht so sehr aus dem Internet, als vielmehr von Maturarbeiten, die an andern Gymnasien der Schweiz verfasst werden oder worden sind. Beispielsweise können einfache Messungen der Wasserqualität eines Baches *vor* dem Dorf und *nach* der Einleitung der Dorfabwässer durchaus Gegenstand einer Maturarbeit sein. Wenn nicht verlangt wird, dass die Messmethode und die näheren Umstände der Messung genau beschrieben und mit Fotos dokumentiert werden, dann ist es gut denkbar, dass die Resultate dieser Messung nicht vom Kandidaten durchgeführt worden sind, sondern von seiner Cousine, die vor einem Jahr eine ähnliche Maturarbeit geschrieben hat.

Um es abschliessend auf den Punkt zu bringen: Wer weiss, wie eine Arbeit methodisch anzupacken ist und die verschiedenen Methoden anzuwenden vermag, der wird den Aufwand, eine nicht selbst durchgeführte Untersuchung der betreuenden Lehrperson als Eigenleistung zu verkaufen, mehr fürchten, als selbst die entsprechenden Inhalte erarbeiten bzw. Daten zu erheben. Methodische Kenntnisse sind demnach die beste Plagiatsprävention.

2.2. Situation an gewerblich-industriellen Berufsfachschulen

An den gewerblich-industriellen Berufsfachschulen verfassen die Lernenden die Abschlussarbeit im Rahmen der Allgemeinbildung, das heisst jener drei Lektionen, die je nach angestrebtem Beruf dreissig oder weniger Prozent des Unterrichts ausmachen. Die Lehrperson, welche die Klasse drei oder vier Jahre in Allgemeinbildung unterrichtet, ist für die ganze Klasse während der Erstellung der Abschlussarbeit die betreuende Person. Die Lernenden haben im zweitletzten Semester innerhalb von sechs bis acht Wochen während den drei Allgemeinbildungslektionen Zeit, ihre Abschlussarbeit (die sogenannte Vertiefungsarbeit) zu verfassen.

Viele allgemein bildende Lehrpersonen unterrichten in manchen Jahren vier Klassen parallel, was bedeutet, dass sie bis zu sechzig Arbeiten gleichzeitig zu betreuen haben. Es wird vorausgesetzt, dass die Methoden den Lernenden vor Beginn der Abschlussarbeit bekannt sein müssen. Oft genug ist es notwendig, bei einer Arbeit eine individuell zusammengestellte Kombination von Methoden mit dem Lernenden zusammen zu entwickeln, so dass man als Lehrperson in dieser Zeit hoch gefordert ist.

Die Hauptschwierigkeit der Vertiefungsarbeiten besteht darin, mit jedem Lernenden ein Thema zu finden und eine dazugehörige Fragestellung zu entwickeln, die ihn/ sie für die Arbeit zu motivieren vermag. Gerade in dieser Schulstufe stellt die Begeisterung für eine Thematik oder ein Vorhaben eine überaus wichtige Voraussetzung für das Gelingen einer Arbeit dar.

Während der Erstellung der Arbeit finden meistens zwei Besprechungen statt. Dabei gilt für die Lernenden: Je besser sie wissen, wie sie methodisch vorgehen sollen, desto weniger sind sie versucht, Texte aus dem Internet zu kopieren. Da die Lehrperson nur die Vertiefungsarbeiten der Lernenden ihrer eigenen Klassen betreut, können das Vermitteln der Methodenkenntnisse und das vorausgehende Üben an kleineren Arbeiten gut auf die Abschlussarbeit ausgerichtet werden.

Für die Mehrheit der Lernenden der Berufsfachschulen ist die sprachliche Bewältigung des Projekts „Vertiefungsarbeit“ eine grosse Hürde. Je nach Beruf ist ungefähr die Hälfte der Lernenden nicht deutscher Muttersprache. Zusätzlich schränken einige Schulen die

Methoden auf „Bearbeitung von Fachliteratur“ und „Interview“ ein, das heisst auf jene zwei Methoden, bei denen die sprachliche Bewältigung einen grossen Anteil der Leistung ausmacht.

Bedauerlicherweise ist zu beobachten, dass vor allem jene Lernenden, die Deutsch nur als Zweitsprache sprechen oder die sich in der deutschen Sprache nicht ganz sicher sind, am meisten versucht sind – trotz Gegensteuer der Lehrperson – , die Methode „Bearbeitung von Fachliteratur“ allen andern vorziehen. Sie haben dabei die Methode des Vortrages aus der Volksschule im Kopf, wo es darum ging, ein Thema freier Wahl den Mitschülerinnen und Mitschülern in möglichst lebendiger Weise dazustellen. Von Quellenangaben oder einer präzisen Fragestellung, auf die Antworten gefunden werden müssen, war in einem Vortrag richtigerweise nicht die Rede.

Viele Lernenden, die sich nicht genau über das Bewertungsschema informieren, glauben, dass die grammatikalische und orthografische Korrektheit die entscheidende Rolle bei der Bewertung spiele. Deshalb ist die Versuchung gross, Teile dieser acht bis zwölf zu verfassenden Seiten irgendwo aus dem Internet zu kopieren und ohne Quellenangabe in die eigene Arbeit zu integrieren.

3. Rechtliche Aspekte der Abschlussarbeiten

Abschlussarbeiten an der Sekundarstufe II stellen sowohl an den Gymnasien wie auch an den Berufsfachschulen einen entscheidenden Prüfungsbestandteil der Maturität, beziehungsweise des eidgenössischen Fähigkeitszeugnisses dar. Wenn Teile dieser Abschlussarbeiten plagiiert sind, dann werden Abschlusszeugnisse für nicht erbrachte Leistungen ausgestellt. Zusätzlich bedeuten Plagiate eine Verletzung von Urheberrechten; insofern sind sie zivil- bzw. strafrechtlich bedeutsam.

Plagiate werden für die Schulen dann zum öffentlichen Problem, wenn Abschlussarbeiten prämiert oder veröffentlicht werden. Es melden sich unter Umständen die Autorinnen/Autoren, deren Urheberrechte verletzt wurden, was dem Ansehen der Schule schadet.

Damit an den schweizerischen Schulen der Sekundarstufe II weder Abschlusszeugnisse für nicht erbrachte Leistungen ausgestellt noch Schulen, die Arbeiten mit unerkannten plagiierten Textbestandteilen publizieren, von den betroffenen Autorinnen und Autoren angeklagt werden, gilt es, das Plagiierten durch wirksame Präventionsmassnahmen zu verhindern.

Neben dem zentralen Vermitteln von Methodenkenntnissen braucht es ein weiteres Element der Plagiatsprävention: Die Lernenden müssen darüber in Kenntnis gesetzt werden, dass wir Lehrpersonen durch eine Software in der Lage sind, jene Textstellen

ihrer Arbeit, die unverändert dem Internet entnommen worden sind, zu identifizieren. Das setzt natürlich voraus, dass die Lernenden uns die Arbeit auch in elektronischer Form abgeben.

4. Ausgestaltung des Plagiatserkennungswerkzeugs

Das Mittelschul- und Berufsbildungsamt des Kantons Zürich hat ein Webinterface erstellen lassen, das den Lehrpersonen mittels einer persönlichen User-Identifizierung den Zugang zur Plagiatserkennungssoftware „docoloc“ verschafft. Die Software wurde an der Technischen Universität Braunschweig und Hannover entwickelt. Sie wird heute vom Institut für angewandte Lerntechnik IFALT in Braunschweig als Dienstleistung für Universitäten und Schulen angeboten.

Damit Vollplagiate erfasst werden können, wurde die Software so umprogrammiert, dass die zu prüfenden Arbeiten nicht nur mit veröffentlichten Internet-Texten verglichen werden, sondern auch mit allen bisher geprüften und eingelesenen Arbeiten der Sekundarstufe II. Dazu werden die Arbeiten bei jeder Plagiatprüfung ohne weiteres Zutun in eine geschlossene Datenbank abgelegt, die von der Prüfsoftware indexiert und ebenfalls durchsucht wird.

5. Datenschutz und Urheberrecht bei der Plagiatserkennung

5.1. Datenschutzrechtliche Massnahme

Aus datenschutzrechtlichen Gründen ist es notwendig, dass die Arbeiten vollständig anonymisiert in der Datenbank abgelegt sind. Unter der Voraussetzung, dass sämtliche personenbezogenen Angaben gelöscht werden, ist die Speicherung der Arbeit in der geschlossenen Datenbank unproblematisch. Falls der Verdacht auf ein Vollplagiat vorliegt, gibt das Mittelschul- und Berufsbildungsamt des Kantons Zürich auf Ersuchen der betroffenen Schule einen Ausdruck der Arbeit heraus, die als Vorlage gedient haben muss.

5.2. Lösung des Urheberrechtsproblems

Das Urheberrecht des Schülers wird dann tangiert, wenn der „docoloc“-Prüfcomputer in Braunschweig die Arbeit kurzzeitig während der Plagiatsprüfung in den Arbeitsspeicher übernimmt. Das Laden in den Arbeitsspeicher des Prüfcomputers stellt eine Vervielfältigung im Sinne des Urheberrechtsgesetzes dar, auch dann, wenn die Arbeit während der Plagiatsprüfung nicht einsehbar ist und nach erfolgter Prüfung sofort gelöscht wird.

Als Bildungsinstitutionen sind wir selbstverständlich verpflichtet, das Urheberrecht zu respektieren und den Datenschutz der Autorinnen und Autoren der Abschlussarbeiten zu

wahren. Um das Urheberrechtsproblem korrekt lösen zu können, braucht es eine Einwilligung des Autors/ der Autorin der zu prüfenden Arbeit. Nachfolgend ist die Kurzfassung einer solchen Erklärung im Sinne eines Beispiels aufgeführt.

5.3. Regelung für die Plagiatsprüfung von schriftlichen Arbeiten

„Ich nehme zur Kenntnis, dass meine Arbeit zur Überprüfung der korrekten und vollständigen Angabe der Quellen mit Hilfe einer Software (Plagiaterkennungstool) geprüft wird. Zu meinem eigenen Schutz wird die Software auch dazu verwendet, später eingereichte Arbeiten mit meiner Arbeit elektronisch zu vergleichen und damit Abschriften und eine Verletzung meines Urheberrechts zu verhindern. Falls Verdacht besteht, dass mein Urheberrecht verletzt wurde, erkläre ich mich damit einverstanden, dass die Schulleitung meine Arbeit zu Prüfzwecken herausgibt.“

Ort, Datum, Unterschrift

Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Zielsetzung dieser Erklärung in einem Prüfungsreglement oder dergleichen zu integrieren.

6. Nutzung der Dienstleistung in allen Kantonen

Die Plagiatsprävention wird umso wirksamer, je mehr Kantone der gleichen Sprachregion in ihren Schulen der Sekundarstufe II die Plagiaterkennung einführen, denn das elektronische Versenden von Texten kennt keine Kantonsgrenzen. Aus diesem Grund stellt das Mittelschul- und Berufsbildungsamt des Kantons Zürich die Dienstleistung der Plagiaterkennung auch an den Kantonen gegen Entgelt zur Verfügung. Die Dienstleistung wird auch Privatschulen in der ganzen Deutschschweiz angeboten. Da es undenkbar ist, dass eine in Französisch geschriebene Abschlussarbeit in den Kanton Zürich geschickt und hier ins Deutsche übersetzt und abgegeben wird, versucht das Mittelschul- und Berufsbildungsamt, in den anderen beiden Sprachregionen je einen eigenen Dienst aufzubauen.

7. Nutzungszahlen und Kosten

Das Mittelschul- und Berufsbildungsamt betreibt das Webinterface www.copy-stop.ch seit März 2006. Seither haben sich 84 Schulen der Sekundarstufe II aus der Deutschschweiz angemeldet. Rund 3000 Lehrpersonen verfügen über einen persönlichen Zugang zu copy-stop, und es wurden bisher 12'760 Plagiatsprüfungen vorgenommen.

Die rein administrativen Arbeiten beanspruchen eine Sachbearbeiterin etwa zu fünfzehn Stellenprozenten. Die Kosten betragen einen Franken pro Jahr pro Schüler und Schülerin, die an der betreffenden Schule ausgebildet werden (unabhängig vom Semester).

**Plagio, ergo sum – Dowjerai, no prowjerai, od´r?
Plagiatserkennung und Plagiatsbekämpfung
als Lehrinhalt curricular verankerter Seminare
zur Vermittlung von Informationskompetenz**

Jens Renner

Hochschule Ansbach
Bibliothek
Residenzstr. 8
D-91522 Ansbach
jens.renner@fh-ansbach.de

Abstract

Die alte russische Weisheit bringt es auf den Punkt: Vertrauen, aber auch Kontrolle. Auch wenn Plagiate heute unhinterfragtes Konstitutivum vieler Studierender geworden zu sein scheinen.

Im Zusammenspiel zwischen Lehre in bibliothekarischer Verantwortung und professoraler Studierendenbetreuung werden Studierende bei der Erstellung von schriftlichen Arbeiten begleitet. Verpflichtende Lehrveranstaltungen zur Informationskompetenzvermittlung dürfen daher nicht mit der Anwendung von Datenbanken und anderen Informationsquellen enden.

Am Beispiel einer süddeutschen Hochschule wird gezeigt, wie in einem Bachelorpflichtmodul „Wissenschaftliche Arbeitsweise“ für angehende Betriebswirte die Auseinandersetzung mit der Problematik des Plagiates selbst zum Lehr- und Lerninhalt wird.

Dabei entwickeln Studierende nicht nur Kriterien für eine ethisch korrekte Arbeitsweise, sondern werden gezielt mit unzureichenden Arbeitsergebnissen früherer Semester konfrontiert und erlernen so durch die Auseinandersetzung mit z.B. abgeschriebenen Abschlussarbeiten Kriterien zum erfolgreichen Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit.

Damit begegnet die Lehrveranstaltung beiden Phänomenen, nämlich dem Unvermögen und dem Paradigmenwechsel. Das studentische Unvermögen wird durch die Vermittlung einer kritischen Beschaffung, Bewertung und Darstellung von wissenschaftlichen Erkenntnissen geheilt. Der Paradigmenwechsel hin zu einer unreflektierten Übernahme

fremder Inhalte wird als gegeben analysiert und durch die Beschäftigung mit abgelehnten Arbeiten als wissenschaftsfeindlich erkannt.

Die Beziehung Studierender – Bibliothek ist aber durch die Ebene Bibliothek – ProfessorInnen zu ergänzen. ProfessorInnen finden in der Bibliothek einen kompetenten Ansprechpartner im Verdachtsfalle und lassen mögliche Plagiate durch die Bibliothek überprüfen. Diese Zusammenarbeit wird offen gegenüber den Studierenden kommuniziert und stützt so die Arbeit im Lehrmodul der Bibliothek.

Das vorgestellte Modell lässt sich auf viele Studiengänge anwenden und könnte an vergleichbaren Hochschulen ohne grösseren Adaptionsaufwand ebenfalls eingesetzt werden. In mehrjähriger Lehrpraxis hat sich dieses präventive und zugleich repressive Vorgehensweise bewährt und zeichnet so einen Alternativentwurf zum Einsatz von kommerziellen Einreichungsdiensten.

1. Plagio, ergo sum oder: Lehrveranstaltungen an der Hochschule

Dowjerai, no prowjerai – die alte russische Weisheit bringt es auf den Punkt: den Studierenden wird Vertrauen gezeigt, aber auch Kontrolle ist nötig. Gerade weil Plagiate heute unhinterfragtes Konstitutivum vieler Studierender geworden zu sein scheinen, müssen Studierende bei der Erstellung von schriftlichen Arbeiten begleitet werden. Dies geschieht im Zusammenspiel zwischen bibliothekarischer Lehrverantwortung und professoraler Studierendenbetreuung.

Die Teaching Library versteht sich dabei als umfassendes Konzept, welches die Studierenden über viele Semester begleitet. Zu Studienbeginn erhalten alle eine obligatorische Erstsemesterschulung, in vielen Studiengängen folgen verpflichtende Lehrveranstaltungen zur Informationskompetenzvermittlung, am Ende steht das Angebot eines one-on-one-Gesprächstermins zur Abschlussarbeit. Also ein Coaching durch die Bibliothek vom Start weg bis zum Zieleinlauf, statt Doping durch Kopieren und Einfügen von Fremdblut.

Die Hochschule Ansbach – Fachhochschule für Wirtschaft und Technik, am Regierungssitz des Bezirks Mittelfranken in Bayern gelegen, wurde erst 1996 gegründet. In derzeit zehn Studiengängen erfahren etwa 2.000 Studierende eine moderne und gut ausgestattete Hochschule, die praxisbezogen zum Bachelor- bzw. Masterabschluss führt.

Curricular verankerte Lehrveranstaltungen zur Informationskompetenzvermittlung existieren seit dem Jahr 2000 in verschiedenen Studiengängen. Alle einschlägigen Veranstaltungen werden durch die Bibliothek konzipiert, durchgeführt und verantwortet.

Der inhaltliche Fokus beschränkt sich nicht auf die Anwendung von Datenbanken und anderen Informationsquellen. Der Themenbereich der Plagiatsvermeidung füllte zunächst

nur eine Randrolle, hat sich in den vergangenen Jahren aber immer weiter in den Vordergrund gespielt und nimmt nun bis zu 20 Prozent der zur Verfügung stehenden Lehrveranstaltungszeit ein.

Als Beispiel sei eine zweitägige Blockveranstaltung für Bachelor des Studiengangs Betriebswirtschaft näher erläutert. Zum Lehrkanon des ersten bis dritten Semesters gehört ein Allgemeines Pflichtmodul ›Wissenschaftliche Arbeitsweise und Projektmanagement‹.

Das Teilmodul ›Projektmanagement‹ wird von einer Professorin und einem Professor im semesterweisen Wechsel gelehrt, das Teilmodul ›Wissenschaftliche Arbeitsweise‹ durch den Bibliotheksleiter als Lehrbeauftragtem der Hochschule. Eine gemeinsame Klausur aus beiden Teilmodulen schliesst die Veranstaltung ab (Klausur mit 90 Minuten, häftig aus beiden Teilmodulen), insgesamt erhalten die Teilnehmer 5 ECTS. Etwa 80 Studierende nehmen in jedem Semester an dieser Veranstaltung teil.

Das Teilmodul wird als zweitägiger Block, immer freitags und samstags von 8-18 Uhr in mehreren Durchgängen angeboten. Am ersten Tag werden Grundlagen, Recherche- und Bewertungskompetenzen trainiert. Der zweite Tag thematisiert das Mega-Thema Google in betriebswirtschaftlicher, informationstechnischer und informationsethischer Sicht und bietet Raum für Fragen der Umsetzung der beschafften und bewerteten Informationen in die Darstellung einer Studienarbeit, später dann auch Abschlussarbeit.

Zeitplan für den 18.04.2009 bzw. 16.05.2009

Stunde	Um	Inhalt
1	08:00 - 08:45	Zusammenfassung Vortag / Fragen one-minute-paper ; Literaturverzeichnis
2	08:45 - 09:30	Literaturverzeichnis erstellen
Pause	10 Minuten	
3	09:30 - 10:15	Google
4	10:15 - 11:00	Google
Pause	10 Minuten	
5	11:00 - 11:45	Google, der Film (Masterplanthemovie 3:15); Internet: Probleme und Gefahren
6	11:45 - 12:30	Literaturverzeichnis besprechen Rechner aus
7	12:30 - 13:15	Citavi, Wozu Bachelor Thesis? (Mind Mapper Freemind)
Pause	13:15 - 14:00	
8	14:00 - 14:45	Wissenschaftliches Arbeiten Smiley , Präsentieren, Zeitmanagement
9	14:45 - 15:30	Bachelor Thesis konkret Infokiosk im Treppenhaus
Pause	10 Minuten	
10	15:30 - 16:15	Bachelor Thesis konkret
11	16:15 - 17:00	Information Literacy, Informationsbewertung
12	17:00 - 17.45	Information Literacy, Informationsbewertung; // Evaluation, Klausurvorbereitung

Abbildung 1: Zeitplan für einen Tag einer Blockveranstaltung

Der Bereich Plagiatsbekämpfung ist in drei Sequenzen des zweiten Blocktages verankert: ›Wozu Bachelor Thesis?‹, ›Wissenschaftliches Arbeiten‹ und ›Bachelor Thesis konkret‹ bieten sich dafür an.

2. Die Hinführung: Wozu Bachelor Thesis?

Die Teilnehmer haben in den vorhergehenden Stunden Grundlagen erarbeitet, in Gruppen alle wesentlichen deutschen und internationalen Datenbanken trainiert und diese sich anschliessend selbst gegenseitig vorgestellt. Zur Sicherung des Lernerfolgs haben alle Gruppen zu vorgegebenen Themen ein formal und – soweit in der Kürze der Zeit möglich – auch inhaltlich brauchbares Literaturverzeichnis erstellt und ebenfalls das Ergebnis präsentiert. Als entspannende und spannende Einheit nach so viel Aktivierung haben sie eine Präsentation über die strahlenden und dunklen Seiten von Google gehört und diskutiert. Nun sind sie bereit für die Umsetzung des Gelernten in eine eigene schriftliche Arbeit. Der Kreis aus Beschaffung, Bewertung und Darstellung von Informationen schliesst sich.

Mit Hilfe eines Mind Mappers werden erste Überlegungen zur noch recht fern erscheinenden Abschlussarbeit angestellt. Was spricht für eine Theoriearbeit? Welche Vorteile bieten sich durch ein Projekt, eine Praxisanalyse, einen Erfahrungsbericht in Zusammenarbeit mit einem Unternehmen? Wenn man in diesem Unternehmen eine Abschlussarbeit schreiben möchte: wie kommt man an attraktive Firmen und Themen heran? – Damit zeigt sich schnell, dass auch im dritten Semester die Veranstaltung Relevanz besitzt, da nur noch ein Jahr zwischen dem Heute und dem Beginn des Praxissemesters mit anschliessender Abschlussarbeit liegt.

Basis aller Überlegungen ist immer die Forderung nach einer eigenständigen geistigen Leistung als Ziel bereits der Studien-, noch mehr aber der Abschlussarbeit. Diese Leistung ist selbstverständlich bei einer theoretischen Arbeit möglich. Diese Leistung kann dennoch umso leichter erbracht werden, je ergiebiger sich ein eigenständig bearbeitetes Projekt erweist.

3. Anregungen zum Thema Wissenschaftliches Arbeiten

Im weiteren Fortgang werden die Studierenden mit sehr allgemeinen Basics des Wissenschaftlichen Arbeitens vertraut gemacht (›wer abschreibt, muss zitieren‹). Im Zentrum dieser Lehrinheit steht das Anregen eigenen und kritischen Denkens. Eine Anregung z.B. lautet: ›Es ist nicht ausreichend, aus einer Vielzahl von Werken mehr oder minder geschickt abzuschreiben, sondern eine eigenständige geistige Leistung muss erkennbar sein‹. An praktischen Beispielen sehen die Teilnehmer die Notwendigkeit von Zitaten und können z.B. direkte von indirekten Zitaten unterscheiden.

Echte anonymisierte Beispiele zeigen unerwünschtes Verhalten auf, so dass im Umkehrschluss ein Gefühl für und das Wissen um eine korrekte Vorgehensweise entstehen kann.

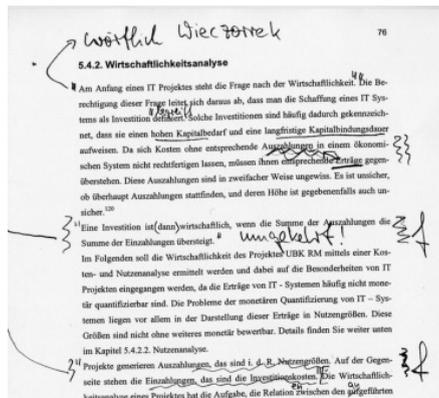


Abbildung 2: Beispiel für falsche Zitiertechnik

Das Lehrgespräch bedient sich hier eigener Formulierungen des Dozenten bzw. der Nachnutzbarkeit früherer Diplomarbeiten. Ausschnitte aus den Wortgutachten zu den betreffenden Diplomarbeiten (erst im Sommer 2009 entstehen die ersten Bachelor Thesis) verdeutlichen die Ansprüche der Betreuer an formale Korrektheit und belegen gleichzeitig die Relevanz des behandelten Stoffes für den studentischen Abschlusserfolg. Die Zusammenarbeit zwischen diplomarbeitsbetreuenden Professorinnen und Professoren und lehrender Bibliothek ist also eine notwendige Voraussetzung, um über einen ständig aktualisierten Fundus an echten Praxisbeispielen verfügen zu können.

Das Thema Wissensklau ist damit gut eingeführt, soll aber mit dem Ziel der eigenen reflexiven Beschäftigung mit der persönlichen Einstellung zum Problembereich intensiviert werden. Dazu dienen die 12 Ursachen des Google-Copy-Paste-Syndroms nach Weber (2007, S. 90ff.). Jeder Teilnehmer erhält ein Blatt, das recto ein lächelndes Smiley und verso ein ablehnendes Smiley zeigt – et vice versa, je nach Gusto.

Nacheinander mit jeder These konfrontiert, soll jeder Teilnehmer spontan die Seite des Smileys vorzeigen, die seiner Zustimmung zur These bzw. seiner Ablehnung des behaupteten Sachverhalts entspricht. Der Dozent verbalisiert das Stimmungsbild und kann Erstaunen äussern über z.B. einhellige Zustimmung zur These, wonach einige Studenten einfach faul seien. Im Idealfall ergibt sich dadurch ein Gespräch, bisweilen gar ein Streitgespräch, unter den Studierenden, die so ihre eigene Situation verarbeiten können, ohne sich persönlich betroffen oder gar angegriffen zu fühlen. Wenn sich daraus Diskussionen über die Arbeitsbelastung und Studienorganisation eines Bachelors ergeben, sind diese im Sinne der Veranstaltung. Zeigt sich ein Kurs gruppendynamisch eher verschlossen, kann diese Einheit auch kürzer ablaufen.



Abbildung 3: Aktivierende Gruppenabstimmung

4. Infokiosk zur Plagiatsbekämpfung

An jeder Hochschule gibt es mehr oder minder detailliert fixierte Vorschriften und Erwartungen zur formalen Gestaltung einer Abschlussarbeit. Diese sollen den Studierenden nahegebracht werden. Im Kontext dieses eher trockenen Teils einer Lehrveranstaltung bietet sich eine offene Konfrontation mit dem von Studierenden Seite nahezu durchgehend als spannend empfundenen Thema Plagiat geradezu an.



Abbildung 4: Der Infokiosk: Gruppen verteilen sich im Treppenhaus

In den Blockveranstaltungen zum Thema ›Wissenschaftliches Arbeiten‹ liegt dieser Abschnitt naturgemäss eher am Ende des Tages. Wenn also der bisherige Verlauf schon durchgehend mit aktivierenden Methoden bestritten wurde, dann ist hier eine besondere Wachsamkeit bei der Methodenwahl vonnöten, um studentische Aufmerksamkeit zu erzeugen. Der Infokiosk bietet mehrere Vorzüge: nach der vorhergehenden Sitzphase

bewegen sich die Studierenden ins Treppenhaus, wo mit einigem räumlichen Abstand sechs Plakate hängen. Gruppengrößen bis zu 40 Personen lassen sich durch die Aufteilung in sechs Gruppen gut bewältigen. Jede Station wird mit einem akustischen Zeichen des Dozenten eingeleitet und beendet. Zunächst lesen die Teilnehmer still den vorbereiteten Text (erste Vermittlung des Lehrinhaltes), danach sollen sie sich zum eben Aufgenommenen austauschen (zweite Vermittlung), nach Durchlaufen aller Stationen berichtet ein Gruppenteilnehmer vom eben Besprochenen (dritte Vermittlung), was der Dozent im Lehrgespräch nochmals aufgreift und abrundet (vierte Vermittlung). Um den Prozessablauf sicherzustellen, bekommt in jeder Gruppe ein Teilnehmer einen Zettel, wonach er dafür sorgen soll, dass sich alle am Gespräch beteiligen. Eine weitere Person erfährt zu Beginn des Prozesses, dass von ihr am Ende eine mündliche Zusammenfassung erwartet wird.

Der Infokiosk besteht aus sechs Stationen, von denen sich zwei mit dem Thema Plagiate beschäftigen. Dadurch zeigt sich dem Studierenden explizit und implizit der Stellenwert des Themas. Durch die Stationen eins bis vier sind ausreichende Grundlagen gelegt, und der Boden für eine kritische Reflexion der Plagiatsthematik bereitet.

Betrug, Plagiat, Unterschleif

- ehrenwörtliche Erklärung:
"Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig angefertigt, nicht anderweitig für Prüfungszwecke vorgelegt, alle benützten Quellen und Hilfsmittel angegeben sowie wörtliche und sinngemäße Zitate gekennzeichnet habe."
- Ziel: eigenständige geistige Leistung, die neue Ergebnisse bringt = wissenschaftliche Qualität
- ❖ Extreme Behauptung eines Professors: bis zu einem Drittel der "wissenschaftlichen Arbeiten" beruhen auf Betrug:
Wo ist die Grenze zwischen unsauberem Arbeiten und Plagiat?
- ❖ Der Prof. [das Verhalten]"zeigt, dass überhaupt kein quellenkritisches Bewusstsein bei der Übernahme von Informationen aus dem Netz vorhanden ist. Offensichtlich werden alle Online-Informationen als prinzipiell gleichwertig und gleich seriös oder authentisch eingeschätzt (da sie ja allesamt Ergebnisse ein und derselben Google-Suche sind). Das quellendifferenzierte Bewusstsein aus dem Print-Zeitalter gibt es nicht mehr."
- ❖ Typen von Plagiaten:
 - Copy/Paste-Totalplagiat

Abbildung 5: Ausschnitt aus Station 5: Plagiat als Thema

Mit der fünften Station präsentieren sich verschiedene Plagiatsformen, mit der abschliessenden sechsten Station werden die Teilnehmer mit einer Abschlussarbeit konfrontiert. Die Gegenüberstellung wird mit ›shake & paste‹ überschrieben. Links steht der Originaltext der Diplomarbeit, daneben die ursprüngliche Quelle, aus der 1:1 ohne Kennzeichnung übernommen wurde.



Abbildung 6: Shake & Paste: Diplomarbeit und Original

Die insgesamt acht Seiten gruppieren sich kommentarlos und müssen von den Studierenden erst verstanden und in einen Kontext gebracht werden. Diese sechste Station befindet sich in einem gesonderten Raum, der dem hoffentlich entstehenden Diskussionsbedarf unter den Studierenden eine geschützte Atmosphäre gibt.

Abschliessend stellt jeweils eine Person eine Station vor. Durch die nachfolgende, vom Dozenten moderierte und geführte Diskussion können Unklarheiten beseitigt und ein ethisch richtiges Handeln nochmals thematisiert und verstärkt werden.

Letzte Stufe im dreigliedrigen Konzept ist das Angebot einer Einzelbetreuung zur Abschlussarbeit. Jeder Studierende kann einen einstündigen Termin mit der Bibliothek vereinbaren, um sein spezifisches Thema im Vier-Augen-Gespräch vorzustellen.

Die Einzelbetreuung rundet das Bibliotheksangebot ab, der Studierende hat von der verpflichtenden Erstsemestereinführung, über das Pflichtmodul ›Wissenschaftliche Arbeitsweise‹ bis zur freiwilligen Besprechung der laufenden Thesis vielfältige Anstösse zur selbständigen Erstellung wissenschaftlicher Arbeiten erhalten und verlässt die Hochschule – hoffentlich – mit Diplom und einer eigenem Denken entsprungenen Abschlussarbeit.

5. Erkenntnis und Übertragbarkeit

Durch die beschriebene Lehrinheit entwickeln Studierende nicht nur Kriterien für eine ethisch korrekte Arbeitsweise, sondern werden gezielt mit unzureichenden Arbeitsergebnissen früherer Semester konfrontiert und erlernen so durch die Auseinandersetzung mit z.B. abgeschriebenen Abschlussarbeiten Kriterien zum erfolgreichen Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit.

Damit begegnet die Lehrveranstaltung beiden im Rahmen der Lernenden Bibliothek 2009 thematisierten Phänomenen, nämlich dem Unvermögen **und** dem Paradigmenwechsel.

Das studentische Unvermögen wird durch die Vermittlung einer kritischen Beschaffung, Bewertung und Darstellung von wissenschaftlichen Erkenntnissen geheilt. Der Paradigmenwechsel hin zu einer unreflektierten Übernahme fremder Inhalte wird als gegeben analysiert und durch die Beschäftigung mit abgelehnten Arbeiten als wissenschaftsfeindlich erkannt. Denn nie war es leichter, Passagen oder ganze Arbeiten per copy & paste aus E-Medien zu übernehmen, nie die Verführung grösser. Nie aber auch die Gefahr grösser, dass lediglich immer wieder aus bereits via Google zugänglichen Arbeiten neu kompiliert wird, ohne neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu schaffen.

Das vorgestellte Konzept arbeitet auf einer informativen und zugleich repressiven Ebene. Die intrinsisch motivierten Studierenden, die wissbegierig und aus eigenem Antrieb möglichst gute wissenschaftlich fundierte schriftliche Arbeiten verfassen wollen, bekommen Unterstützung, können ihre Handlungskompetenz steigern, erhalten einen strukturierten Rahmen für die eigene wissenschaftliche Arbeit und persönliche Betreuung durch die Bibliothek.

Den extrinsisch motivierten Studierenden, die den äusseren Zwang zum Abschluss erkennen und mit möglichst wenig Aufwand diesen Abschluss erreichen wollen, wird die Wachsamkeit der Hochschule gegenüber der Plagiatsgefahr vermittelt. Natürlich werden nicht alle potenziellen Plagiatores auf den rechten Weg gelotet werden können, aber der eine oder die andere mag angesichts der Chance auf Überprüfung doch mehr Zeit und Mühe in eine eigenständige Erarbeitung stecken, als zunächst geplant.

Die studentische Evaluation zeigt, dass die Themenschwerpunkte rund um das Plagiat nicht zu den beliebtesten Sequenzen gehören (genannt werden hier eher Google oder das Lernen aus manipulierten bzw. manipulierenden Bildern im Feld ›Informationsbewertung‹), andererseits aber auch nie bei der Evaluationsfrage ›Weniger gut fand ich:‹ vorkommt. Aus den Gesprächen und Diskussionen ergibt sich zweifelsfrei das Interesse der Studierenden am Thema, das sich ebenso zweifellos an der Relevanz des Themas entzündet.

Diese Haltung lässt sich dabei durchgehend an beiden Prototypen von Adressaten beobachten: die Studierenden mit besten Absichten bekunden deutlich ihre Zufriedenheit über die ausführliche Information zum erwarteten und richtigen Handeln. Und die bohrenden Nachfragen einzelner Studierender, wie oft denn eine Arbeit tatsächlich überprüft werde und vor allem mit welchen Konsequenzen denn bei einer Aufdeckung der Tat zu rechnen sei, lassen den Schluss als nicht zu gewagt erscheinen, dass auch das repressive Moment der Veranstaltung seine Zielgruppe identifiziert und bedient hat.

Eine Übertragung dieses Konzepts auf verwandte – also geisteswissenschaftliche – Studiengänge ist sehr leicht möglich und wurde bereits mit Erfolg unternommen. Natürlich sind z.B. für Informatiker die Beispiele eher in Richtung eines unlauter übernommen

Programmier-Codes zu lenken, für Multimedia-Studiengänge eher in Richtung Ideen- oder Strukturplagiat.

Schwieriger – aber auch weniger notwendig – zeigt sich die Übertragung auf technische Ingenieursstudiengänge. An der Hochschule Ansbach werden nahezu ohne Ausnahme Praxis- bzw. Forschungsthemen für Abschlussarbeiten akzeptiert. Diese benötigen natürlich ebenfalls einen theoretischen Mantel, der die Praxis fundiert und umhüllt. Wenn aber bereits der Praxisteil selbständig erarbeitet werden muss, fühlt sich der Studierende so sicher in seinem Thema, dass auch die Darstellung der dazugehörigen Theorie keine Hürde mehr darstellt.

Zur Übertragbarkeit auf andere Hochschulen darf vermutet werden, dass dieses Konzept innerhalb des Typus Fachhochschule breit einsetzbar sein könnte. Vorausgesetzt, die Hochschule engagiert sich im Feld der Informationskompetenzvermittlung (idealerweise natürlich in Verantwortung der Bibliothek) und ein vertrauensvolles Miteinander zwischen Professorenschaft und Bibliothek wird gewünscht und gelebt.

Literaturverzeichnis

Weber, S. (2007). Das Google-Copy-Paste-Syndrom: wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. München: Heise.

Wie gehen Schweizer Hochschulen mit Plagiaten von Studierenden um?

*Urs Dahinden, Bernard Bekavac, Simone Bruckner, Gregor Fischer,
Olivia Hauser, Stefanie Kohler, Marion Leu, Susanne Manz,
Jocelyne Prélaz, Dominik Ruckstuhl und Martina Thomi*

Urs Dahinden
Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur
Schweizerisches Institut für Informationswissenschaft SII
Pulvermühlestrasse 57
CH-7004 Chur
urs.dahinden@htwchur.ch

Abstract

Plagiate von Studierenden haben Konjunktur. Wie gehen Schweizer Hochschulen (Fachhochschulen und Universitäten) mit diesem Phänomen um? In diesem Beitrag werden Antworten auf diese Forschungsfrage vorgestellt, welche auf den Resultaten einer Online-Befragung von 21 Plagiatsverantwortlichen an Schweizer Hochschulen basieren.

Die Ergebnisse zeigen ein ambivalentes Bild: Die Auseinandersetzung mit Plagiaten hat an den meisten Hochschulen erst vor kurzem eingesetzt und ist noch nicht abgeschlossen. Die Mehrheit der befragten Hochschulen hat erst in den vergangenen 3 Jahren ein entsprechendes Reglement in Kraft gesetzt. Bei mehr als einem Drittel der Befragten wird das Thema Plagiate nicht explizit in der Ausbildung der Studierenden angesprochen. Rund die Hälfte der Befragten betonen denn auch, dass die Massnahmen im Umgang mit Plagiaten sich noch in Entwicklung befinden. Im Beitrag wird ausgeführt, welche präventiven, technischen (Plagiatserkennungs-Software) und repressiven Massnahmen zum Einsatz kommen und wie die Befragten die Wirksamkeit dieser Aktivitäten für die Plagiatsprävention einschätzen.

Zum Schluss werden Empfehlungen für die Ausbildung der Studierenden, die Qualifizierung der Dozierenden sowie den Erfahrungsaustausch zwischen Hochschulen formuliert und der weitere Forschungsbedarf skizziert.

1. Hintergrund und Fragestellung

Plagiate scheinen ein Massenphänomen zu sein: Versteht man unter Plagiaten ganz allgemein die Verwendung von fremdem Gedankengut ohne Quellenangaben, so deuten verschiedene Untersuchungen aus den USA, England und auch aus Deutschland und Österreich darauf hin, dass rund ein Drittel aller Studierenden in der einen oder anderen Form schon solches unethisches wissenschaftliches Verhalten praktiziert hat (Weber 2008: 53ff).

Wie reagieren Hochschulen auf diese Herausforderung? Wie schätzen sie die Relevanz und die Ursachen des Problems ein? In welcher Form werden sie aktiv, um den beschriebenen Entwicklungen entgegen zu wirken? Diese Frage sollen hier anhand einer empirischen Untersuchung an Hochschulen (Universitäten und Fachhochschulen) aus der Schweiz beantwortet werden, über die nach unserem Kenntnisstand keine Daten zu diesen Fragen vorliegen. Die Konzeption und Durchführung dieser Untersuchung fand im Rahmen des Projektkurses „Plagiate“ im Frühlingsemester 2009 im Studiengang Informationswissenschaft mit der Studiengruppe IW 06 VZ an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Chur statt. Der Projektkurs stand unter der Leitung von Prof. Dr. Robert Bart, Prof. Dr. Bernard Bekavac und Prof. Dr. Urs Dahinden.

2. Methodisches Vorgehen

Ziel dieser Studie war es, aktuelle und empirisch abgestützte Aussagen zu den oben formulierten Fragestellungen formulieren zu können. Als zu befragende Grundgesamtheit wurden sämtliche Plagiatsverantwortliche an den insgesamt 20 Schweizer Hochschulen (12 Universitäten, 8 Fachhochschulen) definiert. Die Befragung wurde in den grossen Sprachregionen der Schweiz mit einer eigenen Hochschule durchgeführt, nämlich in der Deutschschweiz, der französischen und der italienischen Schweiz (siehe Anhang).

Die Plagiatsverantwortlichen wurden folgendermassen identifiziert: Als erster Einstiegspunkt wurde jeweils die Hochschulleitung per Mail angeschrieben und um die Angabe von Plagiatsverantwortlichen gebeten. Je nach Hochschule wurden Kontaktpersonen aus der Hochschulleitung selber, dem Rechtsdienst, den Dekanaten oder den Informatikdiensten vermittelt. Auf Grund dieser Vorarbeiten konnten insgesamt 71 Plagiatsverantwortliche identifiziert werden. Parallel zur Adressbeschaffung erfolgten die Entwicklung und der Pre-Test des Fragebogens. Die Befragung fand in den Monaten April und Mai 2009 statt. Die Befragten erhielten per E-Mail eine Einladung zur Online-Befragung, welche mit einem Begleitbrief des verantwortlichen Dozenten ergänzt war. Nach dem Versand eines Erinnerungsmails sowie einer gezielten Nachfassaktion per Telefon konnten insgesamt 21 der angeschriebenen 71 Personen zu einer Teilnahme

motiviert werden, was einem Rücklauf von 30% entspricht. Dieser Wert liegt im Rahmen von Online-Umfragen bei offenen Marktstudien (Theobald et al. 2003) und kann angesichts der eher heiklen Thematik der Befragung sogar als gut bezeichnet werden. Auf Grund der Ergebnisse (siehe unten) muss vermutet werden, dass Hochschulen mit einer grösseren Sensibilisierung für dieses Thema und intensiveren Aktivitäten in der Plagiatsbekämpfung auch mit einer grösseren Wahrscheinlichkeit an dieser Befragung teilgenommen haben. Die Resultate sind mit anderen Worten nicht repräsentativ für alle Hochschulen in der Schweiz, sondern zeigen eher die Sichtweise der Pioniere in dieser Thematik auf.

3. Ergebnisse

Im Folgenden werden die Ergebnisse zu vier ausgewählten Bereichen der Befragung vorgestellt, nämlich zum Problembewusstsein, zur Verbreitung von präventiven, technischen (Plagiatserkennungs-Software) und repressiven Massnahmen.

3.1. Problembewusstsein und Entwicklung

Das Bewusstsein für die Problematik ist vorhanden: Plagiate sind zumindest bei allen teilnehmenden Hochschulen ein Thema. Andererseits hat die Auseinandersetzung mit diesem Thema an den meisten Hochschulen erst vor kurzem eingesetzt und ist noch nicht abgeschlossen. Dies kann aus dem Befragungsergebnis geschlossen werden, wonach die Mehrheit der befragten Hochschulen erst in den vergangenen 3 Jahren ein entsprechendes Plagiats-Reglement in Kraft gesetzt hat. Rund die Hälfte der Befragten betonen denn auch, dass die Massnahmen im Umgang mit Plagiaten sich noch in Entwicklung befinden.

3.2. Präventive Massnahmen

Ein wesentliches Element zur Prävention von Plagiaten stellt eine explizite und ausführliche Thematisierung dieses Problems im Rahmen der studentischen Ausbildung dar. Die Befragungsergebnisse zeigen allerdings auf, dass nur bei einer Minderheit (24%) der befragten Hochschulen ein ganzes Modul oder ein Kurs der Plagiatsthematik gewidmet ist. Zwei der Befragten gaben an, dass es keine bestimmten Kurse gebe, dass das Thema jedoch von den Professoren in ihren Vorlesungen angesprochen werde. Diese Antwort wurde mit dem folgenden Kommentar ergänzt, der deutlich macht, dass in diesen Fällen kaum von einer einheitlichen Ausbildungspraxis ausgegangen werden kann: „Aus meiner Sicht bedeutet das in der Praxis wohl ungefähr: Jeder macht es so, wie er es für richtig hält. Wenn man als Student Glück hat, hört man es vielleicht einmal, viele hören es aber wohl auch gar nie, je nach Professor...“.

Viele Hochschulen (62%) bieten nicht ganze Kurse zu dieser Thematik an, sondern integrieren diese Lehrinhalte in einführende Kurse zum wissenschaftlichen Arbeiten (u.ä.

wie Methodenschulung, Scientific Communication etc.) an. Bei 38%, also mehr als einem Drittel der Befragten, wird das Thema Plagiate allerdings überhaupt nicht explizit in der Ausbildung der Studierenden angesprochen.

3.3. Technische Massnahmen: Einsatz von Plagiatserkennungs-Software

Stark verbreitet ist der Einsatz von Plagiatserkennungs-Software: Bei der Mehrheit der Befragten wird solche Software in ihrer Hochschule bereits eingesetzt, und zwar bei 19% einheitlich an der gesamten Hochschule und bei 38% unterschiedlich je nach Organisationseinheit. Weitere 12% planen den Einsatz solcher Software.

Wie und welche Software-Produkte werden bereits zur Plagiatserkennung eingesetzt (vgl. Bekavac et al., 2009)? Am häufigsten genannt wurden die Produkte Ephorus (4 Nennungen), Docoloc, Turnitin, Plagiarism-Finder (je 3 Nennungen) sowie Compilatio.net, Jplag, Eve2 (je 1 Nennung). Bei dieser Frage waren Mehrfachantworten möglich und die Ergebnisse deuten auf die gleichzeitige Verwendung mehrerer Softwarepakete innerhalb einzelner Hochschule, hin.

Verantwortlich für den Einsatz der Plagiatserkennungs-Software sind an fast allen Hochschulen die Dozierenden. Nur an einer Hochschule gibt es eine zentrale Stelle, welche dafür zuständig ist. An keiner Hochschule haben Studierende die Möglichkeit, die eigenen Arbeiten vor der definitiven Einreichung selber durch entsprechende Plagiatserkennungs-Software zu kontrollieren.

In welchen Fällen wird von den Verantwortlichen überhaupt Plagiatserkennungs-Software eingesetzt? Als häufigste Antwort wurde hier angegeben, dass die Plagiatserkennungs-Software bei Verdacht (24%) oder bei wichtigen Arbeiten (19%) verwendet wird. Ein umfassender Einsatz, bei dem alle schriftlichen Arbeiten mit Plagiatserkennungs-Software geprüft werden, ist dagegen von keinem der Befragten erwähnt worden. Allerdings konnten auch viele der Befragten hier keine Auskunft geben, vermutlich weil Sie als Mitarbeitende der Hochschulleitung nicht über den konkreten Einsatz in den unterschiedlichen Studiengängen informiert sind.

3.4. Repressive Massnahmen

Der Bereich der Repression ist im Vergleich zur Prävention eindeutig stärker ausgebaut: 90% der Hochschulen verfügen über ein Reglement, welches Verfahrensregeln und Sanktionen für plagiierende Studierenden festlegt. Innerhalb der Hochschule ist der Umgang mit Plagiaten meist auf der obersten Ebene (Hochschule) (48%) oder der zweitobersten Ebene (Departement, Fakultät etc.) (38%) geregelt.

Fast alle der Befragten (95%) erwähnen, dass in ihrer Hochschule schon Plagiate erkannt wurden. Die Konsequenzen für plagiierende Studenten hängen von der Art und dem Umfang des Plagiats ab und werden von Fall zu Fall individuell beschlossen. Welche Sanktionen werden wie oft verhängt? Das Nichtbestehen des Moduls (=Note 1) ist klar die häufigste Sanktion. Am zweithäufigsten ist die Ermahnung, gefolgt von dem Disziplinarverfahren. Härtere Massnahmen wie ein befristeter Ausschluss oder eine endgültige Exmatrikulation sind relativ selten (14%). Schliesslich erwähnte eine Hochschule die Verhängung einer Geldbusse.

An dieser Stelle soll auch auf einen deutlichen sprachregionalen Unterschied hingewiesen werden: In der französischen Schweiz werden die erwähnten härteren Massnahmen häufiger eingesetzt als in der Deutschschweiz.

4. Selbsteinschätzung und Handlungsbedarf

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass die befragten Hochschulen mit einer Vielzahl von präventiven, technischen (Software) und repressiven Massnahmen Plagiate einzudämmen versuchen. Sind diese Massnahmen aus der Perspektive der Befragten genügend? Hier sind die Meinungen klar geteilt und es ist eine durchaus selbstkritische Haltung zu erkennen: 43% betrachten die Massnahmen als ausreichend, während 48% davon ausgehen, dass die Plagiatsbekämpfung an der eigenen Hochschule noch in Entwicklung ist. Der Handlungsbedarf besteht nach Ansicht der Befragten eher dezentral: Eine hochschulübergreifende Regelung des Umgangs mit Plagiaten wird deutlich abgelehnt. Verschiedene Antworten deuten auch darauf hin, dass die Unterschiede zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen teilweise so gross sind, dass hier auch mit unterschiedlichen Strategien (u.a. auch Software-Paketen vgl. Bekavac et al., 2009) gearbeitet werden muss.

5. Fazit und Empfehlungen

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus diesen Befragungsergebnissen ziehen? Schweizer Hochschulen setzten sich zwar aktiv mit der Plagiatsproblematik auseinander, aber dieser Prozess ist noch relativ jung und noch nicht abgeschlossen. Die Resultate zeigen zudem auf, dass der Schwerpunkt der Aktivitäten im Bereich der Repression (Reglemente) und der Technik (Plagiatserkennung) liegt, dass aber in die Prävention von Plagiaten im Rahmen der Ausbildung noch wenig investiert wird. Diese Akzentsetzung ist nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Australien zu beobachten (Devlin, 2006).

Vor diesem Hintergrund möchten wir die folgenden drei Handlungsempfehlungen formulieren und weiteren Forschungsbedarf skizzieren:

Erstens erscheint es uns notwendig, dass alle Studierenden im Rahmen einer Pflichtveranstaltung explizit mit der Plagiatsthematik konfrontiert werden, in der sowohl das notwendige Wissen (Plagiatsformen, Konsequenzen) als auch das individuelle Können (korrekter Umgang mit Quellen) vermittelt wird. Diese Auseinandersetzung sollte sich nicht auf den Beginn des Studiums beschränken, sondern auch in späteren Phasen des Studiums wiederholt und vertieft werden.

Zweitens ist eine weitere Sensibilisierung bei Hochschulen und Qualifizierung von Personal notwendig, um mit den verschiedenen Möglichkeiten der Plagiatsprävention und -erkennung sowie der hochschulinternen Behandlung von Plagiatsfällen vertraut zu werden. Dies kann im Rahmen von massgeschneiderten internen oder auch externen Weiterbildungskursen geschehen.

Drittens erscheint uns ein hochschulübergreifender Erfahrungsaustausch sinnvoll: Einerseits ist dieser Austausch notwendig, wenn es um die gemeinsame Nutzung von technischer Infrastruktur geht, wie z.B. Server, auf denen bereits erstellte studentische Arbeiten als mögliche Quellen von Plagiaten abgelegt und für Kontrollen abgerufen werden können. Andererseits können durch einen intensivierten interuniversitären Erfahrungsaustausch im Bereich der Lehre didaktische Formen entwickelt und ausgebaut werden, mit denen eine möglichst effektive und nachhaltige Plagiatsprävention realisiert werden kann.

Schliesslich besteht weiterer Forschungsbedarf: In dieser Studie wurde im Wesentlichen die Perspektive der Hochschulleitungen wiedergegeben. Viele Befragte haben allerdings darauf hingewiesen, dass innerhalb der Hochschulen grosse Unterschiede zwischen den verschiedenen Departementen, Fakultäten und Instituten bestehen. Es ist auch zu vermuten, dass selbst zwischen Dozierenden desselben Instituts erhebliche Differenzen in der Thematisierung der Plagiatsproblematik in ihrer Lehre und der Behandlung von Plagiatsfällen bestehen. Vor diesem Hintergrund wäre in einer Folgestudie eine Befragung von Dozierenden sinnvoll, welche ein präziseres und differenzierteres Bild über den konkreten Umgang mit Plagiaten liefern würde. Diese empirischen Untersuchungsergebnisse könnten eine systematische Grundlage für eine weitere Optimierung des Umgangs von Dozierenden und Hochschulen mit Plagiaten bilden.

Literatur

Bekavac, B., Brändli U., Dahinden, U., Johnner, S., Milz, J., Rinaldi, C. & Weinhold, T. (2009). Plagiatserkennungssoftware: Einsatz, Nutzen und Grenzen. Churer Schriften zur Informationswissenschaft, Schrift Nr. 33. Chur, 2009 (in diesem Band).

Devlin, M. (2006). Policy, Preparation, and Prevention: Proactive minimization of student plagiarism. *Journal of Higher Education Policy and Management*, S. 28(1), 45–58.

Theobald, A., Dreyer, M., Starsetzki, T., & Theobald-Dreyer-Starsetzki (2003). *Online-Marktforschung: Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen* (2., vollst. überarb. und erw. Aufl.). Wiesbaden: Gabler.

Weber, S. (2008). *Das Google-Copy-Paste-Syndrom: wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden*. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Hannover: Heise.

Anhang: Reglemente und Merkblätter von Schweizer Hochschulen zum Umgang mit Plagiaten

Die Hochschulen werden hier sortiert aufgeführt nach den Kriterien Sprachregion, Hochschultypus (Universität, Fachhochschule) und dem Namen der Hochschule.

Deutschschweiz

- **Universität Basel**
Ein für die gesamte Universität geltendes Dokument konnte nicht gefunden werden. Es existieren aber Richtlinien in den einzelnen Fakultäten. Als Beispiel wurde die Philosophisch-Historische Fakultät gewählt:
- <http://philhist.unibas.ch/studium/plagiat/>
- <http://www.unibas.ch/index.cfm?uuid=5BAD3DA63005C8DEA3BEA35978BFB547&&IRACER>
- **Universität Bern**
http://docs.rechtsdienst.unibe.ch/Gesetze/ul_rl_plagiat_070924.pdf
- **Universität Freiburg**
http://www.unifr.ch/rectorat/reglements/pdf/1_1_15.pdf
- **Universität Luzern**
http://www.unilu.ch/files/080618_merkblattplagiate.pdf
- **Universität St. Gallen**
- [http://www.studium.unisg.ch/org/lehre/files.nsf/SysWebRessources/SO_MB_Plagiat/\\$FILE/Plagiatsmerkblatt.pdf](http://www.studium.unisg.ch/org/lehre/files.nsf/SysWebRessources/SO_MB_Plagiat/$FILE/Plagiatsmerkblatt.pdf)
- <http://www.unisg.ch/org/lehre/bs.nsf/wwwPubInhalteGer/Plagiate?opendocument>
- **Universität Zürich**
- <http://www.id.uzh.ch/projekte/plagiaterkennung/LK-Plagiate-Merkblatt.pdf>
- <http://www.id.uzh.ch/projekte/plagiaterkennung.html>
- **Eidgenössisch-technische Hochschule ETZH**
- http://www.ethz.ch/students/semester/plagiarism_s_de.pdf
- http://www.rechtssammlung.ethz.ch/pdf/414_Integrit%C3%A4t_Forschung.pdf

- **Berner Fachhochschule**
- http://www.bfh.ch/content/services/recht/links/Richtlinie_Umgang_mit_Plagiaten_BFH_def_081210.pdf
- **Fachhochschule Kalaidos (private Fachhochschule)**
- http://www.kalaidos-fh.ch/research/downloads/news/Reglement%20zur%20wissenschaftlichen%20Integrit%c3%a4t_g%c3%bcitig_080828.pdf
- **Fachhochschule Luzern**
http://www.hslu.ch/w-plagiate_-_studierende.pdf
- **Fachhochschule Nordwestschweiz**
Es konnte kein Dokument gefunden werden, in dem der Umgang mit Plagiaten für die gesamte Fachhochschule Nordwestschweiz geregelt ist. Als Beispiel wurde die Pädagogische Hochschule gewählt:
- http://www.fhnw.ch/ph/ivu/auslaufende_studien/kgu_solothurn/download-solothurn/kurz-informationen_diplomarbeit_forschungswerkstaetten.pdf
- **Fachhochschule Ostschweiz**
Es konnte kein Dokument gefunden werden, in dem der Umgang mit Plagiaten für die gesamte Fachhochschule Ostschweiz geregelt ist. Als Beispiel wurde der Studiengang IW an der HTW Chur gewählt:
- http://www.informationwissenschaft.ch/fileadmin/uploads/pdf/reglemente/Pruefungsordnung_Bachelorstudiengaenge.pdf
- **Zürcher Fachhochschule**
<http://www.phzh.ch/webautor-data/515/05-080802-Merkblatt-Plagiat.pdf>

Französische Schweiz:

- **Universität Genf**
<http://admsrvnt1.unige.ch/igual/eq4b1.nsf/v0A07/Di+20-01-03>
- **Universität Lausanne**
<http://www.unil.ch/interne/page41076.html#3>
- **Ecoles Polytechnique Fédérales Lausanne (EPFL) (Eidgenössische Technische Hochschule Lausanne)**
<http://actualites.epfl.ch/index.php?module=epffiles&func=getFile&fid=8927&inline=1>
- **Universität Neuenburg**
<http://rsn.ne.ch/ajour/default.html?4163102.htm>
- **Haute Ecole Spécialisée de Suisse occidentale (HES-SO) (Fachhochschule Westschweiz)**
<http://www.hes-so.ch/CMS/default.asp?ID=1060&Language=DE>

Italienische Schweiz:

- **Università della Svizzera italiana**

Ein für die gesamte Universität geltendes Dokument konnte nicht gefunden werden. Es existieren aber Richtlinien in den einzelnen Fakultäten. Als Beispiel wurde die Facoltà di scienze della comunicazione gewählt:
<http://www.com.unisi.ch/en/regolamento-studi-com-2008-en-39555.pdf>

- **Scuola universitaria professionale della Svizzera italiana (SUPSI)**
(Fachhochschule der italienischen Schweiz)
http://www.supsi.ch/Content/main/uploaded/pdf/Servizi_Regolamenti_RegolamentoStudiBachelor.pdf

Plagiatserkennungssoftware: Einsatz, Nutzen und Grenzen

*Bernard Bekavac, Ursina Brändli, Urs Dahinden, Simon Johner,
Jasmine Milz, Corina Rinaldi, Thomas Weinhold*

Bernard Bekavac
Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur
Schweizerisches Institut für Informationswissenschaft SII
Ringstrasse/Pulvermühlestrasse 57
CH-7004 Chur
bernard.bekavac@htwchur.ch

Abstract

Die Auswahl und der Einsatz einer geeigneten Plagiatserkennungssoftware an Hochschulen bedingt eine sorgfältige Auseinandersetzung über den Sinn und Zweck einer Software-gestützten Plagiatsüberprüfung. Hierbei reicht die Spanne von einer einfachen Kontrolle vereinzelter studentischer Arbeiten, bei der lediglich eine abschreckende Wirkung erzielt werden kann, bis hin zur Analyse aller Arbeiten und Publikationen einer Hochschule, um so die Aufdeckungsquote von Plagiatsfällen zu maximieren. Die Entscheidung für eine bestimmte Vorgehensweise ist jedoch nicht nur abhängig vom Untersuchungsaufwand und den Kosten für eine entsprechende Plagiatserkennungssoftware, sondern nicht zuletzt auch eine Frage des Vertrauens in die Studierenden oder gar Mitarbeitenden einer Hochschule. Der vorliegende Beitrag geht auf die aktuelle Marktsituation von Plagiatserkennungssoftware sowie deren Nutzen und Grenzen im Hochschulbereich ein. Ferner werden auf Basis organisatorischer und technischer Auswahlkriterien verschiedene Einsatzszenarien bzw. Prozesse zur Plagiatsüberprüfung sowie deren Vor- und Nachteile beschrieben.

1. Einleitung

Plagiate gibt es im Bildungswesen und der Wissenschaft seit jeher. Durch das mittlerweile allgegenwärtige Internet ist es jedoch wesentlich einfacher als je zuvor fremde Inhalte in eigene Arbeiten zu übernehmen. Mittels „copy“ und „paste“ können relativ einfach ganze Referate und Hausarbeiten oder zumindest Teile davon erstellt werden. Das Aufspüren von Plagiaten gestaltet sich hingegen nicht so einfach: Wenn dem Leser die Originalquellen nicht gut bekannt sind, weisen meist nur Stilbrüche oder „ungewohnte“ Schreibweisen auf Plagiate hin. Liegt dann in der Tat ein Verdacht auf ein Plagiat vor, so muss der letztendliche Nachweis mit dem Originalquellen belegt werden. Hierfür muss jedoch u. U. eine aufwändige Recherche, das Lesen bzw. eher „Wälzen“ von Literatur oder gar Übersetzungsarbeit geleistet werden. Abhilfe soll spezielle Plagiatserkennungssoftware schaffen, welche in den letzten Jahren auf den Markt gekommen sind und bei immer mehr Bildungsinstitutionen Anwendung finden. Diese Programme arbeiten im Prinzip ganz ähnlich wie die Ersteller der Plagiate selbst: Inhalte aus diversen Internetquellen, primär Web-Seiten und Dokumente aus Datenbanken (z.B. Hausarbeiten.de) liefern die Grundlage, nur mit dem Unterschied, dass Plagiate-Finder nach gleichen bzw. ähnlichen Textpassagen aus dem zu überprüfenden Dokument suchen, anstatt diese zu plagiierten.

An der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur (HTW) hat sich eine Projektgruppe unter Beteiligung von Dozierenden, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Studierenden mit der Plagiatsthematik auseinandergesetzt. Dabei wurden neben den Grundlagen zu Plagiaten, die organisatorischen bzw. technischen Aspekte der Plagiatserkennung herausgearbeitet sowie die aktuelle Praxis bzgl. Behandlung von Plagiaten an schweizerischen Hochschulen untersucht. Der vorliegende Beitrag beschreibt die Erkenntnisse im Bereich der Plagiatserkennungssoftware. Nach einer kurzen Darstellung zur Funktionsweise sowie der aktuellen Marktübersicht bzgl. Plagiatserkennungssoftware, werden auf Basis organisatorischer und technischer Auswahlkriterien verschiedene Einsatzszenarien zur Plagiatsüberprüfung vorgeschlagen sowie deren Vor- und Nachteile beschrieben.

2. Plagiatserkennungssoftware

Die Erstellung eines (Teil-)Plagiats ist durch das Internet nicht nur wesentlich vereinfacht worden, auch die Entstehung einer "Cheating Culture" (vgl. dazu Lampert, 2008, S. 22) hat das Plagiierten, ähnlich wie der illegale Download von Software oder Musik, gesellschaftlich zumindest annehmbar gemacht. Das Plagiierten hat daher nicht nur bei Studierenden oder Schülern kaum den gleichen Stellenwert wie z.B. ein Täuschungsversuch in einer Prüfung, auch viele Hochschulen haben entweder gar keine oder sehr uneinheitliche Massnahmen

und Regelungen bzgl. der Fahndung nach Plagiaten sowie deren Ahndung im Falle eines Plagiatsfalles (vgl. Dahinden, 2009). Immer mehr Hochschulen und Schulen gehen aber dazu über Softwarepakete zur Aufdeckung von Plagiatsfällen einzusetzen. Die Spanne reicht hierbei von einfachen Programmen, die Begriffe aus einzelnen Dokumentabschnitten entnehmen und vom eigenen Rechner aus über gängige Suchmaschinen nach textuelle Ähnlichkeiten suchen bis hin zu Server-basierten Systemen, bei denen Dokumente auf den Server hochgeladen und von dort aus überprüft werden. Das Ergebnis einer Plagiatskontrolle besteht aus einem detaillierten Analysebericht, aus dem i.d.R. eine prozentuale Angabe über die Ähnlichkeit zwischen dem Analysedokument und den Inhalten anderer Dokumente hervorgeht sowie eine Markierung und ggfs. Gegenüberstellung der betroffenen Textpassagen. Der letzte Schritt muss aber dann doch intellektuell geleistet werden: die Unterscheidung zwischen „unerlaubtem“ Kopieren (meist längere gleiche bzw. ähnliche Abschnitte ohne eindeutige Quellenangabe) und korrektem Zitieren.

Nachfolgend werden eine Marktübersicht sowie Kriterien für die Auswahl einer geeigneten Plagiatserkennungssoftware für Bildungsinstitute vorgestellt.

2.1. Marktübersicht

Der Markt für Softwareprodukte zur Erkennung von Plagiaten ist inzwischen recht umfangreich. Eine Internet-Recherche (als Quellen dienten Testergebnisse, Online Tutorials zum Thema Plagiate, einschlägige Forumseinträge sowie Suchmaschinen) ergab Hinweise auf ca. 30 Systeme (s. Tabelle 1). Die erste grobe Sichtung der zugehörigen Produkt-Websites ergab aber zum einen, dass nicht mehr alle Systeme auf dem Markt erhältlich bzw. die zugehörigen Informationen nicht mehr aktuell sind, zum anderen wurde ersichtlich, dass sich nicht alle Systeme für den Bildungsbereich eignen, z.B. gibt es Systeme, die nur der laufenden Kontrolle nach Plagiaten der eigenen Web-Inhalte dienen.

2.2. Selektionskriterien für den Bildungsbereich

Der Einsatz von Plagiatserkennungssoftware im Bildungsbereich bedingt, wie überall, gewisse allgemeine Vorgaben oder Rahmenbedingungen wie z.B. Anschaffungs- und Betriebskosten, Lizenzbedingungen, Sprache der Software oder technischer Support – auf diese soll hier nicht weiter eingegangen werden. Spezielle Auswahlkriterien ergeben sich durch die Gegebenheiten innerhalb einer Bildungsinstitution, in Abhängigkeit von Faktoren, wie z.B. was möchte man mit einer Plagiatskontrolle bezwecken, welche Art von Dokumenten möchte man analysieren oder wie weit ist die Automatisierung der Überprüfung angedacht (manuelle Eingabe einzelner Dokumente oder automatisierte Kontrolle aller Arbeiten). Nachfolgend werden spezifische Selektionskriterien aus Sicht von

Hochschulen aufgeführt und beschrieben, anhand derer sich eine erste Auswahl von Plagiatserkennungssoftware vornehmen lässt. Die Marktübersicht in Tabelle 1 enthält entsprechende Angaben zu den Kriterien.

Einzelplatz oder Server-basierte Lösung

Einzelplatzlösungen beanspruchen bei der Plagiatsanalyse einen relativ hohen Ressourcenverbrauch (z.B. Netzwerkbelastung, Rechenzeit, häufige Aktualisierungen) und kommen auf dem Markt inzwischen nur noch selten vor. Server-basierte Lösungen erlauben das Hochladen von Dokumenten und benachrichtigen den Anwender nachdem das Dokument überprüft wurde. Sowohl die Überprüfungsmethodik als auch die Dokumentquellen (Suchmaschinen, Datenbanken) werden dabei stets aktuell gehalten. Der Prozess der Überprüfung selbst ist bei den Server-Systemen z.T. sehr unterschiedlich, z.B. beim Hochladen der Dokumente (einzeln, mehrere gleichzeitig oder Studenten können ihre Arbeiten selbst beim Plagiatsserver einreichen) oder beim Kontrollbericht (per Email oder nach Login).

Dokumentformate

Die akzeptierten Dokumentformate sind seitens der Plagiatserkennungssoftware ebenfalls sehr unterschiedlich. Die meisten Systeme unterstützen weit verbreitete „Standard-Formate“ wie z.B. HTML, txt, pdf und doc. Verwendet man innerhalb der eigenen Institution bspw. Open Office (SXW und ODT), WordPerfect (.WPS) oder möchte man auch PostScript (.PS)-Dateien untersuchen lassen, dann wird eine Selektion der entsprechenden Produkte notwendig.

Institutsdatenbank

Die Standard-Plagiatskontrolle umfasst diverse im Internet-befindliche Dokumentquellen, die allen voran über Suchmaschinen erreicht werden oder (kostenpflichtige) Dokument-Repositories umfassen – hierzu gibt es bei den Anbietern allerdings nur spärliche Informationen, da dies wohl unter Geschäftsinterna fällt. Möchte man bei der Plagiatskontrolle jedoch auch bestehende, lokale Dokumente gegenprüfen (z.B. bereits erstellte Seminar-, Abschlussarbeiten), dann wird der Aufbau eines eigenen Dokumentenpools bzw. einer Institutsdatenbank innerhalb des Plagiatsservers notwendig. Zusätzlich können dann auch sogenannte Kollusionen (gleichzeitig abgegebene Arbeiten unterschiedlicher Autoren enthalten gleiche bzw. ähnliche Abschnitte) oder Selbstplagiate (ein Autor reicht Teile seiner Arbeit mehrfach ein) erkannt werden.

Schnittstellen zu eigenen (E-Learning-)Plattformen

I.d.R. existieren bei Bildungsinstitutionen elektronische Ablagen bzw. E-Learning-Plattformen, bei denen (Abschluss-)Arbeiten hinterlegt und gesammelt werden. Je nach Ziel der Plagiatkontrolle wäre eine direkte Überprüfung innerhalb solcher Plattformen ideal, um den Kontrollprozess zu unterstützen. Einige Produkte bieten deshalb standardisierte Schnittstellenmöglichkeiten (meist SOAP) an, über welche die Dokumente aus den Plattformen direkt „abgeholt“ und analysiert werden. Die Prüfer bekommen dann nur noch den Prüfereport zugesandt.

2.3. Qualität von Plagiatserkennungssoftware

Die FH Berlin (Weber-Wulff, 2008) und PlagiarismAdvice.org (Scaife, 2007) haben Plagiatserkennungssoftware auf unterschiedliche Art und Weise evaluiert. Im Zentrum der Evaluationen steht die „Usefulness“ der Produkte, d.h. wie gut die jeweiligen Systeme Plagiate aufdecken können. Ohne an dieser Stelle auf das genaue Testdesign und die Ergebnisse der jeweiligen Evaluationen eingehen oder diese gar bewerten zu wollen, ist ein Blick auf die jeweiligen Evaluationsergebnisse für die weitere Einschränkung der Auswahl und eine letztliche Entscheidungsfindung aber sicherlich angeraten.

Tabelle 1: Marktübersicht Plagiatserkennungssoftware (Stand und Sichtung 07/2009)

Produktname	URL	S	I	A
Articlechecker	http://www.articlechecker.com	+	-	o
Catchitfirst	http://www.catchitfirst.com	+	-	o
Checkforplagiarism.net	http://www.checkforplagiarism.net	+	-	-
Compilatio.net	http://www.compilatio.net	+	+	+
CopyCatchGold	http://cflsoftware.com	-	-	-
Copyscape	http://www.copyscape.com	+	-	+
Damocles	http://viper.infotech.monash.edu.au/damocles	+	o	o
Doc Cop	http://www.doccop.com	+	-	-
Docol@c	http://www.docoloc.de	+	+	+
Ephorus	http://www.ephorus.de	+	+	+
Eve2	http://www.canexus.com	-	-	o

Jplag ¹	http://www.ipd.uni-karlsruhe.de/jplag	-	-	-
paperseek	http://www.paperseek.com	+	-	+
Plagaware	http://www.plagaware.de	+	o	o
Plagiarism-Detector	http://plagiarism-detector.com	-	-	-
Plagiarism-Finder	http://www.plagiarismfinder.de	-	-	-
Plagscan	http://plagscan.com	+	+	+
SafeAssignment	http://www.safeassign.com	+	-	-
Strikeplagiarism	http://www.strikeplagiarism.com	+	+	-
Text Guard	http://www.textguard.de	+	o	o
turnitin ²	http://turnitin.com	+	+	+
Urkund	http://www.orkund.com	+	+	+
WcopyFind ³	http://plagiarism.phys.virginia.edu/Wsoftware.html	-	-	-
YAPLAF ³	http://www.law.tuwien.ac.at/plagiat/software.php	-	+	+

S = Server-basiertes System, **I** = Aufbau einer Institutsdatenbank möglich,

A = Schnittstelle für den automatischen Abruf von Dokumenten vorhanden (SOAP o.ä.),

+ = vorhanden, **-** = nicht vorhanden, **o** = aus Produktbeschreibung nicht ersichtlich

3. Einsatzszenarien der Software-gestützten Plagiatskontrolle an Hochschulen

Hat sich eine Bildungsinstitution für die Software-gestützte Überprüfung von Arbeiten auf Plagiate entschieden, so stellt sich nicht nur die Frage, welche Software geeignet ist, sondern auch wie diese letztlich einzusetzen ist. Dabei taucht sicherlich zuerst die Frage auf, welche Arbeiten zu überprüfen sind und wer diese z.T. recht zeitintensive Tätigkeit vornehmen soll. In diesem Abschnitt werden mögliche Einsatzszenarien mit deren Vor- und Nachteilen vorgestellt, eine Auswahl ist aber nicht zuletzt vom jeweiligen Gesamtbild einer Plagiatsprävention wie z.B. Aufklärung, rechtliche Situation, Anpassung der Reglemente oder Sanktionierung abhängig.

¹ Spezialisiert auf Analyse von Programmcodes, nur lokaler Vergleich (Kollisionssoftware)

² Alle auf dem Server hochgeladenen Dokumente werden automatisch gegengeprüft

³ Nur Vergleich mit lokal vorhandenen Dokumenten (Kollisionssoftware)

3.1. Überprüfung aller Arbeiten einer Hochschule

Bei diesem Szenario werden alle Arbeiten kontrolliert, welche an der Hochschule verfasst werden. Neben den studentischen Arbeiten werden also auch die Publikationen des wissenschaftlichen Personals untersucht. Die Kontrolle wird von einer zentralen Instanz innerhalb der Hochschule durchgeführt, so dass alle gleich behandelt werden.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Gleichbehandlung aller Personen • Das wissenschaftliche Personal wird sich seiner Vorbilderrolle bewusst • Evtl. Bestandteil einer umfassenden Qualitätskontrolle 	<ul style="list-style-type: none"> • Hoher Kosten- und Zeitaufwand, zusätzliches Personal notwendig • Da die Software-gestützte Kontrolle nicht alle Plagiate aufspüren kann, besteht die Gefahr einer falschen Sicherheit • Gefahr, dass durch den breiten Kontrollansatz keine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema Plagiierten stattfindet • Ungleichbehandlung der Fachbereiche: Manche Arbeiten (bspw. Kunst, Musik, Baupläne, mathematische Berechnungen) lassen sich nicht automatisch überprüfen

3.2. Überprüfung aller studentischen Arbeiten

Bei diesem Prozess werden alle studienbegleitenden und Abschlussarbeiten überprüft. Die Kontrolle wird durch den jeweiligen Dozenten, Fachbereich oder durch eine zentrale Instanz durchgeführt.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Weitgehende Gleichbehandlung aller Studierenden (Ausnahme: Arbeiten die nicht Software-gestützt erkannt werden können) • Jede Arbeit, d.h. nicht nur 	<ul style="list-style-type: none"> • Hoher Kosten- und Zeitaufwand, evtl. zusätzliches Personal notwendig • Gefahr, dass durch den breiten Kontrollansatz keine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema

Abschlussarbeiten, wird geprüft	Plagiiereen stattfindet <ul style="list-style-type: none"> • Es entsteht der Eindruck, dass man Studierenden generell nicht vertraut
---------------------------------	---

3.3. Überprüfung nur der wichtigen studentischen Arbeiten

Bei diesem Prozess werden nur die „wichtigen“ Arbeiten umfassend kontrolliert. Zu diesen gehören alle Abschlussarbeiten sowie umfangreichere studienbegleitende Arbeiten (Semester- und Projektarbeiten). Die Kontrolle wird vom Fachbereich oder dem jeweils verantwortlichen Dozenten durchgeführt.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Geringerer Zeit- und Kostenaufwand • Grössere Effizienz: der Aufwand entspricht auch der Wichtigkeit der Arbeiten 	<ul style="list-style-type: none"> • Da nur die Arbeiten der höheren Semester stärker kontrolliert werden, könnte der Eindruck entstehen, dass v. a. zu Beginn des Studiums das Plagiiereen akzeptiert wird

3.4. Stichprobenkontrolle

Es werden zufällig ausgewählte Arbeiten kontrolliert. Dies können bspw. pro Leistungsnachweis 1-2 der abgegebenen Arbeiten sein. Dabei kann unterschieden werden, ob die Stichproben nur bei den wichtigen oder bei allen Arbeiten durchgeführt werden. Die Kontrolle wird vom jeweils verantwortlichen Dozenten durchgeführt.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Geringerer Zeit- und Kostenaufwand, dennoch abschreckende Wirkung, da man nie sicher sein kann, wann eine Arbeit kontrolliert wird • Höhere Akzeptanz bei Studierenden, da das Vertrauen nicht generell in Frage gestellt wird 	<ul style="list-style-type: none"> • Keine weitreichende Kontrolle, daher eher geringer Präventionsgrad

3.5. Kontrolle auf Verdachtsfall

Es werden ausschliesslich Arbeiten überprüft, die dem Dozierenden verdächtig scheinen oder bei denen der Autor vorher schon durch plagiiereen aufgefallen ist. Die Kontrolle wird durch den verantwortlichen Dozenten durchgeführt.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Es werden weniger unnötige Kontrollen durchgeführt, eher geringer Zeitaufwand • Die Vertrauenswürdigkeit gegenüber den Studierenden ist höher • Dozenten müssen sich aktiver mit dem Thema Plagiate auseinandersetzen 	<ul style="list-style-type: none"> • Um einen Verdacht zu erkennen, muss man sich (Zeit-)intensiver mit den Arbeiten auseinandersetzen • Da die Kontrolle nicht Pflicht ist, wird sie weniger ernst genommen • Unterschiede bei der Intensität der Kontrollen durch Dozierende

3.6. Angeordnete Selbstkontrolle durch Studierende

Die Verantwortlichkeit liegt im Gegensatz zu den vorherigen Szenarien nicht auf der Seite der Hochschule bzw. Dozenten, sondern auf Seite der Studenten. Die Studenten führen bei allen oder nur definierten Arbeiten eine Kontrolle durch. Dabei muss die Arbeit zusammen mit der „Quittung“ der Plagiatsüberprüfung eingereicht werden. Es liegt an den Studenten, die von der Software markierten Stellen zu untersuchen und als korrekt zitiert zu belegen.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Kein Zeitaufwand für Hochschule oder Dozierende • Die Studenten müssen sich mit dem Thema Plagiate selbst intensiver auseinandersetzen 	<ul style="list-style-type: none"> • Hohe Manipulationsgefahr (so lange umformulieren bis Überprüfungsergebnis in Ordnung)

3.7. Freiwillige Selbstkontrolle durch Studierende

Procedere wie bei dem vorherigen Szenario, nur beruht die Kontrolle auf freiwilliger Basis. Den Studierenden wird nur die Plagiatserkennungssoftware zur Verfügung gestellt, diese können dann eigene oder aber auch fremde Arbeiten kontrollieren. Plagiatsfälle können bei der Hochschule gemeldet werden.

Vorteile	Nachteile
<ul style="list-style-type: none"> • Vertrauen und Verantwortlichkeit liegen bei den Studierenden • Gegenseitige Kontrolle möglich (höherer 	<ul style="list-style-type: none"> • Das Misstrauen bei den Studierenden untereinander könnte zum Problem werden (gegenseitiges Kontrollieren) • Bewusste Plagiierer werden ihre

Präventionsgrad)	<p>Arbeiten kaum testen und versuchen diese vor dem Zugriff durch andere fern zu halten (z.B. Abgabe nur per Email)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Da nur freiwillig, keine konsequente Umsetzung einer Plagiatskontrolle
------------------	--

4. Fazit

Der Einsatz von Plagiatserkennungssoftware in Bildungsinstitutionen löst v. a. eines nicht: die generelle Problematik des Plagiiens. Um dieser zu begegnen, müssen vielmehr die Bedeutung und die Konsequenzen des Plagiiens aufgezeigt sowie Kompetenzen eines sauberen wissenschaftlichen Arbeitens vermittelt werden. Erst dann kann der Einsatz von Software die Plagiatsprävention noch zusätzlich unterstützen. Welches System geeignet sein könnte und wie dieses eingesetzt werden soll, hängt letztendlich davon ab, was man mit dieser Kontrolle erreichen möchte. Eine gewisse abschreckende Wirkung ist sicherlich schon mit der blossen Ankündigung einer Plagiatskontrolle gegeben. Möchte man aber diejenigen Plagiatsfälle so gut wie möglich aufdecken, mit denen sich die Plagiatoren Abschlüsse oder wiss. Reputation erschleichen könnten, dann müssen zumindest Abschluss-/Seminararbeiten und Publikationen breit kontrolliert werden. Die tatsächliche Wirksamkeit der in diesem Beitrag vorgestellten Einsatzszenarien kann an dieser Stelle nicht definitiv aufgezeigt werden – hier ist weiterer Forschungsbedarf vorhanden – sicherlich sind aber das Vertrauen in Studierende und Mitarbeiter sowie die Grenzen von Plagiatserkennungssoftware wichtige Faktoren, die es zu berücksichtigen gilt.

Literaturverzeichnis

Bekavac, B., Bruckner, S., Dahinden, U., Fischer, G., Hauser, O., Kohler, S., Leu, M., Manz, S., Ruckstuhl, D., Prélaz, J. & Thomi, M. (2009). Wie gehen Schweizer Hochschulen mit Plagiaten von Studierenden um? Churer Schriften zur Informationswissenschaft, Schrift Nr. 33. Chur, 2009 (in diesem Band).

Lampert, L. D. (2008). Combating Student Plagiarism: An academic librarian's guide. London 2008.

Scaife, B. (2007). Plagiarism Detection Software (Report for JISC Plagiarism Advisory Service). Manchester: NCC Group.

http://www.jiscpas.ac.uk/documents/resources/PDReview-Reportv1_5.pdf [2009-07]

Weber-Wulff, Debora (2008). Softwaretest.

<http://plagiat.htw-berlin.de/software/2008/> [2009-07]

Der Mediotheks-Führerschein

Andrea Baumgartner, Margit Aschbacher, Frieda Oberhofer

Andrea Baumgartner
Deutschsprachige Handelsoberschule
Mediothek KIWi
Josef-Ferrari-Str. 12
I-39031 Bruneck
Andrea.Baumgartner@schule.suedtirol.it

Abstract

Der Mediotheks-Führerschein ist ein Projekt der Mediothek KIWi der deutschsprachigen Handelsoberschule Bruneck (<http://www.hob-bruneck.info/>). Die Schule umfasst das 9. bis 13. Schuljahr und wird mit dem Abitur abgeschlossen.

Beim Mediotheks-Führerschein handelt es sich um ein Qualifizierungsprogramm, das aus 5 Modulen besteht, die den 5 Klassenstufen entsprechen. Die Module sind aufeinander abgestimmt und bauen aufeinander auf. Nach jedem Modul wird eine Lernzielkontrolle durchgeführt. Jene Schüler/innen, die alle fünf Teilprüfungen bestehen, erhalten bei der staatlichen Abschlussprüfung ein Zertifikat. Gestartet wurde im Schuljahr 2007/2008 mit Modul 1 für alle 1. Klassen.

Das übergeordnete Ziel des Projektes ist es, den Schüler/innen Informations-, Recherche- und Medienkompetenz zu vermitteln, um in der viel zitierten Informationsgesellschaft bestehen zu können. In Bezug auf Wissensklau und Plagiarismus wird von Modul 1 bis 5 der korrekte Umgang mit fremdem geistigem Eigentum trainiert. Das reicht vom Bewusstmachen der Urheber- bzw. Autorenschaft bis zur Vermittlung (vor)wissenschaftlicher Arbeitstechniken im Zusammenhang mit dem Verfassen einer Facharbeit.

1. Ein zusätzliches, unverzichtbares Bildungsangebot für die Schule

Der Mediotheks-Führerschein ist ein Projekt der Mediothek KIWi der deutschsprachigen Handelsoberschule Bruneck/Südtirol (<http://www.hob-bruneck.info/>). Die HOB ist eine allgemein bildende Oberschule mit den Fächerschwerpunkten Wirtschaft, Recht und Informatik. Die Schule umfasst das 9. bis 13. Schuljahr und wird mit der staatlichen Abschlussprüfung abgeschlossen. Im Schuljahr 2008/09 waren 530 Schüler/innen eingeschrieben. KIWi, der Name der Mediothek, ist ein Akronym für „Kommunikation, Information, Wirtschaft, Recht und Informatik“.

Beim Mediotheks-Führerschein handelt es sich um ein Qualifizierungsprogramm, das aus fünf Modulen besteht, die den fünf Klassenstufen entsprechen. Die einzelnen Module sind aufeinander abgestimmt und bauen aufeinander auf. Nach jedem Modul wird eine schriftliche Lernzielkontrolle durchgeführt. Für jede bestandene Teilprüfung bekommen die Schüler/innen eine Bestätigung. Den erfolgreichsten Schüler/innen wird diese im Rahmen des KIWi-Abschlussfestes am Ende eines jeden Schuljahres verliehen. Jene Schüler/innen, die im Laufe der fünf Oberschuljahre alle fünf Teilprüfungen bestehen, erhalten bei der staatlichen Abschlussprüfung ein Zertifikat. Dieses bringt Punkte für das so genannte Bildungsguthaben, das neben den schriftlichen und mündlichen Noten das dritte Element der Schlussbewertung darstellt.

Der Mediotheks-Führerschein ist im Schulprogramm verankert, was die Teilnahme für alle Schüler/innen verpflichtend macht. Bisher sind allein bei Modul 5 auch fakultative Angebote vorgesehen, zu denen sich interessierte Schüler/innen melden können und die nicht evaluiert werden.

2. Inhalte und Ziele

Ins Leben gerufen wurde das Projekt von der Mediotheksleiterin Dr. Frieda Oberhofer. Ihre Initiative war doppelt motiviert: Sie hatte erstens als Lehrerin für Deutsch und Geschichte über Jahre einen Bedarf an Informationskompetenz bei den Schüler/innen festgestellt. Und sie wollte zweitens als Mediotheksleiterin – zumal nach der Eröffnung der neuen, modernen Mediothek im Dezember 2005 – diese Struktur stark in den Lern- und Unterrichtsprozess einbinden. Die Mediothek sollte im Idealfall zum Mittelpunkt der Schule werden, der von allen Mitgliedern der Schulgemeinschaft genutzt wird.

Das übergeordnete Ziel des Projektes ist es, den Schüler/innen Informations-, Recherche- und Medienkompetenz zu vermitteln, um in der viel zitierten Informationsgesellschaft bestehen zu können. Dabei ziehen sich besonders die Elemente „Recherchieren“ und „Evaluieren“ sozusagen leitmotivisch durch das Programm. Das Element „Präsentieren“, das ursprünglich als dritter Schwerpunkt gedacht war, konnte aber im Rahmen des

Mediotheks-Führerscheins nicht ausreichend abgedeckt werden und musste an den Unterricht delegiert werden.

Die Module 1, 2, 4 und 5 sind überwiegend fächerübergreifend angelegt. Allein Modul 3 ist gänzlich im Kontext der Schwerpunktfächer Betriebswirtschaftslehre, Rechtskunde, Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaften angesiedelt.

Alle Module sind ausserdem medienübergreifend konzipiert, d.h. sie nutzen ganz bewusst den Medienverbund, den die Schulmediothek bietet. Das ist uns umso wichtiger, als die Mediothek nicht nur über eine adäquate Anzahl an Multimedia-PCs (25) verfügt, sondern auch über einen aktuellen und schülergerechten Medienbestand (derzeit ca. 14.000 Medieneinheiten).

In Bezug auf Wissensklau und Plagiarismus wird von Modul 1 bis 5 der korrekte Umgang mit fremdem geistigem Eigentum systematisch trainiert. Das reicht von der Vermittlung des entsprechenden Problembewusstseins – gerade auch Web-Dokumenten gegenüber – bis zur Schulung (vor)wissenschaftlicher Arbeitstechniken; Letzteres besonders im Zusammenhang mit dem Verfassen einer Facharbeit/eines Schwerpunktthemas. Auch in diesem Zusammenhang muss viel im Unterricht geleistet werden; so werden die Lehrpersonen z.B. dazu angehalten, bei schriftlich ausgearbeiteten Referaten schon in der Unterstufe auf der Einhaltung bestimmter Arbeitstechniken in Bezug auf Quellen- bzw. Literaturangaben und Zitierregeln zu bestehen. Überhaupt sollten die im Rahmen des Mediotheks-Führerscheins erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse in möglichst vielen Fächern und Lernsituationen geübt und angewandt werden.

3. Entwicklungsstand und Zeitplan

Gestartet wurde das Projekt im Schuljahr 2007/2008 mit Modul 1 für alle 1. Klassen (Schulstufe 9). Diese Schüler/innen werden – wenn alles planmässig verläuft – im Schuljahr 2011/2012 als erster Jahrgang alle Module des Mediotheks-Führerscheins absolviert haben und das entsprechende Zertifikat verliehen bekommen.

Neben Modul 1, das im Wesentlichen der früheren „Einführung in die Mediothek“ entspricht, wurde bisher nur Modul 2 realisiert. Im bevorstehenden Schuljahr 2009/10 wird Modul 3 dazu kommen, das noch in Ausarbeitung ist. Die Inhalte der zukünftigen Module 4 und 5, die in den Schuljahren 2010/11 bzw. 2011/12 zum ersten Mal anstehen, werden seit Jahren als „Fit für die Facharbeit“ bzw. „Fit für die Recherche“ allen 5. Klassen (Schulstufe 13) angeboten. Im Rahmen des Mediotheks-Führerscheins wird diese Lehrveranstaltung auf die 12. und 13. Jahrgangsstufe aufgeteilt und entsprechend erweitert und vertieft werden. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, dass die Schüler/innen oft schon im Laufe der

4. Klasse (Schulstufe 12) mit der Facharbeit beginnen und gerade in diesem frühen Stadium mit unterstützendem Know-how versorgt sein wollen.

Insgesamt sei betont, dass zum derzeitigen Stand vieles erst angedacht ist bzw. sich in Planung befindet. Aus unserer erst zweijährigen Erfahrung lassen sich noch keine allgemeingültigen „Rezepte“ ableiten oder Schlüsse z.B. bezüglich Nachhaltigkeit ziehen.

4. Organisation und Durchführung

Trotz der Unterstützung durch die eigens gegründete Arbeitsgruppe Mediothek, ist das Mediotheksteam durch die Einführung des Mediotheks-Führerscheins an die Grenzen seiner personellen und zeitlichen Ressourcen gestossen. Um das Team zu entlasten, aber auch um möglichst viele Fächer bzw. Lehrpersonen einzubinden, wird deshalb kontinuierlich versucht, Inhalte an kompetente und kooperative Fachlehrer abzugeben. Ganz generell ist für den Wirkungsgrad des Mediotheks-Führerscheins und für seine reibungslose Durchführung die Kooperationsbereitschaft aller Lehrpersonen (auch jener, die nicht unmittelbar involviert sind) notwendig. Diese Unterstützung reicht von der Einbeziehung der Inhalte in den eigenen Unterricht bis zur Bereitschaft, Unterrichtsstunden für die Module zur Verfügung stellen.

Alle im engeren Sinne bibliotheksdidaktischen Einheiten werden vom Mediotheksteam durchgeführt. In seiner Verantwortung liegt auch die zentrale Organisation und Koordinierung des Projektes. Dazu gehört u.a. die Durchführung der Lernzielkontrolle, sprich: der Tests. Dafür werden pro Modul und Schuljahr ein regulärer und ein Nachholtermin angeboten. Auch die Dokumentation und Archivierung aller ausgearbeiteten Unterrichtseinheiten geschieht zentral in der Mediothek. Schliesslich fällt noch die Öffentlichkeitsarbeit in die Zuständigkeit des Teams. So wird der Mediotheks-Führerschein regelmässig im Mediotheksrat, bei Plenar- und Fachgruppensitzungen, auf der Homepage, in der Schulzeitung, in der lokalen Presse, in Elternbriefen, auf Aushängen usw. thematisiert und beworben.

5. Gestaltung der Module und methodisch-didaktische Grundsätze

Die einzelnen Module sind Kombinationen von Unterrichtseinheiten, deren Inhalte von der Arbeitsgruppe Mediothek festgelegt werden. Ausgearbeitet und durchgeführt werden die Unterrichtseinheiten dann vom Mediotheksteam, von Lehrpersonen der AG Mediothek, von anderen HOB-Lehrpersonen oder vereinzelt auch von externen Referenten. Die Formulierung „aus der Praxis für die Praxis“ bringt das Wesen des Mediotheks-Führerscheins am besten auf den Punkt. Dabei bilden das pädagogisch-didaktische und fachliche Wissen der beteiligten Lehrpersonen bzw. Referenten die Ressourcen, aus denen geschöpft wird. Viele fruchtbare Anregungen hat das Mediotheksteam aber auch

bei Fortbildungsveranstaltungen (z.B. mit den Referenten Detlev Dannenberg und Andreas Klingenberg) gesammelt und aus der Publikation „Lernwelten.net“¹ bezogen.

Beim Mediotheks-Führerschein handelt es sich nicht um ein feststehendes Programm, sondern um ein dynamisches Ganzes, das – gerade in der Anfangsphase – bei Bedarf immer wieder abgewandelt werden kann und soll. So hat z.B. Modul 1 im Schuljahr 2008/09 schon etwas anders ausgesehen als im Schuljahr davor. Damit alle Schüler/innen eines Jahrgangs dieselben Voraussetzungen für den Abschlusstest haben, ist nur wichtig, dass die Module im laufenden Schuljahr unverändert bleiben.

Flexibilität ist aber auch auf einer anderen Ebene gefordert: Sollten sich etwa die Rahmenbedingungen ändern (z.B. durch eine neue Schulgesetzgebung oder durch die Einschränkung unserer personellen und/oder zeitlichen Ressourcen), dann müssten wir das Programm entsprechend anpassen.

Bei allen Modulen steht die Selbsttätigkeit der Schüler/innen in Form von Übungsaufgaben, Rechercheaufträgen usw. im Vordergrund. Der Grad der Anleitung und Betreuung ist dabei vom jeweiligen Kenntnisstand der Schüler/innen abhängig bzw. davon, ob man sich in der Anfangs- oder schon in der Vertiefungsphase eines Themas befindet. Es wird darauf geachtet, dass die Korrektur bzw. die Präsentation der Ergebnisse unmittelbar auf die Übungen folgt. Sie findet meistens im Klassenverband statt, entweder durch die Lehrenden oder durch die Schüler/innen selbst. In Einzelfällen werden auch Lösungsblätter zum Abgleich zur Verfügung gestellt.

Das nötige Mindestmass an Theorie, das die Basis für den jeweils abschliessenden Test darstellt, wird den Schüler/innen entweder in Form eines kurzen Lehrervortrages und/oder als schriftliche Unterlage vermittelt. Die Entscheidung, jedes Modul mit einer Leistungsüberprüfung abzuschliessen, hat sich – trotz des enormen Arbeitsaufwandes – insofern bewährt, als sie dem Bildungsangebot in den Augen der Schüler/innen erst das nötige Gewicht, die nötige Verbindlichkeit verliehen hat.

Als methodisch-didaktischer Grundsatz ist uns besonders die Übertragbarkeit wichtig; sie soll anhand von Transferübungen und durch das explizite Aufzeigen von Analogien umgesetzt werden. So sollen die Schüler/innen z.B. mit dem Besuch der Stadtbibliothek zu Anfang von Modul 2 die in Modul 1 erworbenen Kenntnisse von der Mediothek auf die Stadtbibliothek übertragen und die Parallelen und Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Bibliothekstypen kennen lernen.

¹ Fritz, Markus/Mairhofer, Elisabeth/Patreider, Michael: Lernwelten.net. Pädagogisches Institut: Bozen 20082. (Projektberichte aus dem Pädagogischen Institut; 12)

6. Fazit

Auch wenn vieles noch offen ist, so können wir eines zu diesem Zeitpunkt schon sicher sagen, nämlich dass sich die Schüler/innen, der „Generation Mediotheks-Führerschein“ in der Mediothek viel selbstbewusster und zielgerichteter bewegen als die Jahrgänge vor ihnen. Besonders gut ablesen lässt sich das daran, dass sie den OPAC ganz selbstverständlich benutzen und die benötigten Medien selbständig am Regal suchen. Ausserdem hat die individuelle Nutzung durch die Schüler/innen zugenommen. Durch die „verpflichtende“ Arbeit in und mit der Mediothek im Rahmen des Mediotheks-Führerscheins konnte offensichtlich Schwellenangst abgebaut und das Interesse von Schülern/innen geweckt werden, die von sich aus den Weg ins KIWi nicht gefunden hätten. Diese positiven Tendenzen sind für uns die beste Motivationsquelle zum Weitermachen.

7. Überblickartige Darstellung der Module (mit besonderer Berücksichtigung des Tagungsthemas)

Wo nicht ausdrücklich anders angegeben, werden die Unterrichtseinheiten von der Mediotheksleiterin und/oder der Mediothekarin durchgeführt.

Modul 1 (fächerübergreifend, 4 Stunden)

- Einstieg: räumliche Orientierung (Arbeitsblatt „Bilderklick“)
- Informationen zur Mediothek: Aufgaben, Öffnungszeiten, Bestand usw. (Kurzvortrag und Infoblatt)
- Ordnungskriterien Alphabet und Systematik anhand der Unterscheidung Belletristik - Sachliteratur/-medien (Arbeitsblatt Raumplan „Wo steht was?“)
- Das Buch: Autor, Titel, Signatur (Arbeitsblatt)
- In diesem Zusammenhang wird die Urheber-/Autorenschaft von Büchern bewusst gemacht und ausdrücklich darauf hingewiesen, dass bei schriftlich ausgearbeiteten Referaten die verwendeten Bücher/Medien angegeben werden müssen.
- Einführung in den Mediotheks-OPAC und in den Web-OPAC „biSon“ (Bibliotheken Südtirols online)
- Die Vermittlung der wichtigsten bibliographischen Daten (auch anderer beteiligter Personen als dem Autor) vervollständigt das „Profil“ der Bücher/Medien und bereitet auf das Erstellen von Literaturangaben und Literaturverzeichnissen vor.
- Recherche am Regal und im OPAC (Arbeitsblatt)

Modul 2 (fächerübergreifend, 13 Stunden)

- Besuch der Stadtbibliothek Bruneck (Einführung durch Mitarbeiter/innen der Stadtbibliothek und Arbeitsblatt)
- Aufbau und Bewertung eines Sachbuches: Titelseiten, Impressum, Vorwort, Fussnoten, Literaturverzeichnis, Linkliste usw. (Arbeitsblätter)
- In dieser Unterrichtseinheit wenden die Schüler/innen die wissenschaftlichen Arbeitstechniken noch nicht aktiv an, werden aber mit ihren Elementen und deren Funktion vertraut gemacht.
- Recherchieren im Sachbuch (Arbeitsblatt)
- Nachschlagetechniken üben: Wörterbucharbeit; durchgeführt in den Fächern Italienisch und Englisch von den jeweiligen Fachlehrern (Arbeitsblätter; pro Fach 4 Stunden)
- Einführung in das Internet: wichtige Funktionen des Browsers, Aufbau einer Web-Adresse, Einführung in den Umgang mit einer Suchmaschine; durchgeführt von einer Fachlehrerin aus Informationstechnologie

Modul 3 (im Kontext der Schwerpunktfächer Betriebswirtschaftslehre, Rechtskunde, Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaften, 5 Stunden geplant)

- Einführung in den Fachbestand „So“ (= Sozialwissenschaften, Recht) der Mediothek (Print und Online)
- Fach- und praxisorientierte Internet-Recherche: verschiedene Suchdienste kennen lernen, Suchanfragen formulieren, erweiterte Suchmöglichkeiten nutzen, Suchhilfen konsultieren usw. (Arbeitsblätter)
- Bewertung von Web-Inhalten (Handout und Arbeitsblatt)
- Erstellung einer thematischen Literatur- und Linkliste mit Berücksichtigung der Zitierregeln
- Kurze, einfache Darstellung des Urheber-/Autorenrechts in Italien (mit Berücksichtigung von Web-Inhalten) durch eine Lehrkraft für Rechtskunde (Lehrervortrag und Handout)

Modul 4 (fächerübergreifend; 4 Stunden geplant)

- Vorwissenschaftliches Arbeiten, a:

- Erste Vorbereitung auf das Verfassen von Facharbeit und Schwerpunktthema (schuleigene Richtlinien, Themenwahl, Zeitplanung, formale Aspekte, Unterscheidung Primär-/Sekundärliteratur usw.)
- Hier soll besonders durch die Thematisierung der Eigenerklärung „dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst und keine anderen als die im Literaturverzeichnis angegebenen Hilfsmittel verwendet habe“ die Hemmschwelle für die Copy-and-Paste-Methode noch einmal erhöht werden.
- Vorwissenschaftliches Arbeiten, b:
- Unterrichtseinheit „Urheberrecht und geistiger Diebstahl – Vom Umgang mit geistigem Eigentum“: Einstieg mit einem konkreten Plagiatsfall, Literaturangaben/Literaturverzeichnis erstellen, sinngemässes und wörtliches Zitieren usw.; durchgeführt von einer Fachlehrerin für Deutsch (Handout und Arbeitsblätter)
- Literaturrecherche und -beschaffung für Facharbeit/Schwerpunktthema in Südtiroler Web-OPACs und Bibliotheken (Musterrecherche zu einem konkreten Thema)
- Internetrecherche für Facharbeit/Schwerpunktthema (Musterrecherche zu einem konkreten Thema)

Modul 5 (fächerübergreifend, 4 Pflichtstunden geplant)

- Vorwissenschaftliches Arbeiten, c:
- Wiederholung und Vertiefung der Einheiten a und b
- Einführung in die Universitätsbibliothek Bruneck (Kurzreferat durch Mitarbeiter/innen der UB und Arbeitsblatt)
- Datenbankschulung und -recherche am Universitäts-Standort Bruneck anhand konkreter Facharbeitsthemen (fakultativ, für interessierte Schüler/innen)
- Unterrichtseinheit „Fussnoten & Co. - Formatieren und Gestalten der Facharbeit am PC“; durchgeführt von einer Fachlehrerin aus Informationstechnologie (fakultativ, für interessierte Schüler/innen)
- Präsentationstechniken: Grundkenntnisse der Rhetorik, Gestaltung von Plakaten/Thesepapieren/PowerPoint-Präsentationen usw. (fakultativ, für interessierte Schüler/innen)

Scrivere la tesi in biblioteca: percorsi di scrittura in presenza e a distanza

Patrizia Lùperi

Biblioteca di Lingue e letterature moderne 1
Sede di Filologia romanza e iberistica
Università di Pisa
Via del Collegio Ricci n 10
I-56126 PISA
luperi@rom.unipi.it

Abstract

A metà degli anni novanta le biblioteche universitarie hanno radicalmente modificato le loro consolidate funzioni e soprattutto si sono completamente svincolate dalle restrizioni imposte dalla politica accademica che per decenni aveva salvaguardato il disegno programmatico degli studi universitari e dei vari progetti di ricerca del corpo docente.

La trasformazione della biblioteca universitaria in centro di apprendimento informale e partner privilegiato nel processo di educazione partecipata si è realizzata sotto la spinta di tre fattori fondamentali:¹

- Variazioni del modello educativo derivati dallo spazio europeo dell'educazione superiore e universitaria che stabilisce orizzonti innovativi per la formazione (attività didattiche formali, opzionali, a piccoli gruppi in presenza e a distanza, *integrated model*), al fine di attuare un sistema efficace di trasversalità e condivisione dell'universo conoscitivo (Commissione europea, 2007). La preparazione universitaria non si baserà più solo su criteri come "Conoscenza e capacità di comprensione" ma comprenderà parimenti "Capacità di applicare conoscenza e comprensione", "Autonomia di giudizio", "Abilità comunicative" e "Capacità di apprendere", secondo quanto prescritto dai "Descrittori di Dublino" (Osservatorio di Ateneo sulla didattica, Università di Siena, 2006);
- Avvento e diffusione delle ITC (Information and communication technology) nella direzione di una *lifelog learning university*. Le biblioteche accademiche per decenni si sono limitate ad offrire un luogo per lo studio e rendere disponibili le loro collezioni, mentre oggi, grazie alla rivoluzione legata alle tecniche del web 2.0 e

¹ Per approfondire vedi: Area Moreira, M.- Gros Salvat, B. e Marzal García M. (2008), *Alfabetizaciones y tecnologías de la información y la comunicación*, Madrid, Síntesis

alle ITC, le università dovranno integrare le dotazioni documentarie tradizionali con le collezioni elettroniche e i servizi tradizionali verranno profondamente modificati in funzione di segmenti di utenza sempre più specializzati. La biblioteca da spazio fisico deputato alla conservazione, diventerà centro dell'apprendimento collaborativo e interattivo, nel quale docenti, ricercatori, studenti e personale condivideranno i futuri scenari del sapere, attraverso l'uso di strumenti *web based training*;

Pianificazione di progetti, pienamente integrati nel curriculum di studi, legati alla diffusione dell'*information literacy*, secondo le prescrizioni dell'ACRL's Institute for Information Literacy (Association College Research libraries, 2003) che sostengono l'azione educativa erogata dalle biblioteche universitarie e dal loro staff. Queste innovative figure professionali (tutor o formatori?) (Lùperi, 2008a), guideranno i frequentatori della biblioteca, presenti o virtuali, allo sviluppo di un pensiero critico che permetta loro di acquisire competenze legate alla valutazione dei contenuti digitali e all'usabilità delle risorse elettroniche, in vista della realizzazione di quella *lifelog learning* che risulta ormai indispensabile nello sviluppo personale e sociale di ogni cittadino attivo. Il concetto di alfabetizzazione informativa però è molto articolato e include sia competenze che devono essere acquisite a livello disciplinare, sia il perfezionamento di abilità universali come quelle di lettura e scrittura. Nella dimensione globale della *Knowledge Society*², imparare ad apprendere diventerà una risorsa strategica della vita, non solo di quella universitaria.

1. In biblioteca si scrive

Fino ad un passato recente gli studenti universitari si confrontavano raramente con la parola scritta e, superato l'esame di maturità (Benedetti & Seriani, 2009), si ritrovavano di fronte al problema della compilazione della tesi di laurea dopo un periodo di distacco netto dalla pratica della scrittura. Con il nuovo ordinamento didattico³ è stato introdotto un notevole cambiamento nell'architettura degli studi che viene suddivisa in un percorso triennale di base, al termine del quale è prevista la preparazione dell'elaborato di primo livello riguardante una tematica inserita tra le discipline curriculari, che apre la strada al biennio specialistico e alla dissertazione vera e propria. La redazione dell'elaborato, che consiste in un testo breve (circa 40-50 pagine), non richiede però quelle competenze linguistiche tipiche per la compilazione della tradizionale tesi (Dell'Aversano & Grilli, 2005) e la lingua utilizzata riflette e sintetizza i mutamenti avvenuti grazie alla diffusione del web di seconda generazione che, sconvolgendo i tradizionali confini esistenti tra autore e

² Per una riflessione più ampia: Mari G. (2005), *La filosofia e la società della conoscenza*, Pisa, ETS

³ Decreto Ministeriale n. 509 del 1999 che è fattivamente orientato verso una formazione accademica che privilegia la qualità dello sviluppo e dell'occupazione

lettore, ha creato forme diverse e logiche diverse nella produzione di testi cartacei e on line (Carrada, 2000), aprendo alla linguistica spazi inediti ma mettendo in crisi alcuni capisaldi, come la tradizionale distinzione fra scritto e parlato o la definizione del dialogo, fondata sulla compresenza fisica degli interlocutori.

Molti laureandi dichiarano di sentirsi smarriti all'inizio dei loro lavori di ricerca (bibliografica o sperimentale) in vista della compilazione dell'elaborato e si rifugiano in biblioteca, dove di sovente la navigazione in rete avviene in maniera molto tempestosa, provocando evidenti sentimenti di sgomento e di ansia. Diventa allora indispensabile lavorare in maniera collettanea, organizzandosi in gruppi ristretti in cui i partecipanti (Calvani, 2005) possono apprendere aiutandosi reciprocamente, avvalendosi di una varietà di repertori informativi, in attività di apprendimento guidato, con i bibliotecari che rivestono funzioni di organizzatori o facilitatori, in grado di rendere l'utente consapevole della necessità di acquisire quelle conoscenze tese a soddisfare non solo i bisogni formativi ma contemporaneamente a sviluppare capacità e competenze utili nella vita sociale e occupazionale (Ballestra, 2003).

Per promuovere praticamente i progetti di *information literacy* numerose Università italiane, stanno organizzando programmi di istruzione alla ricerca bibliografica, di sovente suddivisi per ambiti disciplinari, che si svolgono solitamente all'interno dei corsi e seminari valevoli per l'acquisizione di crediti formativi universitari (CFU) all'interno delle biblioteche accademiche.⁴

Nell'Università di Pisa⁵ questi seminari sono denominati "Corsi sull'informazione bibliografica" e prevedono vari moduli, a seconda di quanti crediti sono presenti nei rispettivi regolamenti.⁶ Di solito le esercitazioni scritte avvengono nella parte finale del corso e comprendono parallelamente le indicazioni per muoversi nel complicato mondo del *copyright* e delle norme nazionali per il diritto d'autore,⁷ per scrivere un'interessante relazione di fine tirocinio⁸ o una pubblicazione scientifica, evitando di copiare contenuti ed idee.

Nelle biblioteche umanistiche spesso i frequentatori non si limitano a richiedere i tradizionali "Consigli" per compilare la bibliografia o per scrivere in maniera corretta le citazioni bibliografiche ma si rivolgono al personale anche per avere informazioni dettagliate sulla

⁴ Università di Firenze, di Pisa, Bologna

⁵ Per visionare il programma di questi corsi, vedi: Lùperi P. (2006), *Crediti liberi e tirocini nelle biblioteche dell'Università di Pisa*, Seminario Associazione Italiana Biblioteche. <http://www.biblm1.unipi.it/doc/Apprendere.swf> [2009-07-09].

⁶ Ricordiamo che 1 CFU corrisponde a 25 ore di conoscenze teorico-pratiche (DM 509/99)

⁷ Molto utile a riguardo: Cavalli S.P., Pojaghi A. (2003), *Dizionario del diritto d'autore*, Bibliografica

⁸ Sempre più spesso la relazione di fine tirocinio rappresenta "l'idea di base" sulla quale lavorare per preparare la tesi di primo livello

quantità dei dati che girano nella rete, sulla loro qualità e attendibilità e sulla conseguente riusabilità. Si creano allora diversi “spazi” nella biblioteca vista come istituto di apprendimento, dove convergono numerosi attori: studenti, tirocinanti, ricercatori, dottorandi, stagisti e la vita sociale e collaborativa, che vi si sviluppa in modo del tutto naturale, è molto importante perché accompagna i processi di apprendimento non formale che completano e rafforzano il curriculum accademico (Lùperi, 2008b).

Nella Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Pisa, il Corso per acquisire crediti in biblioteca viene organizzato semestralmente, seguendo percorsi flessibili e individualizzati, tesi a illustrare le diverse strategie della ricerca bibliografica, a orientare le esercitazioni pratiche verso il soddisfacimento dei bisogni informativi, a valutare le diverse fonti, a redarre relazioni chiare e dettagliate, a selezionare *link* specialistici o a scrivere in un ambiente *wiki*, con l'intento di favorire i flussi comunicativi e cooperativi nell'intera comunità dei partecipanti. Di solito la fase finale è dedicato alle tecniche della scrittura scientifica e inizia con un incontro del tipo *braistorming*, alla presenza di un neo-laureato che illustra ai neofiti tutte le difficoltà da lui incontrate e le risorse che si sono rivelate più utili;⁹ successivamente la classe, coordinata da un tutor, è suddivisa in sottogruppi, in un contesto di apprendimento in cui ciascun studente è considerato un costruttore attivo piuttosto che recipiente passivo di esperienze, ricerche e opere altrui. Quindi dopo aver formulato correttamente il tipo di indagine si passa all'identificazione degli obiettivi, delle risorse da utilizzare, alle strategie da applicare, alla opportuna rielaborazione e valutazione del materiale disponibile, oltre che ad affrontare le tematiche legate alla crisi del concetto di paternità intellettuale (Pievatolo, 2005) di un'opera (cartacea o elettronica), sull'onda delle innovazioni tecnologiche e digitali degli ultimi decenni.

Per la correzione della parte scrittoria ci si avvale metodologicamente di numerosi esercizi,¹⁰ fornendo agli studenti testi semplici con cui confrontarsi ma al tempo stesso esemplificativi di un uso competente e consapevole della nostra lingua che, evitando ogni sorta di appropriazione e di plagio, significa prima di tutto la capacità di redigere testi autentici e originali, efficaci dal punto di vista informativo e adatti al tipo di destinatario. Queste esperienze didattiche si rivelano particolarmente preziose e gli studenti sono in aumento progressivo, in quanto si rendono conto che l'indipendenza nell'utilizzo delle fonti informative e la padronanza nei vari usi della lingua scritta, si traducono spesso in una maggiore sicurezza personale che investe tutta una serie di conoscenze effettivamente utili in un contesto di educazione permanente.

⁹ Di solito ogni neo-laureato ha a disposizione un repertorio vastissimo di fonti che rischiano di rimanere inutilizzate se la tesi non viene depositata in un *repository* d'ateneo

¹⁰ Per le esercitazioni di riscrittura sono state predisposte numerosi esercizi, tratti da: Italia P. (2006), *Scrivere all'università: manuale pratico con esercizi e antologia di testi*, Firenze, Le Monnier

2. Corsi di scrittura anche per il personale

La biblioteca è il luogo della conoscenza e dell'apprendimento che deve garantire a studenti e studiosi che la frequentano conoscenze strutturate secondo modelli rigorosi ma al tempo stesso adattabili, che si riflettono sulla comunicazione interna ed esterna, che devono presentare le stesse caratteristiche: correttezza, chiarezza, densità informativa unita alla comunicatività. Considerato che scrivere in biblioteca è attualmente una realtà, anche il suo personale deve saper comunicare, curare i rapporti con le altre biblioteche, le altre realtà culturali ed educative del territorio e soprattutto deve acquisire una maggiore padronanza nel linguaggio comunicativo intenzionale e non intenzionale (avvisi e cartelli), nella lingua delle pratiche amministrative e burocratiche ma soprattutto nella scrittura per Internet, finora territorio esclusivo delle nuove generazioni (Pistoleri, 2004).

Per venire incontro a queste molteplici esigenze, nello scorso mese, ho pensato di organizzare un corso di scrittura espressamente dedicato agli operatori delle biblioteche universitarie e pubbliche, che devono porsi come obiettivo quello di scrivere in un italiano chiaro e aderente ad ogni situazione comunicativa. Il modulo "Come scrivere in biblioteca" si articola in una parte teorica, indispensabile per introdurre agli assiomi e ai teoremi della linguistica testuale e in una parte pratica di esercizi che sarà sempre accompagnata da una spiegazione sulle loro finalità didattiche e seguita da una correzione e immediata riscrittura del testo. Attraverso il suo lessico e i suoi messaggi scritti, lo staff della biblioteca non solo dà un'immagine di sé e della sua attività, ma orienta l'utente ai suoi servizi, evitando inutili ritardi e promuovendo parallelamente un profilo di qualità, nell'ottica di un rinnovato rapporto tra utente e istituzione e di un miglioramento della comunicazione organizzativa tra strutture. Anche sul versante della comunicazione on line, focalizzata sulle molteplici richieste dei naviganti della rete, sulla lettura veloce e sulla scrittura modulare visualizzata progressivamente sullo schermo di ogni singolo computer, il personale deve ripensare la propria linea comunicativa, soprattutto per catturare e stimolare l'attenzione degli studenti universitari ben oltre i loro bisogni immediati.

3. Presentazione dei moduli 3 e 4 del Corso in e-learning "Le strade della ricerca bibliografica"

In considerazione dello scenario sopra descritto, in quale direzione possono muoversi i servizi bibliotecari per ampliare la loro offerta didattica se non attuando esperienze di *e-learning* che, attraverso il supporto di tecniche educative all'avanguardia, rendano disponibile una variegata offerta di contenuti e di percorsi differenziati?

Per approfondire le mie competenze legate alla formazione di un numero sempre più esteso di studenti che frequentano le biblioteche universitarie, nel corso dell'anno

accademico 2007-2008, ho frequentato il “Master in e-learning in gestione delle informazioni e delle conoscenze” dell’Università della Tuscia,¹¹ scegliendo di specializzarmi proprio nell’approfondimento di quelle competenze necessarie all’uso di strumenti informatici in situazioni educative non formali e informali, nell’erogazione di servizi agli utenti in situazioni di mediazione informativa, nonché nel campo della *lifelong learning*.

Come tesi finale di master ho progettato il corso¹² in modalità *e-learning* “Le strade della ricerca bibliografica”, indirizzato appositamente verso quegli studenti che per motivi economici, sociali o geografici non frequentano scuole o università ma che desiderano ugualmente acquisire un titolo di studio (con relativi crediti) o una qualifica professionale fuori dalle tradizionali aule scolastiche, sotto la supervisione di docenti esperti e attraverso incontri periodici con il tutor personale, per risolvere incertezze ed approfondire il livello raggiunto.

La piattaforma *web open source* utilizzata è Moodle,¹³ un software per la gestione di corsi *on line* che, dal punto di vista del fruitore, si presenta come un sito *web* con una serie di opzioni ognuna delle quali contiene collegamenti a varie risorse. Il percorso è stato progettato sin nei minimi dettagli, avvalendosi dei contributi derivati da una ricca discussione sviluppatasi nel forum del Master che ha prodotto un documento di sintesi e progettazione del *project work* molto articolato e complesso, comprendente l’analisi dei seguenti settori:



Le strade dell’informazione bibliografica – Gruppo TAOS

Documento di sintesi e presentazione del Project work

Elementi generali	Analisi	Progettazione didattica	Progettazione tecnologica	Realizzazione	Erogazione
--------------------------	----------------	--------------------------------	----------------------------------	----------------------	-------------------

Il progetto è articolato in 4 moduli volutamente “leggeri”, diretti a dare autonomia all’allievo, in grado di seguirli anche singolarmente, dopo aver superato il relativo test d’ingresso che

¹¹ Per visualizzare il Corso: <http://inx.bloconotes.it/moodle2/login/index.php> [2009-07-09].

¹² La tesi è frutto del lavoro del Gruppo “TAOS” composto oltre che dalla sottoscritta anche da Simona Inserra e Ida Taci. Ringrazio in particolare Ida per il continuo confronto dialettico e la fattiva collaborazione

¹³ Acronimo di Modular Object-Oriented Dynamic Learning Environment

certifica il grado di *expertise* personale;¹⁴ i materiali di supporto al corso sono: *tutorial*, documenti in pdf, verifiche, studio di casi, *power point*, risorse elettroniche, *learning object*; tutte le attività previste richiedono una partecipazione attiva da parte dello studente che può condividere il percorso con altri compagni, nell'ottica del modello dell'apprendimento costruttivista, secondo cui la formazione deve avvenire in maniera contestualizzata e condivisa (Calvani, 2005) attraverso l'uso di sistemi *user friendly* (*web, chatt, forum, wiki*) che favoriscono il raggiungimento di una comprensione personale ed autentica, contrastando di fatto ogni forma di plagio e di appropriazione di ricerche altrui. I primi due moduli sono dedicati alla ricerca bibliografica, mentre nei blocchi successivi passiamo ad affrontare tematiche legate all'*information literacy*, con l'intento di rinforzare alcune nozioni di particolare utilità nella vita sociale o professionale, come ad esempio la ricerca del lavoro attraverso i siti Internet o la costruzione di un curriculum conforme allo standard europeo.

Le sequenze successive sono espressamente dedicate a: "Dalle informazioni bibliografiche alla stesura della tesi di laurea" e "Oltre l'informazione bibliografica" e contengono numerose risorse che sono state predisposte utilizzando standard aperti e adattabili non più ad un sapere unico e universale ma ad una pluralità di conoscenze, validate dalle diverse comunità di riferimento. Ne è un esempio il modulo terzo dedicato alla stesura della tesi, in cui le informazioni sugli archivi di tesi digitali¹⁵ vengono tratte dal *Blog* della Biblioteca del Corso di laurea in Beni culturali di Catania, le delucidazioni sulle norme citazionali sono visualizzate collegandosi ad una mia breve pubblicazione in pdf e il servizio Chiedi @alla tua biblioteca, chiedi @l tuo bibliotecario è costituito da una selezione di importanti repertori, curata dall'Associazione Italiana Biblioteche.

A conclusione dell'intero corso, all'insegna della condivisione estrema, è stato registrato anche uno spazio sul *social network Flickr.com*¹⁶, dove poter raccogliere fotografie, immagini e documenti video, per una informazione che trascende la linearità, la chiusura e la fissità proprie della prosa scritta.

4. Alla ricerca di nuove strade: prospettive per estendere il Corso

- Attualmente il Corso viene utilizzato in modalità *blended*, prevedendo oltre che momenti di incontro e di confronto di idee in aula, lezioni e *link* di approfondimento a

¹⁴ Ogni modulo permette l'acquisizione di 1 CFU

¹⁵ Il *Blog* segnala il sistema *ETD (Electronic Theses and Dissertations)*, archivio tesi elettroniche dell'Università di Pisa, progettato da Z. Pistelli che ha curato anche la relazione " *Dalla A alla P: il modello gestionale delle tesi elettroniche presso l'Università di Pisa*" in CNBA (2008), "Cristalli di esperienze: nuove prospettive per le tesi di dottorato".
http://digital.casalini.it/editori/default.asp?codice_opera=19144&numero=8&articolo=5&tipologia=R [2009-07-09].

¹⁶ *Flickr "Biblioteche, studenti e tirocini"* <http://www.flickr.com/groups/747305@N23> [2009-07-09].

distanza, propedeutici ad una futura organizzazione di vere e proprie classi interamente virtuali, all'interno delle quali sarà necessario altresì prevedere occasioni di studio e valutazione individuali, alla presenza di una *tutorship* qualificata sul piano delle interazioni;

- Per accertare se gli apprendimenti in *e-learning* siano operativi, utilizziamo *workshop* in presenza, durante i quali verificare nozioni già acquisite, applicandole ad esempi concreti, come nel caso degli esercizi di scrittura che finora sono stati svolti incontrandoci di persona. Per il prossimo anno abbiamo intenzione di sperimentare un ambiente *wiki* dedicato alla tecnica della scrittura scientifica e scrittura collaborativa¹⁷, anzi pensiamo di testarlo quanto prima con esercizi condivisi tra studenti, dottorandi e ricercatori;
- In conclusione, riflettendo sulla possibilità di generalizzare i risultati ottenuti dalle esperienze concrete per altre materie e università, affermerei che “Le strade per la ricerca bibliografica”, può certamente allargare il proprio orizzonte e conseguente numero di moduli, interessandosi ad esempio ad approfondire alcune tematiche come quella “del diritto d'autore” e del “movimento *Open Access*” o spingendosi in territori professionalmente più specialistici (es. la digitalizzazione), dal momento che *Moodle* non è un contenitore chiuso ma è piuttosto un ambiente aperto e flessibile che facilita e favorisce il completamento di tre processi cognitivi fondamentali: selezione, organizzazione e integrazione dei dati. Inoltre il progetto, nato sotto la responsabilità dello staff delle biblioteche accademiche, può essere proposto ad altre realtà pubbliche e private, modificandone i criteri orientativi e rafforzando in tal modo il ruolo di primaria rilevanza delle biblioteche universitarie soprattutto nel circuito dell'apprendimento non strutturato, all'interno del quale sono destinate a svolgere sempre con maggiore frequenza compiti di responsabilità, di tutela etica e giuridica e di certificazione di qualità delle molteplici informazioni, disseminate dinamicamente nelle autostrade del *web* e in quelle della cultura globale (Benvenuti, 2009).

Bibliografia

Association College Research libraries (2003). Guidelines for Instruction Programs in Academic Libraries, 2003. <http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/guidelinesinstruction.cfm> [2009-07-09].

¹⁷ Curo personalmente la rubrica on line “La terza stanza” che ospita attualmente i nostri scritti collaborativi e creativi, <http://terpress.blogspot.com/search/label/LA%20TERZA%20STANZA> [2009-07-09].

- Ballestra L. (2003). E-learning e information literacy: un connubio vincente. In *Biblioteche oggi*, n 10, p. 11-23.
- Benedetti G. & Serianni L. (2009). *Scritti sui banchi*. Roma, Carocci.
- Benvenuti N. (2009). Informazioni, conoscenza, processi sociali e biblioteche: oltre library 2.0, lezione tenuta a Pisa. Facoltà di Lettere e Filosofia, 8 luglio 2009.
- Carrada L. (2000). Il mestiere di scrivere. <http://www.usabile.it/lib07.htm> [2009-07-09].
- Calvani A. (2005). *Elementi di didattica*. Milano, Carocci.
- Commissione europea. (2007). Focus sulle strutture dell'istruzione superiore 2006-2007, http://eacea.ec.europa.eu/ressources/eurydice/pdf/0_integral/0861T.pdf [2009-07-09].
- Dell'Aversano C. & Grilli, A. (2005). *La scrittura argomentativa: dal saggio breve alla tesi di dottorato*. Firenze, Le Monnier.
- Italia P. (2006). *Scrivere all'università: manuale pratico con esercizi e antologia di testi*. Firenze, Le Monnier.
- Lùperi P. (2006). Crediti liberi e tirocini nelle biblioteche dell'Università di Pisa. Seminario Associazione Italiana Biblioteche. <http://www.biblm1.unipi.it/doc/Apprendere.swf>.
- Lùperi, P. (2008a). L'e-learning come "spazio sociale" per le biblioteche. In: *igel, Giornale dell'e-learning*, n 3. <http://www.wbt.it/index.php?pagina=226> [2009-07-09].
- Lùperi P. (2008b). Biblioteche post-moderne nella società dell'apprendimento. In *Bibliotime*. <http://www2.spbo.unibo.it/bibliotime/num-xi-2/luperi.htm> [2009-07-09].
- Osservatorio di Ateneo sulla didattica, Università di Siena (2006). Il sistema dei descrittori europei per le lauree e le lauree magistrali. [http://www.fscpo.unict.it/europa/riforma%20ordinamenti%20settembre%202008/descrittori didubino.pdf](http://www.fscpo.unict.it/europa/riforma%20ordinamenti%20settembre%202008/descrittori%20didubino.pdf) [2009-07-09].
- Pievatolo M.C. (2005). Le cose degli amici sono comuni: conoscenza, politica e proprietà intellettuale. In ISDR, <http://bfp.sp.unipi.it/~pievatolo/lm/amici.html> [2009-07-09].
- Pistoleri E. (2004). *Il parlar spedito*. Padova, Esedra.

Rieducare all'uso dei documenti: ruolo delle biblioteche universitarie e scolastiche

Piero Cavaleri

Biblioteca Mario Rostoni
Università Carlo Cattaneo – LIUC
Corso Matteotti, 22
I-21053 Castellanza (VA)
cavaleri.piero@gmail.com

Abstract

La percezione che le nuove generazioni di studenti, "e-native", dell'uso delle documentazioni per la produzione di report, tesi, elaborati finali di corsi è sempre più condizionata dalla convinzione che il processo di ricerca documentale sia immediato e non necessiti di alcuna competenza. Contemporaneamente si è andata perdendo la capacità di riconoscere nei documenti degli oggetti complessi e differenziati dei quali è necessario conoscere le categorie e la struttura interna. Gli studenti di oggi faticano a capire la differenza tra un'opera di riferimento, un trattato, un articolo scientifico, un'opera divulgativa oppure un testo di studio semplificato (in italiano "bigini"). Altrettanta fatica fanno ad identificare le parti dei libri (testo vero e proprio, prefazioni, introduzioni, indici, indici analitici, glossari, bibliografie). L'abitudine ad utilizzare documenti in formato digitale che tendono a nascondere queste caratteristiche deve essere contrastata da una attività positiva delle biblioteche universitarie nella formazione alla documentazione. Questa formazione deve estendersi anche alle tecniche di ricerca, ma soprattutto alla corretta metodologia per l'impostazione della ricerca e l'utilizzo consapevole del materiale trovato. La formazione all'uso consapevole dei documenti si deve concentrare soprattutto sullo sviluppo di una consapevolezza della differenza tra sommarizzazione dei documenti trovati e loro copiatura integrale o parziale. La pratica del "copia e incolla" tollerata nelle scuole secondarie italiane fa sì che molti studenti universitari non ne comprendano l'illiceità. La biblioteca nei suoi corsi deve provvedere a far capire le differenze anche e soprattutto attraverso un'attività concreta di abstracting e rielaborazione di documenti definiti. I corsi della Biblioteca Rostoni per gli studenti di economia sono un esempio di attività tese a questi fini. La Biblioteca ha organizzato corsi per divulgare queste metodologie anche nelle biblioteche delle scuole secondarie superiori lombarde.

1. Introduzione

L'avvento delle nuove tecnologie per la diffusione delle informazioni, ma forse ancor più in generale l'abitudine ormai pervasiva all'uso di strumenti per la fruizione di contenuti multimediali fanno sì che, nelle nuove generazioni, sia diffusa l'impressione che non esista più alcuna barriera conoscitiva tra la percezione di un bisogno informativo e la sua soddisfazione.

Durante i colloqui di reference emerge con evidenza la convinzione da parte degli utenti/studenti che i bisogni informativi suscitati dalle necessità di studio riguardino solo il dove reperire delle informazioni già strutturate e non come e perché.

Gli studenti comprendono in modo vago di avere un'esigenza di documenti e informazioni e pensano che esista un luogo, possibilmente virtuale in Internet, dove vi sia un testo che risolve questo loro problema.

Quello che percepiscono è un problema di semplice indirizzamento, problema che per qualche ragione contingente Google non è riuscito a risolvere.

Il problema che manifestano è quello di rintracciare il documento, non più di uno se possibile, che risponde esattamente a ciò che loro pensano.

La consapevolezza che l'insorgere di un bisogno informativo comporti l'avvio di un percorso complesso, i cui risultati possono essere vari e in cui sicuramente dovranno essere impiegate conoscenze, capacità e attitudini specifiche, è veramente rara.

La percezione che le nuove generazioni di studenti, "e-native", hanno dell'uso delle documentazioni, per la produzione di report, tesi, elaborati finali di corsi, è sempre più condizionata dalla convinzione che il processo di ricerca documentale sia immediato e non necessiti di alcuno sforzo intellettuale (tanto meno fisico).

Un altro fenomeno cui assistiamo è la perdita della capacità di riconoscere i documenti come oggetti complessi, frutto di una evoluzione secolare che ha portato a definire strutture e forme atte ad un utilizzo più agevole, pratico, produttivo e consapevole.

I documenti, primari e secondari, prodotti dall'industria editoriale o da persone o enti non specializzati, non sono più riconosciuti come oggetti internamente strutturati e differenziati dei quali è necessario conoscere le categorie e l'articolazione interna.

Ancor meno diffusa risulta la capacità di tener conto delle relazioni che si vengono create tra documenti attraverso il lavoro degli autori, dei redattori e dei bibliotecari.

Gli studenti di oggi faticano a capire il ruolo di note, bibliografie, cataloghi e ancor di più il lavoro richiesto per la loro produzione. Il ruolo delle parti dei libri – testo vero e proprio, prefazioni, introduzioni, indici, indici analitici, glossari, bibliografie – non è percepito con

chiarezza. Le finalità che hanno portato in 500 anni di storia della stampa a produrre l'articolazione che conosciamo sono in gran parte ignorate.

Altrettanto poco chiara risulta per i più la differenza tra un'opera di riferimento, un trattato, un articolo scientifico, un opera divulgativa oppure un testo di studio semplificato (in italiano "bigino").

L'abitudine ad utilizzare documenti in formato digitale che tendono a nascondere queste caratteristiche deve essere contrastata da una attività positiva delle biblioteche universitarie nella formazione alla documentazione.

Questa formazione deve estendersi anche alle tecniche di ricerca, ma soprattutto alla corretta metodologia per l'impostazione della ricerca e l'utilizzo consapevole del materiale trovato.

La formazione all'uso consapevole dei documenti si deve inoltre estendere alla promozione della consapevolezza della differenza tra sommarizzazione dei documenti trovati e loro copiatura integrale o parziale. La pratica del "copia e incolla" tollerata nelle scuole secondarie italiane fa sì che molti studenti universitari non ne comprendano l'illiceità, la scorrettezza e la sostanziale inutilità ai fini sia dell'apprendimento sia della produzione di relazioni, progetti e rapporti nell'ambito di una futura attività lavorativa.

Il confine tra il plagio, la citazione e l'utilizzo corretto di idee altrui risulta molto vago se non inesistente per una percentuale non piccola di giovani.

Senza la chiara percezione di questi confini l'utilizzo della documentazione e delle informazioni risulta tanto distorto da rendere poco utile qualsiasi corso sulla loro ricerca.

Chi pensa che la copiatura integrale non rappresenti alcun problema, non ha bisogno di più fonti, di capire quello che trova, di valutarlo. Basta che il titolo del lavoro che va a copiare risponda in qualche modo a ciò che pensa di dover produrre perché possa essere ritenuto atto a rispondere alle proprie necessità.

2. L'attività della Biblioteca Mario Rostoni

2.1. L'attività in Università con gli studenti

I corsi di "Information Literacy" della Biblioteca Rostoni per gli studenti dell'Università sono iniziati nel 2001 nell'ambito di progetti di ricerca finanziati con fondi del Fondo sociale Europeo.

Queste prime esperienze sono state condotte con piccoli gruppi, circa 20 persone che, all'atto dell'iscrizione, si assumevano l'obbligo di frequentare un minimo numero di ore per

ricevere un certificato di partecipazione e un riconoscimento come attività extracurricolare valutabile per l'assegnazione del punteggio di laurea.

L'articolazione dei corsi offerti agli studenti delle tre facoltà di economia aziendale, giurisprudenza ed ingegneria dell'Università riguardava una prima formazione di base relativa alla ricerca bibliografica e, successivamente, dei corsi specializzati sulla ricerca di informazioni economiche, giuridiche e statistiche.

I corsi sulla ricerca di informazioni economiche si differenziavano per il rilievo maggiore attribuito alle informazioni di ambito più strettamente economico oppure per l'orientamento alla "business information".

Queste prime esperienze, proseguite fino al 2005, hanno evidenziato la necessità di produrre dei materiali che servissero da guida sia per le lezioni, sia per il successivo approfondimento.

Si è ritenuto che questi materiali dovessero avere una forma tale da poter fungere anche da riferimento (reference work) per gli studenti anche nello svolgimento delle loro normali attività di studio e di ricerca.

Per ottenere questi risultati si scelse di realizzare dei veri e propri e-book consultabili online, in parte in forma libera, in parte attraverso l'utilizzo di identificativi e password.

L'attività di sperimentazione condotta fino al 2006 ha portato prima all'offerta permanente per tutti gli studenti di corsi liberi di ricerca bibliografica e specialistica, poi alla formalizzazione di corsi riconosciuti di Information literacy, curriculari nella facoltà di economia aziendale dal 2008, e aggiuntivi in quella di giurisprudenza dal 2010.

I corsi riconosciuti di Information literacy per la facoltà di giurisprudenza inizieranno l'anno prossimo, per cui per questo ambito ci potremmo riferire solo alle esperienze accumulate in corsi opzionali frequentati da piccole classi.

L'esperienza maturata con i corsi riconosciuti e curriculari per gli studenti di economia aziendale invece comincia ad essere consistente in quanto in due anni hanno frequentato circa duecentocinquanta persone e circa trecento hanno sostenuto gli esami.

I corsi sono due, il primo introduttivo, il secondo specializzato nell'area della "business information".

Lo scopo complessivo è quello di formare gli studenti alle tecniche base di ricerca bibliografica e documentale, alla conoscenza delle forme in cui si strutturano i documenti informativi, alla articolazione consapevole di un progetto di ricerca informativa e alla conoscenza degli universi informativi propri delle discipline economiche e manageriali.

Il primo corso si divide in quattro parti:

- formazione dell'utente all'uso della biblioteca;
- ricerca semantica nei cataloghi e nelle bibliografie;
- elaborazione di un progetto di ricerca bibliografica
- riconoscimento e utilizzo del materiale di reference

Il tempo a disposizione è molto limitato: 16 ore in classe e 16 ore di lavoro individuale o di gruppo.

Le lezioni sono 5, dedicate in parte alla istruzione all'uso della biblioteca e in parte agli altri temi del corso. La prima lezione, di due ore, è riservata all'introduzione al problema informativo e alla presentazione della biblioteca, dei suoi servizi e del catalogo.

La parte relativa all'uso della biblioteca, quella che potremmo in linguaggio bibliotecario chiamare "istruzione degli utenti" (user instruction), è stata limitata il più possibile nell'attività in classe, demandando soprattutto alle assegnazioni individuali, che ogni studente frequentate deve realizzare a casa, o svolgimento di esercitazioni pratiche.

Queste assegnazioni consistono in una serie di esercizi da svolgere attraverso interrogazioni del catalogo della biblioteca, oppure in questionari a risposta multipla da compilare online in un tempo dato.

Le risultanze di queste attività sono valutate per l'attribuzione del voto finale.

Una notevole parte del corso è dedicata alla presentazione e all'analisi critica degli strumenti di reference.

Lo studente universitario ha una visione degli strumenti di reference molto limitata.

L'esperienza avuta va poco al di là dei dizionari e delle enciclopedie generali. In particolare l'utilizzo di enciclopedie su CD-Rom o online, compresa Wikipedia, fa sì che questo tipo di materiale sia considerato utile, ma non di valore scientifico elevato.

Vengono ignorate tutte le altre tipologie di materiale di consultazione, ma, soprattutto, non c'è consapevolezza che, oltre alle opere generali, esistono quelle specialistiche, che rappresentano spesso dei punti di riferimento anche per ricercatori e docenti.

Uno dei motivi principali per questa scarsa conoscenza, a parte quelli ovvi dell'assenza di stimoli e della pigrizia mentale, è la progressiva diminuzione della quantità e della qualità della produzione editoriale di questo tipo in lingua italiana.

Per introdurre gli studenti alla conoscenza di questo tipo di documenti viene assegnato il compito di trovare un'opera di reference, in lingua inglese, che risponda alle caratteristiche delle enciclopedie specialistiche con voci estese oppure a quelle degli "handbook". Una

volta individuata l'opera, si richiede loro produrre un elaborato di circa due pagine che riassume alcune voci collegate o un capitolo monografico.

Il lavoro deve essere corredato dalle citazioni bibliografiche necessarie per recuperare i testi di partenza.

La scelta di richiedere l'utilizzo di opere in lingua inglese non risponde ad alcuna volontà di incrementare l'uso di documenti non in italiano, ma alla ragione più banale della maggior disponibilità in questa lingua di documenti con le caratteristiche richieste.

La valutazione tiene conto sia della tipologia e della difficoltà delle opere individuate, sia della correttezza delle citazioni bibliografiche, sia della qualità del lavoro di sintesi svolto.

Altre parti del corso sono dedicate all'introduzione delle banche dati di articoli di periodici, ai periodici elettronici e alla ricerca avanzata in Internet.

Il corso di Information literacy II ha come fine l'approfondimento dell'informazione specialistica nei settori dell'economia, del business e del management.

Il primo intento che ci si pone è di far comprendere quanto i tre ambiti siano diversi riguardo le tipologie documentali che utilizzano, la disponibilità in rete di questa documentazione e i diversi prezzi che si devono pagare per ottenerla.

In questo contesto viene utilizzato il concetto di "universi informativi differenziati".

Questo concetto, che sta alla base della nostra attività, tende a mettere in evidenza le differenze delle forme testuali, delle tipologie documentali, delle modalità di distribuzione, dei sistemi di valutazione, delle lingue utilizzate che distinguono l'insieme dei documenti e delle informazioni considerati rilevanti in ogni settore.

La differenza degli universi informativi, a nostro parere, rende poco produttiva una focalizzazione esclusiva sui metodi di ricerca nei cataloghi e nelle banche dati, mentre impone di attivarsi per portare gli studenti a sperimentare la vastità e la diversificazione delle fonti informative che hanno a disposizione.

La focalizzazione, durante questo secondo corso, sulla concreta esplorazione di un universo informativo fa sì che sia possibile portare gli studenti a sperimentare come Internet possa essere utilizzata con profitto al di là di quello che può essere ottenuto impiegando i motori di ricerca.

Le assegnazioni e il lavoro finale richiesti per l'approvazione di questo corso vertono sulla ricerca in rete di documenti di specifiche tipologie, sul confronto con i documenti cartacei disponibili in biblioteca, sulla compilazione di una bibliografia ragionata e commentata di libri, periodici e siti riguardanti un settore produttivo o commerciale.

2.2. L'attività con le scuole superiori

L'esperienza accumulata nella fase di sperimentazione dei nostri corsi in Università, nel 2005 ci ha spinto a ritenere che potesse essere utile proporre al territorio una condivisione di quanto avevamo appreso.

L'Università Cattaneo, che accoglie studenti che vengono da ogni parte d'Italia e anche dall'estero, ha anche un proprio bacino di riferimento, soprattutto nelle provincie di Varese e Milano, nella parte nord-ovest, e in minor misura nelle altre provincie lombarde e nel Piemonte nord-orientale

La sempre maggiore consapevolezza di quanto fosse difficile "rieducare" i nostri studenti all'uso razionale di libri, periodici, banche dati e Internet, specie per i tempi troppo stretti che abbiamo a disposizione, ci ha spinto a cercare di avviare azioni di questo tipo nelle scuole superiori collocate in quest'area.

La Biblioteca Rostoni ha cominciato nel 2005 ad organizzare corsi con il fine di divulgare la cultura della formazione alla ricerca consapevole di informazioni e a divulgare i metodi elaborati nella propria attività all'interno delle biblioteche delle scuole secondarie superiori lombarde.

Questa attività è stata svolta in collaborazione con l'Ufficio scolastico regionale, entità decentrata del Ministero dell'Istruzione con responsabilità su tutte le scuole della Lombardia ad esclusione delle Università.

L'accordo stipulato con l'Ufficio scolastico regionale ha spinto ad ampliare l'offerta al di là delle biblioteche scolastiche, coinvolgendo anche i docenti delle singole materie.

In 4 anni hanno partecipato ai corsi circa 200 docenti e bibliotecari di qualche decina di istituti.

Il coinvolgimento dei docenti delle singole materie nasce dalla volontà di provare ad estendere il modello sperimentato per l'economia. Il management, la giurisprudenza e in parte in altre scienze sociali ad altre discipline.

L'esperienza proseguirà anche nel prossimo futuro, cercando di superare alcune difficoltà che abbiamo riscontrato per l'avvio di concrete esperienze nelle classi.

I casi veramente positivi delle esperienze pratiche con gli studenti sono stati abbastanza pochi.

In tutti i corsi è emersa con chiarezza la difficoltà degli insegnanti ad essere propositivi riguardo l'uso di documenti diversi dai libri di testo. In parte questa difficoltà deriva da una conoscenza solo parziale dell'offerta documentale cartacea e online, in parte per una certa sfiducia nelle capacità degli allievi di andare al di là dell'utilizzo passivo delle informazioni.

2.3. L'attività in Università nei corsi per adulti

Le attività formative rivolte agli studenti e alle scuole superiori rispondono sicuramente ai bisogni di "rieducazione" evidenziati nella parte introduttiva, ma il nostro progetto non sarebbe completo se non avessimo preso in considerazione anche la fascia degli studenti dei corsi di formazione avanzati e professionali.

In realtà la Biblioteca Rostoni si era proposta anche un'apertura al territorio che attraverso le biblioteche civiche potesse coinvolgere i cittadini nella loro attività extralavorativa, ma questa proposta non ha trovato riscontro nelle biblioteche delle zone vicine a Castellanza.

Invece risulta molto interessante l'esperienza accumulata nei master universitari, sia di primo che di secondo livello.

I corsi in questi casi sono di norma limitati ad una giornata, 6-8 ore, e vertono su ambiti fortemente caratterizzati dalla interdisciplinarietà.

Esempi di ciò sono i corsi per criminologi, per dirigenti ospedalieri e per dirigenti infermieristici. Più simili ai corsi per studenti dei normali corsi di laurea sono quelli per addetti alle merchant bank e per manager delle piccole e medie imprese.

Di particolare interesse risulta l'esperienza fatta con i corsi per dirigenti infermieristici sia per la varietà dei contesti in cui è stata svolta, sia per il numero elevato di partecipanti e, soprattutto, per la eterogeneità delle aree informative coinvolte.

I nostri corsi di information literacy per dirigenti infermieristici si sono tenuti presso la sede dell'Università a Castellanza, a Roma, a Nuoro e a Forlì ed hanno coinvolto quasi 1000 persone.

Molto variabili sono risultate anche l'età dei partecipanti, le esperienze pregresse, le attività professionali in cui sono impegnati - dagli assistenti di sala operatoria agli addetti agli uffici veterinari delle ASL.

L'esperienza con questo segmento di utenza ha dimostrato che esiste una consapevolezza abbastanza elevata della necessità di procedere con metodo e razionalità quando di cercano informazioni e documenti, ma anche che le conoscenze accumulate e le esperienze fatte sono molto scarse e poco soddisfacenti.

Il nostro intervento è sicuramente insufficiente e sporadico per consentire per tutti i partecipanti un reale cambiamento delle attitudine, un incremento delle capacità e un sedimentarsi di conoscenze, ma i riscontri ottenuti nelle successive interazioni degli studenti con la biblioteca mostrano un notevole miglioramento dell'approccio.

Chi ha frequentato la lezione di Information literacy si dimostra più consapevole sia delle difficoltà che la ricerca documentale comporta, sia delle opportunità che la stessa offre.

3. Conclusioni

Quali conclusioni trarre da queste attività?

Penso che dobbiamo essere moderatamente soddisfatti per l'esperienza accumulata, mentre non possiamo considerare soddisfacenti i risultati.

Troppi risultano gli studenti che vivono questi corsi in modo passivo, cui non riusciamo a far comprendere l'utilità pratica delle conoscenze e delle competenze che trasmettiamo.

Un altro punto critico che abbiamo riscontrato riguarda lo sviluppo delle attitudini.

Per svolgere ricerche informative con efficacia bisogna, oltre a conoscere il proprio universo informativo, a saper utilizzare gli strumenti di ricerca, è necessario possedere alcune attitudini: curiosità, pazienza e immaginazione.

Purtroppo queste attitudini è difficile che possano svilupparsi in pochi mesi quando l'ambiente di studio e sociale spinge nella direzione opposta.

»Das kurze Leben des S. B. Preuss« oder: Zitieren und Belegen in Bibliothekskursen

Detlev Dannenberg

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Design, Medien, Information
Department Information sowie Hochschulinformations- und Bibliotheksservice
Berliner Tor 5
D-20099 Hamburg
detlev.dannenberg@haw-hamburg.de

Abstract

Öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken, die die Entwicklung der Informationskompetenz ihrer Kundschaft zu ihren Aufgaben zählen, bieten Kurse nicht nur im Bereich Recherchekompetenz an, sondern in den Bereichen

- Informationsbedarf erkennen und beschreiben
- Informationen suchen
- Informationen, Informationsmittel und Arbeitsweise beurteilen
- Informationen verarbeiten und präsentieren.

Besonders erfolgreich sind dabei solche Veranstaltungen, die fest in das Curriculum des Kooperationspartners Schule oder Hochschule eingebunden sind und den Entstehungsprozess einer wissenschaftlichen Arbeit begleiten, wie die Konzepte »Fit für die Facharbeit« und »Fit für die Bachelorarbeit«.

Plagiate werden zum überwiegenden Anteil aus Unkenntnis begangen und nur zum geringen mit Vorsatz. Massnahmen zu ihrer Vermeidung sollten also eher auf Aufklärung und Anleitung zum korrekten Handeln abzielen als auf Repression. Daher behandeln Bibliotheken in ihren Kursen im Teil »Informationen verarbeiten« auch den Abschnitt »Verantwortungsbewusst mit Informationen umgehen: Plagiate vermeiden«.

Zur Veranschaulichung werden Übungsteile aus bewährten Veranstaltungen demonstriert:

- »Glaube nicht alles, was du liest!« – Quellen und ihre Belege kritisch prüfen
- »Das kurze Leben des S. B. Preuss« – Beispiele für falsche Belege
- »Durchgefallen!« – eine Checkliste zum Thema Plagiat und Täuschung.

Alle Kurse haben eine deutliche Veränderung im wissenschaftlichen Verhalten der Lernenden zur Folge, unter anderem die Vermeidung von Plagiaten durch korrektes Zitieren und Belegen. Lehrende wünschen Wiederholungen und Lernende tragen Probleme in der Bibliothek vor und erkennen damit deren Kompetenz auch in dem Bereich der wissenschaftlichen Arbeit an.

Dieser Beitrag soll die Zielgruppen der Tagung inspirieren, die beschriebenen Veranstaltungen oder einzelne Bestandteile im eigenen Rahmen anzubieten.

1. Aufklären und Einbinden

Lernende plagiierten eher unbewusst: Lathrop und Foss (2000) führen eine Reihe von Untersuchungen an US-amerikanischen Middle Schools und High Schools auf, aus denen hervorgeht, dass die Bereitschaft Täuschungen zu begehen in den letzten 30 Jahren erheblich angestiegen ist. So bekennen bis zu 80% der Lernenden im Laufe eines Jahres Hausarbeiten oder Antworten in Tests kopiert zu haben. Die Frage, ob jemals plagiirt wurde, bejahten nur ca. 30% der Lernenden und dies sogar mit rückläufiger Tendenz. Die Frage, ob Wort für Wort aus einem Buch abgeschrieben wurde, ohne das Buch zu nennen, bejahten hingegen nahezu 80%. Genau das ist aber ein Plagiat!

Daraus kann geschlossen werden, dass Lernende heutzutage plagiierten, ohne sich dessen bewusst zu sein. Um die Zahl der Plagiate in der Ausbildung zu verringern, eignen sich daher vor repressiven zunächst Massnahmen, die aufklären, was Plagiate sind und wie sie vermieden werden können. Diese Aufklärung sollte verbunden sein mit den Fragestellungen, warum in wissenschaftlichen Arbeiten zitiert wird und wie dies nachvollziehbar geschehen soll.

Die Umsetzung und Einbindung solcher Massnahmen in bibliothekspädagogischen Veranstaltungsreihen beschreibt das erste Kapitel.

2. Angebot der Bibliotheken

Bibliotheken sollten sich nicht darauf beschränken, nur Recherchen zu unterstützen: Immer mehr öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken in Deutschland bezeichnen sich als »Teaching Library«. Sie sind mit einem modularen Angebot von bibliothekspädagogischen Veranstaltungen in das Curriculum von Schulen und Hochschulen eingebunden. Diese Veranstaltungen sollen dazu beitragen die Informationskompetenz der Lernenden zu fördern und zu entwickeln. Informationskompetenz bedeutet nach Dannenberg (2009) die Fähigkeit

- Informationsbedarf erkennen und beschreiben sowie Fragestellungen entwickeln zu können,

- Informationen in einer Vielzahl von Ressourcen finden zu können,
- Informationen, Informationsmittel und die eigene Arbeitsweise beurteilen zu können und
- Information verarbeiten und präsentieren zu können.

Kurse zum wissenschaftlichen Arbeiten umfassen ca. 15 Unterrichtseinheiten (in Schulen) bzw. Trainingseinheiten (in Hochschulen) à 90 Minuten im Verlauf eines halben Jahres. Sie haben die Inhalte

- Kriterien für Wissenschaftlichkeit
- Zeitplanung (Arbeitspakete)
- Thema finden, Fragestellung entwickeln
- Gliederung
- Plagiat und Täuschung
- zitierfähig, zitierwürdig
- Zitierweise (Kurzbelegmethode)
- Literaturverzeichnis (DIN 1505, Teil 2 und 3)
- Beurteilen von Informationen und Informationsquellen
- Informationsrecherche
- Schreiben, Sprache, Stil
- Formatieren, Einbinden von Abbildungen
- Präsentieren

Zur Inspiration und als Angebot zur Übernahme in eigene bibliothekpädagogische Veranstaltungen werden im folgenden Kapitel drei, in verschiedenen Altersstufen (von der neunten Klasse bis zum letzten Semester) erprobte und bewährte Einheiten ausführlicher beschrieben.

3. Drei Einheiten

Wie Quellen und ihre Belege kritisch geprüft werden können, wird im Abschnitt 2.1 »Glaube nicht alles, was du liest!« dargestellt. Anschauliche Beispiele für falsche Belege folgen unter 2.2 »Das kurze Leben des S. B. Preuss«. Abschliessend wird eine Checkliste zum Thema Plagiat und Täuschung beschrieben: 2.3 »Durchgefallen!«.

3.1. »Glaube nicht alles, was du liest!«

Bei der Beurteilung von Informationen ist stets wichtig, festzustellen, welchen Wahrheitsgehalt sie besitzen, wer der Urheber ist und welche Intensionen dieser haben könnte. Ein kleiner Test soll auf den bedeutenden Unterschied zwischen Behauptungen auf der einen Seite und nachprüfbaren Fakten auf der anderen Seite aufmerksam machen.

Der Test besteht aus 10 kurzen Aussagen, die durchgelesen werden sollen. Auf der Rückseite des Arbeitsblatts stehen dazugehörige Fragen, die aufgrund des soeben Gelesenen aus dem Gedächtnis beantwortet werden sollen (s. Abb. 1). Sie zielen auf Fakten innerhalb der Aussagen ab. Im anschließenden Lehrgespräch wird problematisiert, wie viel wirklich verlässliches Wissen wiedergegeben wurde.



Abbildung 1: Bearbeitung des Arbeitsblatts durch eine 9. Klasse © Michael Braun

Die Aussagen sollten altersgerecht formuliert sein und aus unterschiedlichen Quellen mit unterschiedlicher Verlässlichkeit zusammengestellt werden, z.B. aus Karsten (2007: 175 ff.), aktuellen Zeitungsartikeln und Aufsätzen aus Fachzeitschriften. Auch das »Lexikon der populären Irrtümer« von Krämer / Trenkler (1996) bietet manche Inspiration zum Umgang mit dem Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Anstatt Irrtümer mit wissenschaftlichen Untersuchungen zu widerlegen, werden von beiden Autoren Belege ausschliesslich ähnlichen Lexika, Ratgebern und Zeitungsartikeln entnommen und teilweise abenteuerliche Argumentationsstränge aufgebaut.

Beispielaussagen:

1. Viele Autoren haben sich damit beschäftigt, wie gut berühmte Persönlichkeiten in der Schule gewesen waren. So herrscht das allgemein verbreitete Gerücht, dass der Nobelpreisträger Albert Einstein ein schlechter Schüler war.

2. Die Adelholzener Adelquellen legen Untersuchungen unabhängiger Forscher vor, die beweisen, dass mit Sauerstoff angereichertes Mineralwasser wie ActiveO2 leistungssteigernd wirken.
3. Auch wenn es nach dem Augenschein schwer verständlich ist, so bestehen ein Diamant und ein Kohlebrocken aus dem gleichen Element, nämlich aus Kohlenstoff. Dies wurde in einer Studie der Bundesforschungsanstalt nachgewiesen, indem beide Stoffe durch Druck und Hitze ineinander umgewandelt wurden.

Fragen:

1. Wie war Einstein in der Schule?
2. Wirkt ActiveO2 leistungssteigernd?
3. Bestehen Diamant und Kohle aus dem gleichen Element?

Ergebnisse:

Aussage 1 ist wirklich ein Gerücht, sie entstand wahrscheinlich dadurch, dass die 6 in Deutschland die schlechteste und in der Schweiz die beste Note ist. Aussage 2 lässt sich erst nach der Ermittlung und Prüfung der Untersuchungen bestätigen, sie wurde beispielsweise durch Foodwatch angezweifelt. Die Aussage 3 scheint verlässlich zu sein. Um sie überprüfen zu können, müssen allerdings die Quelle ermittelt und der Wahrheitsgehalt überprüft werden. Daraufhin wird entschieden, ob eine Verifizierung der Aussage anhand anderer Quellen erfolgen soll. Eine wissenschaftliche Arbeit zeichnet sich also auch dadurch aus, dass Aussagen belegt werden. Dass dies in der wissenschaftlichen Praxis nicht immer korrekt geschieht, zeigt die folgende Einheit.

3.2. »Das kurze Leben des S. B. Preuss«

Diese Einheit besteht aus einer Präsentation mit begleitendem Lehrgespräch. Hubert F. Goenner (1983) stellte ein sehr anschauliches Beispiel dar, wie unterschiedliche Belegformen Zweifel an der Wissenschaftlichkeit von Fachartikeln aufkommen lassen können. Goenner gab eine Übersicht, wie ein und derselbe Aufsatz von acht verschiedenen Autoren in der Zeitschrift »Physics Today« zitiert und unterschiedlich belegt wurde:

- Einstein, A (1931). Sitzungsber. Preuss. Akad. Wiss. Zum kosmologischen ...
- A. Einstein, 1931, Sitzgsber. Preuss. Akad. Wiss. Zum kosmologischen ...
- A. Einstein, Sitzber. Preuss. Akad. Wiss. Zum kosmologischen ... (1931)

- A. Einstein (1931). Sber. Preuss. Akad. Wiss. Zum kosmologischen ...
- Einstein, A., 1931, Sb. Preuss. Akad. Wiss., Zum kosmologischen ...
- A. Einstein, S.-B. Preuss. Akad. Wiss., Zum kosmologischen ... 1931
- A. Einstein, S. B. Preuss. Akad. Wiss. (1931), Zum kosmologischen ...
- A. Einstein and Preuss, S. B. (1931), Akad. Wiss. Zum kosmologischen ...

Die Autoren zeichneten sich durch grosse Kreativität in der Struktur der Belege und insbesondere in der Abkürzung des Sammelwerks aus, bis hin zu Belegen, die einen Ko-Autor assoziieren. Goenner schliesst: »Wie man sieht, folgten Geburt und Tod des S. B. Preuss so kurz aufeinander, dass seine wissenschaftlichen Bemühungen einfach zum Scheitern verurteilt sein mussten.«

Die Autoren setzten sich also dem Verdacht der unwissenschaftlichen Arbeitsweise aus, da sie wahrscheinlich nicht aus der Primärschrift zitierten, sondern aus Sekundär- oder gar Tertiärquellen.

Auch die Wiedergabe dieses Abschnitts bis hierhin stellt übrigens kein Zitat aus einer Primärschrift dar. Sie müsste korrekterweise den Vermerk tragen: (vgl. Dannenberg 2009, zitiert nach Skript Prof. Henschel 1985, zitiert nach Physikalische Blätter 39 (1983) Nr. 4, 91, Übersetzung aus Physics today, Mai 1982).

Um diesem Problem abzuhelpfen, wurden die von Goenner genannten Quellen verifiziert. Dabei fiel auf, dass die acht Autoren zwar angeblich aus dem Originalaufsatz zitierten, die Belege aber zu der Mitteilung der Preussischen Akademie der Wissenschaften führen, dass Einstein den genannten Vortrag 1931 gehalten habe. Die Veröffentlichung erfolgte erst im Jahre 1932 (Abb. 2):



Abbildung 2: Einstein: Zum kosmologischen ... (Beleg nachfolgend)

An dieser Stelle wird in der bibliothekspädagogischen Veranstaltung der Eintrag in einem Quellenverzeichnis nach DIN 1505, Teil 2 und 3, gezeigt

EINSTEIN, Albert: Zum kosmologischen Problem der allgemeinen Relativitätstheorie. In: PREUSSISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (Hrsg.): *Sitzungsberichte*. Berlin, 1932. S. 235-237. Online verfügbar unter <http://nausikaa2.mpiwg-berlin.mpg.de/cgi-bin/toc/toc.x.cgi?dir=R583HGCS&step=thumb> [2009-04-09]

und zu Übungen zu dieser Norm übergeleitet.

An anderer Stelle werden Überlegungen angeregt, wann ein Plagiat und wann Täuschung vorliegt. Diese, in diesem Beitrag letzte, Einheit wird im folgenden Kapitel beschrieben.

3.3. »Durchgefallen!«

Zunächst erfolgt eine Bestimmung der Begriffe »Plagiat« und »Täuschung/Betrug« anhand von Lemmata in Nachschlagewerken. Das sollten, je nach Altersstufe, Wikipedia, Brockhaus oder ein Rechtswörterlexikon sein. Daraufhin wird eine Checkliste Aussage für Aussage durchgearbeitet, indem die Lernenden ihre Zustimmung oder Ablehnung signalisieren, ob es sich nach ihrer Ansicht jeweils um Plagiat oder Täuschung oder gute/schlechte wissenschaftliche Praxis handelt. In grösseren Gruppen kann dies mittels Flash Cards geschehen (s. Abb. 3).



Abbildung 3: Meinungsbildung mit Flash Cards (Informatik, 5. Semester, "Fit für die Bachelorarbeit")

Bei unterschiedlichen Meinungen werden diese ausgetauscht und diskutiert. Einige Sachverhalte lassen sich eindeutig zuordnen, andere, je nach dem Zusammenhang, unterschiedlich. Es kommt hier weniger auf die juristisch einwandfreie Klärung an als

vielmehr darauf, dass die Lernenden eine Vorsicht im Umgang mit fremdem Eigentum und ein gewisses Unrechtsbewusstsein entwickeln.

Je eine auf US-amerikanische Verhältnisse bezogene Checkliste findet sich bei Lathrop / Foss (2000: 124f). In bibliothekspädagogischen Veranstaltungen in Deutschland hat sich eine gemeinsame Liste mit folgenden Aussagen bewährt, hier in der Fassung für die Lehrperson mit Lösungshinweisen:

Ist das ein Plagiat <P>? Ist das Täuschung <T>?

Ist das gute / schlechte wissenschaftliche Praxis (G/S)?

- Du lässt dir von einem Freund bei der Informationssuche für deine Bachelorarbeit helfen. <G>
- Du überlässt einem Freund die Informationssuche für deine Bachelorarbeit. <T>
- Du lässt einen Freund deine Bachelorarbeit Korrektur lesen. <G>
- Du lässt einen Freund deine Bachelorarbeit schreiben. <T>
- Du übernimmst Texte eines Anderen mit Beleg in die eigene Bachelorarbeit. <G>
- Du übernimmst Texte eines Anderen ohne Beleg in die eigene Bachelorarbeit. <P>
- Du gibst eine Bachelorarbeit mit Kurzbelegen, aber ohne Literaturverzeichnis ab. <S>
- Du führst im Literaturverzeichnis Quellen auf, die du nicht benutzt hast. <T>
- Du schreibst aus der Wikipedia ab und versiehst deinen Text mit dem Hinweis (Wikipedia). <S>
- Du kopierst ein Foto aus der Wikipedia mit Copyright-Vermerk in deine Hausarbeit. <G>
- Du kopierst ein Foto aus der Wikipedia ohne Copyright-Vermerk in deine Hausarbeit. <P>
- Du veröffentlichst ein Foto aus der Wikipedia mit Copyright-Vermerk auf deiner Website. <Genehmigungspflicht>
- Du zitierst die Quelle nicht so, wie es dem Original entspricht, sondern so, dass es in dein Konzept passt. <T>
- Du kopierst die Bachelorarbeit eines Anderen und gibst sie als deine eigene ab. <P, T>

- Du tauschst mit anderen Studierenden Ideen aus und ihr schreibt individuell unterschiedliche Bachelorarbeiten. <G>
- Du schreibst in einer Klausur ab. <T>
- Du lässt in einer Klausur abschreiben. <T = durchgefallen, s. Prüfungsordnung>
- Du führst eine Untersuchung mit Anderen durch statt allein – und jeder verändert die Ergebnisse ein wenig und reicht sie als eigene Leistung ein. <T>
- Du veränderst die Ergebnisse deiner Untersuchung so, dass sie deinen Schlussfolgerungen entsprechen. <T>
- Du weist die Lehrperson nicht darauf hin, dass sie sich in der Benotung zu deinen Gunsten verrechnet hat. <Note darf nicht nachträglich abgeändert werden>
- Du hackst den Server des Prüfungsamts und veränderst deine Note zu deinen Gunsten. <Straftat>

Die letzte Aussage führt durchweg zu grosser Heiterkeit, daher kann die Veranstaltung an dieser Stelle beendet werden – und auch dieser Beitrag kommt zu seinem.

4. Fazit

Bibliotheken sollten sich in ihren Veranstaltungen nicht auf die Unterstützung von Recherchen beschränken, sondern die ganze Bandbreite der Informationskompetenz anbieten. Das Problem des Plagiats sollte dabei im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Grundsätzen und Zitiertechniken behandelt werden. Der grösste und nachhaltigste Lernerfolg lässt sich dadurch erzielen, dass der ganze Prozess der Erstellung einer konkreten (vor-)wissenschaftlichen Arbeit begleitet wird. Solche Veranstaltungen führen direkt zur Anerkennung bibliothekarischer Kompetenzen durch Lehrende und Lernende, zur stärkeren Nutzung der Bibliotheksressourcen und zu interessanteren Anfragen an der Information.

Literaturverzeichnis

Dannenberg, D. (2009). Modell der Informationskompetenz. <http://www.lik-online.de/ik-modell.shtml> [2009-06-18].

Goenner, H. F. (1983). Das kurze Leben des S. B. Preuss. In: Phys. Bl. 39 (1983) Nr. 4, 91. – Original: Physics Today, Mai 1982.

Karsten, G. (2007). Lernen wie ein Weltmeister: Zahlen, Fakten, Vokabeln schneller und effektiver lernen. München: Goldmann.

Krämer, W. & Trenkler, G. (1996). Lexikon der populären Irrtümer : 500 kapitale Missverständnisse, Vorurteile und Denkfehler von Abendrot bis Zeppelin. Frankfurt: Eichborn.

Lathrop, A. & Foss, K. (2000). Student cheating and plagiarism in the Internet era : a wake-up call. Englewood, Co: Libraries Unlimited.

**Information Literacy in biblioteca e accesso libero
all'informazione: Riconoscere la qualità delle fonti, utilizzo dei
nuovi mezzi di information retrieval e pianificazione
di corsi mirati ad un'utenza multilingue.
Problematiche, esperienze concrete e proposte**

Ilaria Miceli

University Library of Bozen/Bolzano
Viale stazione/16 Bahnhofstrasse
I-39042 Bressanone/Brixen
ilaria.miceli@unibz.it

Abstract

La biblioteca, che per sua stessa entità riveste ruolo d'eccellenza di promotrice di informazione di qualità, si trova oggi a doversi confrontare con nuovi fenomeni culturali e sociali oltre che con la nascita di nuovi strumenti di ricerca online. L'accesso aperto alle fonti di informazione e il loro libero utilizzo pone ovviamente nuovi quesiti, sia etici, che pratici, che legali.

Le questioni che si presentano e che qui si intende trattare sono: dove risiede dunque il plus valore della biblioteca ? Come può essa vincere la sfida della contemporaneità e inserirsi in qualità di agente principe e attivo ? Quanta responsabilità deve essere attribuita al bibliotecario-formatore?

Intendo inoltre illustrare nello specifico l'esperienza della biblioteca della Libera Università di Bolzano: l'istituzione di corsi di Information Literacy in lingua italiana, tedesca e inglese, permette di osservare da vicino la reazione del pubblico – anch'esso trilingue – all'offerta formativa. Peculiare è qui l'intersecarsi di più culture e dunque la possibilità di confrontare i differenti approcci all'apprendimento e all'utilizzo degli strumenti di ricerca e programmi specifici anti-plagio proposti.

1. Informazione di qualità attraverso la biblioteca. Ha un senso nell'era di internet?

La biblioteca, luogo di conservazione, promozione e fruizione dell'informazione, oggi anche luogo di apprendimento: nello specifico, formazione dell'utenza, per mezzo dell'offerta di corsi di alfabetizzazione informativa, finalizzati all'acquisizione di conoscenze per un corretto e consapevole utilizzo di metodologie e strumenti preposti al recupero dell'informazione, sia su supporto cartaceo che digitale. Nel ruolo del formatore troviamo il bibliotecario stesso che, a sua volta, deve prima di tutto formare sé stesso e programmare un percorso di aggiornamento continuo, oltreché analizzare e ascoltare scrupolosamente la propria utenza, potenziale uditorio, per coglierne le aspettative e i bisogni. Non solo, negli ultimi anni tra le tematiche trattate nei corsi, un posto di grande rilievo è stato dato al lavoro scientifico: gli studenti sono seguiti nel processo di elaborazione di un testo non solo per quel che concerne il recupero delle fonti, ma anche nella scrittura, nella definizione del tema, nella bibliografia, nell'esposizione e formattazione in formato digitale.

Dunque, alfabetizzazione informativa, raggiungimento di maggiore consapevolezza nella ricerca e organizzare al meglio la struttura del proprio lavoro. La biblioteca promuove e mette a disposizione gli strumenti di cui è in possesso per guidare e facilitare l'attività di ricerca dell'utenza. La domanda che sorge a questo punto è: per ottenere informazione è oggi ancora necessario far riferimento alla biblioteca? Non dovrebbe essere vero che semplicemente accedendo alla rete, l'utente ha già l'opportunità di trovare tutto ciò di cui necessita? Internet non ha reso l'utente *autonomo* nella ricerca? Lo studente non potrebbe direttamente e senza intermediari *navigare* online per trovare con successo le fonti che userà? Tanto più che molte di queste sono accessibili gratuitamente o addirittura scaricabili dai siti web; si possono facilmente copiare, rielaborare e "far proprie".

Perché si dovrebbe scegliere di seguire corsi di *Information Literacy* in biblioteca, quando si può trovare *tutto* in internet? La risposta, facilmente intuibile, è che proprio perché si può trovare *tutto*, sono comprese anche informazioni non valide o non verificabili, imprecisioni o semplicemente informazioni non utili. Il *browsing* può rivelarsi illuminante quanto nocivo, già solo considerando in termini di tempo.

"Secondo me la rete è sopravvalutata. Tutto sommato consiste di informazioni di cui potrei benissimo fare a meno. Ho la sensazione che siano in molti a trovarsi un po' nella mia condizione. A sapere un sacco di cose, ma non bene cosa farsene. (...) Ho già abbastanza problemi con le informazioni utili, figuriamoci se devo sobbarcarmi anche quelle inutili" (Loe, 2002).

Questa l'opinione che di internet ha l'ironico, e piuttosto cinico, personaggio del romanzo di Loe.

Direi però piuttosto indicativa, a mio avviso, del senso comune di disorientamento e di quanto oggi la ricerca di informazioni valide per mezzo di internet possa talvolta risultare frustrante e vana, in mancanza di una precedente pianificazione strategica.

Come può dunque la biblioteca vincere la sfida se non proprio programmando strategie mirate e avvalendosi di strumenti specifici e innovativi? Creare una sorta di "pacchetto formativo" in cui abilità di scrittura, ricerca e selezione di fonti informative sicure e utilizzo corretto di strumenti di recupero sono affiancate dalla conoscenza dei nuovi fenomeni di rete quali gli archivi liberi di categorizzazione di informazioni (siti di *social bookmarking*, di condivisione di video e audio e *social networking* più in generale) e dai software contro il plagio e per il controllo dell'originalità dei testi. Per completare il quadro, si potrebbe inoltre fare un'introduzione alle normative sul copyright.

Ma ecco che un'altra domanda si pone e cioè: in questo discorso, quanta responsabilità può o deve essere attribuita al bibliotecario-formatore?

L'accesso e utilizzo libero delle fonti di informazione pone ovviamente nuovi quesiti, sia etici, che pratici, che legali.

Se non è pensabile chiedere al bibliotecario-formatore un controllo totale sulla sicurezza della provenienza delle fonti, egli dovrebbe comunque assumere almeno la responsabilità per quanto concerne l'illustrazione all'utenza di cosa sia sbagliato fare e di cosa sia concesso utilizzare, e con quali modalità, in internet.

Facendo riferimento in particolare alla scrittura scientifica, promuovere la creatività del singolo e illustrare il metodo seguendo il quale lo studente può raggiungere un buon livello di qualità nella stesura di un testo, senza dover attingere o peggio copiare da fonti in rete. Nel libro di Sutherland-Smith (2008), viene riportato il punto di vista di un'insegnante riguardo la diffusione di fenomeni di plagio tra gli studenti: "*The difficulty is that it's so much easier to plagiarize online because you can cut and paste just about anything. And of course, the other difficulty is that online is so vast I can't keep abreast of everything there*", evidenziando la difficoltà di controllare e verificare i testi in internet, data la sua vastità. Va notato comunque che a volte lo studente non agisce con intenzione, piuttosto copia semplicemente perché non sa, non è consapevole.

Questa considerazione dovrebbe smuovere il bibliotecario-formatore verso un maggiore intento non più solo didattico, ma anche di carattere etico.

2. Information Literacy nella biblioteca della Libera Università di Bolzano

Nel 2002¹ la Libera Università di Bolzano (da qui in poi, LUB) ha istituito dei corsi opzionali di *Information Literacy*, "Ricerca e trattamento dell'informazione – Informationskompetenz", gestiti dal personale bibliotecario; corsi rivolti agli studenti della Facoltà di Economia e della Facoltà di Scienze della Formazione. In questo contributo mi soffermerò principalmente sui corsi attivati presso quest'ultima Facoltà, una parte dei quali organizzo e insegno personalmente.

Per la definizione del significato e soprattutto per il delineamento delle finalità del corso si è attinto dagli standards proposti dall'Association of College and Research Libraries (Association of College & Research Libraries, 2009). L'applicazione dei quali ha prodotto effetti positivi sulla riuscita del corso e la partecipazione attiva dell'utenza. Focalizzando sui temi del convegno, proprio lo *standard 5*² dà ulteriore conferma dell'importanza del corretto uso delle fonti: lo studente è *information literate* solo quando è anche consapevole; ciò significa quando egli avrà acquisito capacità e criticità sufficienti per gestire eticamente e legalmente l'informazione.

Ai corsi proposti dalla biblioteca possono accedere gli studenti iscritti al corso di Laurea quadriennale in Scienze della Formazione primaria, Laurea in Servizio Sociale, Laurea per Educatore sociale, Laurea in Scienze della Comunicazione plurilingue.

Il corso per gli studenti di Scienze della Formazione primaria si svolge in due sezioni distinte, una in lingua tedesca e una in lingua italiana, ciascuna gestita da un bibliotecario di madrelingua; per gli studenti degli altri corsi le lezioni sono offerte contemporaneamente in lingua tedesca e italiana; infine, anche in lingua inglese per gli studenti del corso di Scienze della Comunicazione plurilingue.

La durata dei corsi di alfabetizzazione informativa è di 30 ore, ripartite in 15 moduli, per i quali è richiesta la frequenza obbligatoria³, dato il carattere spiccatamente pratico delle lezioni. Solo per gli studenti del corso di Scienze della Comunicazione plurilingue è stato organizzato un workshop, di durata di 20 ore ripartite in 10 moduli.

Ovviamente i moduli sono organizzati a seconda delle tematiche e materie d'esame caratterizzanti ciascun corso di laurea. Vengono valutate anche le caratteristiche e le esigenze degli studenti in base alle loro provenienze linguistiche. Si denotano infatti alcune

¹ Cfr. Paolo Buoso (2007).

² Standard 5: "The information literate student understands many of economic, legal and social issues surrounding the use of information and accesses and uses information ethically and legally", in: Association of College & Research Libraries, *Information Literacy Competency Standards for Higher Education, 2009*

³ Cfr. Ulrike Kugler (2009).

differenze nell'approccio all'apprendimento e nella scelta e utilizzo di strumenti di recupero dati. Se si intende attirare un sempre maggior numero di partecipanti si deve tener conto di tali differenze. Così facendo, i corsi bilingui o trilingui non sono fonte di timore o di maggiore difficoltà per gli studenti, bensì opportunità di confronto rispetto ai colleghi di altra provenienza linguistica e rispetto a differenti metodi di apprendimento.

Oltre agli argomenti "base" trattati nel corso delle lezioni, tra cui: citazioni bibliografiche, motori di ricerca online, utilizzo di database e cataloghi specifici, consultazione di archivi di dati statistici, etc. Le tematiche integrate ultimamente nel programma sono: illustrazione di risorse come *Turn it in*® e *Refworks*®, introduzione ai principali *social network* e *social bookmarking* ai fini della ricerca scientifica, reperimento legale di immagini, licenze *public domain*, valutazione e selezione di siti internet e portali tematici.

3. Quali le risorse online offerte agli studenti della biblioteca LUB?

Per quanto concerne la dotazione di strumenti su supporto digitale, accessibili alcuni solo *in campus* altri anche *off campus*, la biblioteca della LUB mette a disposizione del personale docente e degli studenti programmi e software ai fini della corretta attività scientifica: strumenti quali database in lingua inglese, tedesca e italiana, riviste elettroniche, e un *Research Publication Server*, contenente oltre alle informazioni bibliografiche di articoli, riviste e libri pubblicati dai professori e ricercatori della LUB, anche il full text dei documenti, ove permesso da copyright. I collegamenti ai servizi e agli strumenti sono accessibili direttamente dalla pagina web della biblioteca, chiaramente individuabili. Per mezzo di software come *Turn it in*® e *Refworks*® è possibile effettuare il controllo dell'originalità di un testo o creare un proprio database di informazioni bibliografiche e compilare una bibliografia secondo le regole dello stile citazionale selezionato. Necessaria quanto l'illustrazione degli strumenti di ricerca e gestione dei testi è anche la loro promozione: l'esperienza della biblioteca della LUB ha dimostrato che la maggior parte delle volte gli studenti non utilizzano tali strumenti semplicemente perché non li conoscono e non per difficoltà o perché (nel caso dei database) presentano un'interfaccia in una lingua diversa dalla propria. I corsi di alfabetizzazione informativa diventano dunque un'ottima occasione per introdurre e far apprezzare tali servizi. Conseguentemente gli studenti potranno usufruire di una più ampia varietà di mezzi per elevare la qualità del loro lavoro scientifico. Certamente tutto ciò ricade nelle competenze del bibliotecario-formatore, a lui la responsabilità di scegliere il metodo didattico più adatto.

Bibliografia

Association of College & Research Libraries (2009). Information Literacy Competency Standards for Higher Education.

<http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/standards/informationliteracycompetency.cfm> [2009-07].

Buoso, P. (2007). La biblioteca come ambiente formativo: l'esperienza della Libera Università di Bolzano. Relazione al convegno "Biblioteche & formazione: dall'information literacy alle nuove sfide della società dell'apprendimento". Milano, Palazzo delle Stelline, 15-16 marzo 2007.

Kugler, U. (2009). Integration der ACRL Standards in Informationskompetenz für das Hochschulwesen in das Wahlfach Informationskompetenz an der Fakultät für Bildungswissenschaften. Bozen: Freie Universität Bozen.

Loe, E. (2002). Naif.Super. Milano: Iperborea.

Sutherland-Smith, W. (2008). Plagiarism, the Internet and Student Learning. Improving Academic Integrity. New York: Routledge.

Informationskompetenzvermittlung an Deutschschweizer Hochschulen

*Sonja Hierl, Lydia Bauer, Nadja Böller, Ursina Brändli, Jasmine Milz,
Corina Rinaldi*

Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur
Schweizerisches Institut für Informationswissenschaft SII
Ringstrasse/Pulvermühlestrasse 57
CH-7004 Chur
nadja.boeller@htwchur.ch

Abstract

Die Einbindung der Vermittlung Informationskompetenz (IK) in Hochschulcurricula unterstützt erfahrungsgemäss den erfolgreichen und nachhaltigen Aufbau dieser Fähigkeit bei Studierenden. Die Grundidee dabei ist, den Studierenden die nötigen Fähigkeiten für den kompetenten Umgang mit Information eingebunden im entsprechenden Fachkontext ihres Studiengangs zu vermitteln. Der Beitrag fasst Ergebnisse einer exemplarischen Erhebung an Deutschschweizer Hochschulen auf Stufe Fachhochschule, Pädagogische Hochschule und Universität mittels qualitativer Inhaltsanalyse zusammen. Die Studien geben Aufschluss darüber, auf welcher Hochschulstufe welche Informationskompetenz-Inhalte planmässig bereits in die Curricula integriert wurden.

1. Wissenschaft und Ausbildung im digitalen Wandel

Die in alle Lebensbereiche vordringende Digitalisierung in einer „e-permeated society“ (Martin et al., 2006) zwingt Individuen zu einer komplexen und immer fortschreitenden Anpassung ihrer Gewohnheiten und Fertigkeiten an sich stetig verändernde Anforderungen in Ausbildung, Arbeitsleben und Öffentlichkeit. Vor dem Hintergrund dieser aktuellen Entwicklung, die im Zusammenhang mit der fortschreitenden Digitalisierung steht, wandeln sich Kommunikationsprozesse und Arbeitsabläufe grundlegend. Zeitgleich erreicht uns durch neue Kommunikationswege eine Flut an Daten und Informationen über diverse Kanäle und auch die Informationsbeschaffung wird über unterschiedlich heterogene und komplexe Suchmodalitäten und digitalisierte, vernetzte Datenbasen scheinbar vereinfacht. Studieren und wissenschaftliches Arbeiten verändert sich rasant und es zeichnen sich Entwicklungen ab, deren Ausmass und Auswirkungen zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht vollumfänglich fassbar sind.

1.1. SteFi Studie 2000: Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information in der deutschen Hochschulausbildung

Mit der SteFi Studie aus dem Jahr 2000 wurde eine umfassende Bestandesaufnahme der Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information in der deutschen Hochschul-ausbildung durchgeführt (Klatt et al., 2001). Die Ergebnisse dieser Studie zeigen sehr deutliche Defizite und Handlungspotential, sowohl bei den Hochschullehrenden, wie auch bei den Studierenden, auf unterschiedlichen Ebenen bezüglich der Informationskompetenz (IK) und Kenntnisse im Umgang mit elektronischen Medien. Die Kenntnisse beider Gruppen sind selektiv und unsystematisch und die Gruppe der Hochschullehrenden selbst stuft sich als sehr positiv im Umgang und in der Handhabung von elektronischer wissenschaftlicher Information ein, obwohl viele der Befragten nicht geneigt sind, die Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information im Rahmen eigener Lehrveranstaltungen zu fördern oder als eigenständigen Studieninhalt zu behandeln (Klatt et al., 2001). Dieser Umstand führt zu einer losgelösten Vermittlung von IK durch allgemeine Veranstaltungen der Universitäts- und Fachbibliotheken, die Vermittlung und Förderung ist kein integraler Bestandteil der regulären, fachbezogenen Lehrveranstaltungen.

1.2. Aktuelle Herausforderungen an die Hochschullehre

Grundsätzlich sind die rasant fortschreitende Digitalisierung und ihre Technologien als eigentumsfeindlich hinsichtlich der Problemfelder „Plagiate“ bzw. „Diebstahl geistigen Eigentums“ einzustufen (Fröhlich, 2006), da durch die Vielzahl neuer digitaler Arbeitstechniken, der vielfältigen Möglichkeiten zum Informationsaustausch und den scheinbar vereinfachten Zugängen zu Information und Wissen sich auch die Art des

Studierens und wissenschaftlichen Arbeitens grundlegend verändert. Studentische Plagiate, die häufigste Form von Plagiaten, leben von Internetsuchmaschinen (Fröhlich, 2006), die die Möglichkeiten zum „Wissensklauf“ und die unbefugte Übernahme fremden Geistesgut gravierend vereinfachen. Durch das „Google-Syndrom“ verschärft sich die Situation noch zusätzlich. Es scheint, dass Google heute schon beinahe zum Synonym für die einfache Zugänglichkeit von Wissen geworden ist und überspritzt gesagt nur noch die Inhalte zum Weltwissen gehören, was von Google indiziert wurde (Lehmann, 2005 in: Haber 2006). Zudem stellt das Internet durch seine Unkontrollierbarkeit und Heterogenität eine Vielzahl verschiedenartiger Quellen zur Verfügung, die keinerlei systematische Qualitätssicherung durchlaufen und deren Verwendung erst eine fundierte Reflexion und Quellenkritik vorausgehen muss.

Die heutigen Studierenden, die sogenannten Digital Natives (Prensky, 2001), die überwiegend mit dem Internet und technologischen Neuerungen aufgewachsen sind, scheinen mit deren Handhabung vertraut zu sein und erwecken den Eindruck, als würden sie keinerlei Anleitung für den Umgang benötigen. Dennoch sind sie oft nicht in der Lage, diese elektronischen Helfer effektiv zu nutzen und nach relevanten wissenschaftlichen Informationen zu recherchieren (Heinze et al., 2009). Zusätzlich fehlt es an mangelnder Kenntnis über die Prinzipien eines verantwortungsbewussten, legalen Umgangs mit Informationen und deren Zitationsweisen

Den Studierenden fehlt also, wie die SteFi Studie aufzeigte, nicht nur das Bewusstsein, dass IK eine entscheidende Schlüsselkompetenz für ihren künftigen (Studien)Erfolg darstellt, sondern vor diesem Hintergrund stellt sich immer deutlicher heraus, dass sich das wissenschaftliche Arbeiten im Zuge der digitalen Revolution massgeblich verändert und neue Herausforderungen nach sich zieht (Haber, 2006).

1.3. Fachbezogene, übergreifende und systematische IK-Vermittlung an Schweizer Hochschulen

Um nun oben beschriebenen Problemen entgegenwirken zu können und die kommenden Studierendengenerationen präventiv mit dem notwendigen kognitiven und technischen Kompetenzen auszustatten, wird eine fachbezogene, übergreifende und systematische Vermittlung von IK in der Hochschulausbildung vorgeschlagen. Wichtig ist dabei vor allem die Verknüpfung von IK mit fachlichen Inhalten (Bauer et al., 2007). Ein hilfreicher Ansatz ist die bessere Vernetzung der Hochschulbibliotheken mit den Lehrenden in Form eines Hochschulkompetenzzentrums IK oder der stärkeren Fokussierung der Umsetzung der Teaching Library an Hochschulen (Lux/Sühl-Stromenger, 2004). Die Brisanz des Themas muss allen Beteiligten im Ausbildungssystem verdeutlicht werden und die Kompetenzen

auf sowohl auf Ausbilder- als auch auf der Lernendenseite gestärkt und verbessert werden.

Um nun eine Aussage zum Entwicklungsstand der Schweiz treffen zu können, fasst das folgende Kapitel die Ergebnisse von drei exemplarischen Untersuchungen zusammen, die die Einbindung der IK-Vermittlung in die Curricula von Deutschschweizer Universitäten, Hochschulen und Pädagogischen Hochschulen aufarbeitet.¹ Diese ausgewählten Stichproben ermöglichen eine übergreifende Einschätzung, welchen Stellenwert das Thema in der Schweiz zugewiesen bekommt.

2. Stand der Einbindung von Informationskompetenz an Deutschschweizer Hochschulen

Eine umfassende, systematische Untersuchung, inwiefern IK in die Curricula aller schweizerischen Hochschulen eingebunden ist, würde in der Durchführung sehr umfangreich ausfallen. Neben den Modulbeschreibungen müsste auch die implizite Vermittlung von IK in der Lehre selbst untersucht werden. Hierzu wären aufwändige Instrumente erforderlich, wie beispielsweise Interviews mit Dozierenden, Beobachtungen in Seminaren, Vorlesungen sowie Evaluationen von einzelnen Lehrveranstaltungen.

Die hier vorliegende Untersuchung gibt daher keine repräsentative Übersicht in die IK-Vermittlung an Schweizer Hochschulen, sondern versucht vielmehr einen Einblick zu geben, ob und wie IK überhaupt in Studiengänge eingebunden ist. Die Erhebungen stützen sich dabei auf die detaillierten Beschreibungen der Modul Inhalte von exemplarisch ausgewählten Bachelor-Studiengängen an schweizerischen Universitäten, Fachhochschulen und Pädagogischen Hochschulen.² Dabei wird mittels operationalisierten Begriffskategorien bewertet, welche Inhalte die Modulbeschreibungen bezüglich IK enthalten. Die Daten werden statistisch aufbereitet und anschliessend inhaltlich interpretiert. Nicht berücksichtigt wird die tatsächliche Vermittlung im Unterricht sowie Kompetenzen, welche zwar Teil des Unterrichts sind, aber in den Beschreibungen nicht aufgeführt werden.

Die Untersuchungen erfolgten an den im Herbstsemester 2008 aktuellen Modulbeschreibungen von ausgewählten Bachelorstudiengängen. Hierbei wurden jeweils drei unterschiedliche theoretische Modelle oder Konzepte verwendet, um in einem ersten Schritt mögliche Begriffe zu operationalisieren und anschliessend die Modulbeschreibungen mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse zu untersuchen (Mayring (2002)). Durch die unterschiedlichen Herangehensweisen ist eine Vergleichbarkeit zwischen

¹ Die Ergebnisse beruhen auf drei verschiedenen Arbeiten, die im Rahmen eines Seminars im Bachelorstudium Informationswissenschaft im Herbstsemester 2008 durchgeführt wurden.

² Untersucht wurden die auf den Webseiten der Hochschulen verfügbaren Modulbeschreibungen.

Universitäten, Fachhochschulen und pädagogischen Hochschulen nur sehr beschränkt möglich, dies soll aber für die Schlussfolgerungen auch nicht ausschlaggebend sein. Vielmehr sind die Erhebungen durch folgende Leitfragen gesteuert: Welche Aspekte der IK werden in die Curricula eingebunden? Wie unterscheiden sich einzelne Studienrichtungen untereinander?

2.1. Universitäten

Bei der Datenerhebung für die Universitäten werden die sechs Schritte der Big6Skills als Grundlage genutzt (Eisenberg/Berkowitz, 2008). Das Modell unterteilt den Informationsprozess in sechs Schritte, die jeweils in zwei Unterschritte gegliedert sind:

„Definition der Aufgabe“ (A), „Strategien der Informationssuche“ (B), „Lokalisierung und Zugang“ (C), „Informationsnutzung“ (D), „Synthese“ (E), „Evaluation“ (F) und als zusätzlich hinzugefügte Kategorie „Wissenschaftliches Arbeiten“ (G). Im Bereich der IK-Vermittlung handelt es sich um eines der am weitest verbreitetsten Modelle (Hütte 2006).

Exemplarisch wurden die insgesamt 50 Modulbeschreibungen der Universität Zürich untersucht, weil sie in der Schweiz die grösste Universität ist und angenommen wird, dass sich dadurch ein möglichst grosses Untersuchungsfeld ergibt.

In den untersuchten Modulen war der Big6Skills-Schritt „Synthese“ (E) am häufigsten integriert. Auffallend sind die geringe Anzahl der beiden Kategorien „Definition der Aufgabe“ (A) und die „Evaluation“ (F). In den meisten Modulen, welche Elemente der IK enthalten, werden Fähigkeiten der Kategorie „Synthese“ vermittelt. Genauer heisst dies, dass am meisten Wert darauf gelegt wird, dass die Studierenden eine wissenschaftliche Arbeit verfassen und präsentieren können. Vor allem in der Mathematisch-naturwissenschaftlichen und in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ist dies der Fall. Eine hohe Anzahl Module, welche Lokalisierung sowie Zugang vermitteln, ist vor allem bei der Philosophischen Fakultät zu beobachten. Unterrepräsentiert sind die Fähigkeiten zur Identifikation des Informationsproblems oder Informationsbedarfs sowie die Reflexion und Evaluation des Arbeitsprozesses bezüglich Informationsbeschaffung und dessen Bearbeitung.

2.2. Fachhochschulen

Die Standards der ACRL bilden die theoretische Grundlage für die Erhebung zur Integration von IK in Curricula in Fachhochschulen. Die ACRL Standards beschreiben detailliert, über welche Fähigkeiten ein informationskompetenter Student verfügen muss (Homann, 2002). Die Standards gliedern sich in fünf Punkte, die jeweils mehrere Leistungsindikatoren enthalten:

4. „Art und Umfang der benötigten Information bestimmen“

5. „effizienten und effektiven Zugang verschaffen“
6. „Informationen evaluieren und Quellen kritisch beurteilen“
7. „Informationen effektiv nutzen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen“
8. „Verständnis für ökonomische, rechtliche und soziale Streitfragen“.

Die Untersuchung erfolgte exemplarisch für jeweils einen Bachelor-Studiengang in Betriebsökonomie und einen in Soziale Arbeit an den Fachhochschulen Bern, Nordwestschweiz, Ostschweiz und Luzern. Die Wahl fiel auf die erwähnten Studienrichtungen, da es sich um zwei sehr unterschiedliche Bereiche handelt und jeweils beide Studienrichtungen an den erwähnten Fachhochschulen angeboten werden.

Als übergreifendes Fazit kann festgestellt werden, dass sich die Einbindung der IK in jedem der acht Studiengänge sehr unterschiedlich gestaltet. Des Weiteren deckt keiner dieser Studiengänge alle fünf ACRL Standards komplett ab. Vielmehr werden bei der Einbindung der IK in die Curricula Schwerpunkte gesetzt. Insbesondere der 4. Standard, die Kompetenz, wissenschaftliche Arbeiten und Präsentationen zu erstellen und diese zu vermitteln, wird in sechs von acht Studiengängen zu 100% abgedeckt. Diese Angaben beziehen sich auf die Vermittlung sowohl in Pflicht- wie auch in Wahlfächern. Neben dem 4. Standard wird auch der 3. Standard, die Kompetenz, Informationen kritisch zu analysieren und zu bewerten, in praktisch allen Studiengängen vermittelt.

Der 1. Standard, die Kompetenz, den Informationsbedarf zu bestimmen, und der 5. Standard, die Kompetenz, die Informationen in legaler Weise zu nutzen, werden hingegen in nur rund 50% der Studiengänge vermittelt. Auffallend beim 5. Standard ist zudem, dass der Aspekt des Verstehens von ethischen, rechtlichen und sozio-ökonomischen Streitfragen im Zusammenhang mit Informationen und Informations- und Kommunikationstechnologien in keinem der Studiengänge vermittelt wird.

2.3. Pädagogische Hochschulen

Die Momentaufnahme zur Einbindung von IK an Pädagogischen Hochschulen erfolgt am Beispiel der Studiengänge der pädagogischen Hochschule Zentralschweiz (PHZ). Die PHZ als Untersuchungsgegenstand wurde gewählt, weil sich drei pädagogische Hochschulen zur PHZ vereint haben. Dadurch konnte sichergestellt werden, dass der Untersuchungsgegenstand, obwohl relativ klein, möglichst repräsentativ ist.

Für diese Analyse der Studiengänge wurden zwei Modelle miteinander verglichen. Es handelt sich dabei um das Dynamische Modell der Informationskompetenz (DYMIK) (Homann 2002) mit den Kategorien „Informationsbedarf“, „Informationsquellen“, „Informationszugang“, „Informationserfassung“ und „Informationsbewertung“. Als weitere

Untersuchungsgrundlage für die Operationalisierung der Bewertungskriterien dienen die Module der UNESCO Publikation „Media Education - A Kit for Teachers, Students, Parents and Professionals“ (KIT): „The cultural environment of media“; „Media production“; „Media languages“; „Representations of media“, „The publics in reception“; „Pedagogical stages and strategies“ (UNESCO, 2008). Die Forderungen der UNESCO an die Lehrerbildung wurden als Abgrenzung gewählt, um eine fundierte und anerkannte Grundlage für die Analyse der Lehrerbildung zu erhalten.

Die Untersuchung ergab, dass in den Modulen zu Lehrerbildung (alle Stufen) die Kriterien „Pedagogical stages“ und „Cultural environment of media“ am häufigsten auftreten. Das hohe Vorkommen des Kriteriums „Pedagogical Stages“ scheint nicht weiter verwunderlich, da es für das pädagogische Umfeld aus eigenem Interesse naheliegend ist, IK/MK für pädagogische Zwecke zu verwenden. Als erstaunlich wird das hohe Auftreten des Kriteriums „Cultural environment of media“ angesehen. Dies weil es sich dabei um den sehr spezifischen Bereich der kulturellen Eigenheit von Medien, sowie um die Sozialisation durch Medien (Massenmedien) handelt.

Betrachtet man die Vermittlung der Kriterien im Vergleich zwischen den Bildungsstufen, lässt sich die Aussage machen, dass mit steigender Bildungsstufe das Vorkommen mehrerer Kriterien zunimmt. Zwei Faktoren fallen jedoch besonders ins Auge: Das konstant hohe Vorkommen des Kriteriums „Pedagogical stages“ sowie das sehr geringe Vorkommen der Kriterien „Media production“ und „Representations in the media“ in den Bildungsstufen Grundstufe und Sekundarstufe. Dieses Ergebnis lässt darauf annehmen, dass die Inhalte der Kriterien zu komplex für Kinder und Jugendliche in der Grund- und Sekundarstufe sind und die Fokussierung bei der Grundstufe eher in der Beherrschung der Technik (Nutzung von Medien) als beim Verständnis der Entstehung von Informationen liegt.

3. Fazit

Vergleicht man alle drei untersuchten Felder und deren Ergebnisse fällt dabei die verhältnismässig weit fortgeschrittene Integration von IK an Schweizer Fachhochschulen auf. Weniger erstaunlich hingegen ist das Ergebnis, dass die Vermittlung von IK sowohl auf universitärer Stufe, als auch in der Pädagogischen Hochschule sehr häufig nicht in Pflichtmodulen, sondern in zusätzlich angebotenen Wahlkursen stattfindet. Auf Stufe der Pädagogischen Hochschulen ist bemerkenswert, dass die IK-Vermittlung an zukünftige Lehrer keinen hohen Stellenwert besitzt, sondern erst in nicht obligatorischen Nachdiplomkursen verstärkt auf den IK-Förderung Wert gelegt wird.

Der Anfang und das Ende des Informationsprozesses (Informationsbedarf bestimmen und Quellen nach ethischen und ökonomischen Kriterien beurteilen) ist in allen drei

Untersuchungen auffallend wenig in die Curricula eingebunden. Die Kategorien „Informationen nutzen“ und „evaluieren“ sind jedoch jeweils relativ häufig vertreten. Diese Kompetenzen waren bereits vor dem Internetzeitalter wichtig. Im Gegensatz dazu gewinnen der ethische Umgang mit Informationen durch neue technische Möglichkeiten und neue Informationsquellen sowie die damit verbundene Datenflut zunehmend an Bedeutung. Es scheint, dass in den meisten Studiengängen die Wichtigkeit dieser neuen Kompetenzen noch zu wenig erkannt wird und sie deshalb weniger vermittelt werden. Die Bestimmung des Informationsbedarfs sowie die Themeneingrenzung bereiten vielen Studierenden erhebliche Probleme (Heinze, 2009). Die Untersuchungen zeigen, dass dieser Aspekt aber relativ schlecht eingebunden wird.

Ein Grund, weshalb IK in den meisten Studiengängen zu wenig vermittelt wird, ist vermutlich die Annahme der Lehrenden und Studiengangverantwortlichen, dass die Studenten bereits über entsprechende Kompetenzen verfügen. Zwar besitzen die Mehrzahl der Studenten eine gymnasiale bzw. eine berufliche Maturität, jedoch impliziert dies keine fundierten Kenntnisse in Sachen IK, da auf dieser Ausbildungsstufe das wissenschaftliche Arbeiten nicht im Vordergrund steht. Zudem ändern sich die Bedürfnisse der Studierenden mit den Anforderungen des Studiums. Wichtig ist dabei eine sukzessive und regelmässige Vermittlung von Inhalten auf verschiedenen Stufen, die sich an den unterschiedlichen Kompetenzen orientiert (Böller, 2008).

Die vorliegenden Ergebnisse stellen einen ersten Anhaltspunkt dar, inwieweit IK in den Curricula an Schweizerischen Hochschulen eine Rolle spielt und wie ausgeprägt das Bewusstsein nach der Notwendigkeit dieses Themas bei der Unterrichtsgestaltung ist. Diese Momentaufnahme bietet einen Einstiegspunkt für weitere Anschlussforschung, die für eine systematische Bewertung notwendig erscheinen:

Zusätzlich zu den Modulbeschreibungen liesse sich beispielsweise systematisch untersuchen, welche Veranstaltung oder Kurse die Schweizer Hochschulbibliotheken zum Thema IK anbietet und inwiefern diese in die Curricula der Studiengänge integriert sind. Daraus lassen sich einerseits weitere Gründe für den derzeitigen Stand der Integration von IK ermitteln. Andererseits wird dadurch auch ein Vergleich zwischen den einzelnen Hochschulen bzw. Hochschulbibliotheken möglich. Nicht zuletzt sollten die Studierenden mit ihren Bedürfnissen direkt in die Untersuchungen mit eingebunden werden, sei dies durch Feldbeobachtungen oder Interviews sowie Fragebögen zum Informationsverhalten.

Literaturverzeichnis

- American Library Association Presidential Committee on Information Literacy (1989). Final report. <http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/publications/whitepapers/presidential.cfm> [2009-07-11].
- Bauer, L., Böller, N., Herget, J. & Hierl, S. (2007). Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz in der Hochschullehre: Das DIAMOND-Konzept. In: *arbedo*. Jg. 22, Heft 4, S. 35-39.
- Berkowitz, B. & Eisenberg, M.: What ist the Big6? <http://www.big6.com/what-is-the-big6/> [2009-07-11].
- Böller, N., Herget, J. & Hierl, S. (2008). Knowledge-enhancing Helix: An Approach for Developing Key Academic Skills at Universities. A Case Study. In: *Journal of Systemics, Cybernetics and Informatics*, S. 24-31.
- Fröhlich, G. (2006). Plagiate und unehrliche Autorenschaften. In: *Information Wissenschaft & Praxis*. Vol. 57, Heft 2, S. 81-89.
- Haber, P. (2006). Geisteswissenschaften im digitalen Zeitalter. Eine Zwischenbilanz. <http://www.hist.net/datenarchiv/haber/texte/106835.pdf> [2009-07-11].
- Heinze, N.; Fink, J.; Wolf, S. (2009). Informationskompetenz und wissenschaftliches Arbeiten: Studienergebnisse und Empfehlungen zur wissenschaftlichen Recherche im Hochschulstudium. Arbeitsbericht 21. http://opus.bibliothek.uni-augsburg.de/volltexte/2009/1396/pdf/imb_Arbeitsbericht_21.pdf [2009-07-11].
- Homann, B. (2002). Standards der Informationskompetenz. Eine Übersetzung der amerikanischen Standards der ACRL als argumentative Hilfe zur Realisierung der „Teaching Library“. *Bibliotheksdienst*, 36 (5), S. 625 - 638.
- Hütte, M. (2006). Zur Vermittlung von Informationskompetenz an Hochschulbibliotheken – Entwicklung, Status quo, und Perspektiven. Köln: Fakultät für Informations- und Kommunikationswissenschaften Fachhochschule Köln. http://eprints.rclis.org/archive/00008476/01/MT-_Mario-_Huette.pdf [2009-07-11].
- Ingold, M. (2005). Das bibliothekarische Konzept der Informationskompetenz. Ein Überblick. In: Umlauf, K. (Hrsg.): *Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft*. Heft 128. Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlauf/handreichungen/h128/h128.pdf> [2009-07-11].

Klatt, R.; Gavriilidis, K.; Kleinsimlinghaus, K.; Feldmann, M.; u. a. (2001). Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Information in der Hochschulausbildung. Barrieren und Potentiale der innovativen Mediennutzung im Lernalltag der Hochschulen. Kurzfassung. Dortmund. <http://www.stefi.de/download/kurzfas.pdf> [2009-07-11].

Lux, Claudia; Sühl-Strohmeier Wilfried (2004). Teaching Library in Deutschland: Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe für öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken. Wiesbaden: Dinges & Frick.

Martin, A. & Grudziecki, J. (2006). DigEuLit: Concepts and Tools for Digital Literacy Development. <http://www.ics.heacademy.ac.uk/italics/vol5iss4/martin-grudziecki.pdf> [2009-07-07].

Mayring, P. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Beltz.

Prensky, M. (2001). Digital Natives, Digital Immigrants, In: On The Horizon, MCB University Press, Vol. 9 No. 5.

UNESCO (2008). International Expert Group to develop teacher training curricula for media and information literacy. Paris: UNESCO House. http://portal.unesco.org/ci/en/ev.php-URL_ID=27070&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html [2009-07-11].

**„Zitat und Plagiat“ –
eine Veranstaltung zur Vermittlung von Informationskompetenz
an der UB Stuttgart und ihre Integration in die Lehre
an der Universität**

Markus Malo

Universitätsbibliothek Stuttgart
Holzgartenstr. 16
D-70174 Stuttgart
Markus.Malo@ub.uni-stuttgart.de

Abstract

Das Netzwerk Informationskompetenz hat im Jahr 2006 die „Information Literacy Competency Standards for Higher Education“ der Association of College and Research Libraries in den USA übersetzt, an die Belange deutscher Hochschulbibliotheken angepasst und publiziert. Zu diesen Standards, nach denen das Schulungsprogramm der UB Stuttgart aufgebaut ist, zählt auch die Beachtung der gesetzlichen Grundlagen und der ethischen Konventionen wissenschaftlichen Arbeitens als Bestandteil von Informationskompetenz.

Die Veranstaltung „Zitat und Plagiat“ ist sowohl Bestandteil des curricular nicht bzw. nur teilweise eingebundenen Schulungsprogramms als auch eines mit 3 Leistungspunkten bewerteten Schlüsselqualifikationsmoduls, das die UB Stuttgart anbietet. In dieser Veranstaltung werden sowohl die rechtlichen Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens behandelt als auch die wissenschaftsethischen Grundlagen, wie sie etwa im DFG-Papier von 1998 niedergelegt sind, und die institutionellen Konkretisierungen dieser Regeln kurz dargestellt. Den Abschluss der Veranstaltung bildet ein präventiver Ausblick auf intellektuelle und technische Möglichkeiten der Plagiatserkennung.

1. Theoretischer Überbau

Im Jahr 2005 hat sich das „Netzwerk Informationskompetenz Baden-Württemberg“ (NIK-BW) konstituiert.¹ Das Netzwerk besteht aus Vertretern der zwei Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart sowie der neun Universitätsbibliotheken. Weiterhin nehmen teil jeweils ein Vertreter der Fachhochschul- sowie der Pädagogischen Hochschulbibliotheken des Landes. Die Bibliotheken entsenden in dieses Netzwerk die lokalen Koordinatoren ihrer Informationskompetenzangebote, die sie ihren Benutzern anbieten.

Die Tätigkeit der Netzwerker besteht neben dem Austausch von Gedanken und Ideen hauptsächlich in der Entwicklung neuer institutionenübergreifend nutzbarer Angebote und Materialien, der Evaluierung und ggf. Implementierung externer Angebote in die eigenen Strukturen sowie in gemeinsamen Weiterbildungsaktivitäten für die Kolleginnen und Kollegen, die mit der Vermittlung von Informationskompetenz beschäftigt sind. Darüber hinaus steht die gemeinsame Formulierung von Standards und Zielen zur Vermittlung von Informationskompetenz im Fokus der Gremienarbeit.

Die erste Publikation von Arbeitsergebnissen dieses Gremiums waren 2006 die „Standards der Informationskompetenz für Studierende“². Das Netzwerk Informationskompetenz hat im Jahr 2005 während einer Arbeitstagung im Mathematischen Forschungsinstitut Oberwolfach die „Information Literacy Competency Standards for Higher Education“³ der Association of College and Research Libraries in den USA übersetzt, an die Belange deutscher Hochschulbibliotheken angepasst und publiziert. Das Netzwerk konnte hierbei vor allem von den Vorarbeiten seines Mitglieds Benno Homann (UB Heidelberg) profitieren, der bereits in früheren Publikationen auf die Notwendigkeit der Standardisierung von Lernzielen aufmerksam gemacht und eine erste Fassung der Übersetzung der amerikanischen Standards unternommen hat (Homann, 2002)⁴. Diese Standards „beschreiben und strukturieren Qualifikationen, über die Studierende nach der Teilnahme an entsprechenden Schulungs-/Lehrveranstaltungen verfügen sollen. Die Standards werden durch Indikatoren präzisiert und durch Beispiele veranschaulicht“ (Standards der Informationskompetenz für Studierende, 2006, S. 4). Im Anschluss an einen Round Table der Dienstleistungskommission des deutschen Bibliotheksverbands (DBV) mit Vertretern aller deutschen Informationskompetenz-AGs im Herbst 2008 ist eine gekürzte Fassung dieser Standards formuliert und als Vorschlag in die Frühjahrssitzung 2009 der Sektion IV des DBV eingebracht worden. Derzeit wird diskutiert, inwieweit sie

¹ <http://www.informationskompetenz.de/index.php?id=14>

² http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2008/3714/pdf/ik_Broschuere_01.pdf

³ <http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/standards/standards.pdf>

⁴ vgl. auch Homann (2007).

auch überregional als gemeinsame Grundlage für die Argumentation der Bibliotheken nach aussen eine Rolle spielen können.

Im Rahmen der neuen Bologna-Studiengänge sind die Standards hilfreich, um in die Studiengänge integrierte Lehrveranstaltungen – etwa im Rahmen fachübergreifender Schlüsselqualifikationen – auf einer anerkannten und nachvollziehbaren Basis zu entwerfen. Die Standards sind dabei so weit skalierbar, dass sich sowohl kürzere, in andere Lehrveranstaltungen integrierte bibliothekarische Unterrichtseinheiten, als auch semesterlange Veranstaltungen damit konzipieren lassen.

Die fünf Standards beschreiben in abstrakter Form Kompetenzen, die in den IK-Veranstaltungen der Bibliotheken vermittelt werden sollen und gliedern sich wie folgt:

Informationskompetente Studierende

1. erkennen und formulieren ihren Informationsbedarf und bestimmen Art und Umfang der benötigten Informationen
2. verschaffen sich effizient Zugang zu den benötigten Informationen
3. bewerten die gefundenen Informationen und Quellen und wählen sie für ihren Bedarf aus
4. verarbeiten die gewonnenen Erkenntnisse effektiv und vermitteln sie angepasst an die jeweilige Zielgruppe und mit geeigneten technischen Mitteln
5. sind sich ihrer Verantwortung bei der Informationsnutzung und -weitergabe bewusst.

2. Führungen und Schulungen an der UB Stuttgart

Die Universitätsbibliothek Stuttgart (UBS) bietet schon seit längerer Zeit „Benutzerschulungen“ an, die vor allem aus den traditionellen Bibliotheksführungen bestanden, die durch eine Katalogeinführung – zuerst in die Zettelkataloge des Bibliothekssystems, später dann in den OPAC des Bibliothekssystems – ergänzt wurden. Mit der neuen Unübersichtlichkeit, die die neuen Medien auch im Bereich der Informationsbeschaffung bewirkt haben, hat sich dieses traditionelle Konzept zunehmend überholt und Veranstaltungen zur Vermittlung von Informationskompetenz sind an deren Stelle getreten. Diese Veranstaltungen sind thematisch wesentlich stärker ausdifferenziert und tragen ausserdem neueren Erkenntnissen aus dem Bereich der Hochschuldidaktik Rechnung,⁵ indem sie nicht mehr auf blosse „Wissensvermittlung“ setzen, sondern etwa mit aktivierenden Methoden zur Förderung der Kompetenzen der Teilnehmer arbeiten.

⁵ Zum aktuellen Stand der Hochschuldidaktik vgl. Dummann / Jung / Lexa / Niekrenz (2007). Gegenwärtige Konzepte der Teaching Library stellen Lux / Sühl-Strohmenger (2004) und Krauss-Leichert (2007) vor.

Die zweite und dritte Stufe des Schulungsprogramms sind curricular nicht integriert und ihre Veranstaltungen können von Interessierten nur nach Anmeldung zu den festgelegten Terminen gebucht werden. Die Sitzungen können in beliebiger Reihenfolge belegt werden, es wird aber empfohlen, zunächst die Veranstaltung der Grundstufe zu besuchen. Erfahrungsgemäss kommen zu den Veranstaltungen der zweiten und dritten Stufe nur wenige, dafür aber sehr interessierte Teilnehmer mit teilweise sehr speziellen Problemen, die häufig nicht coram publico geklärt werden können, sondern im Anschluss an die Veranstaltung in Einzelgesprächen besprochen werden müssen. Rühmliche Ausnahmen bei der Teilnehmeranzahl sind die fast immer ausgebuchten Veranstaltungen zu Citavi, dem von der Universität Stuttgart lizenzierten Literaturverwaltungsprogramm, die demnächst auch als Online-Modul verfügbar sein soll, sowie die Veranstaltung „Zitat und Plagiat“, die vor allem durch die öffentlichkeitswirksam ausgetragenen Debatten um die Neufassung des Urheberrechts sowie die Debatte um die Digitalisierung urheberrechtlich geschützten Materials durch Google⁸ und ihre Auswirkungen auf den Wissenschaftsbereich starken Zuspruch auch vom wissenschaftlichen Personal der Universität erhält.

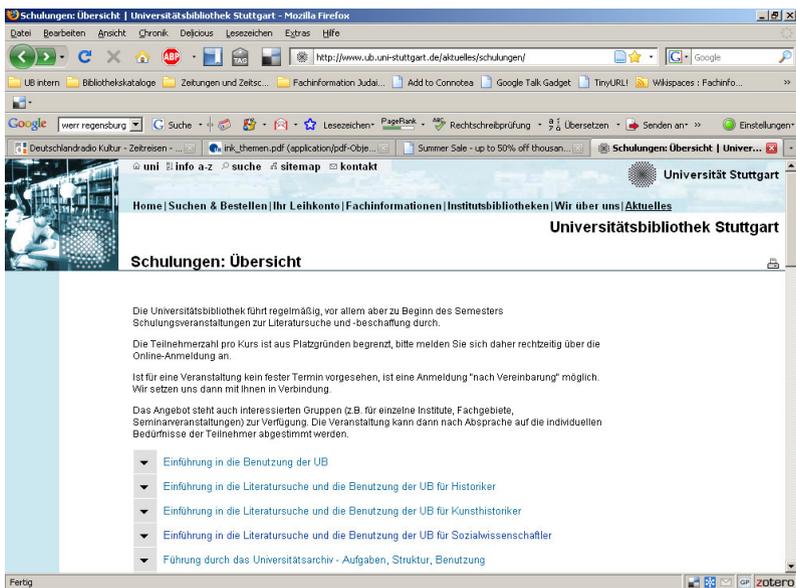


Abbildung 2: Schulungsangebot der UB Stuttgart

⁸ Vgl. hierzu etwa den „Heidelberger Appell“, der die Debatte um die Neufassung des Urheberrechts, die Open-Access-Bewegung und das Vorgehen von Google in unzulässiger Weise vermischt: <http://www.textkritik.de/urheberrecht/>.

Im Rahmen der fächerübergreifenden Schlüsselqualifikationen, die von Bachelor-Studierenden besucht werden müssen, bietet die Bibliothek ein Modul „Wissenschaftliches Arbeiten“ an,⁹ das von wechselnden Dozenten der Universitätsbibliothek und externen Gästen gestaltet wird. Dieses Modul, das im Wintersemester 2009/2010 erstmals und zunächst nur für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer angeboten wird, basiert auf einigen der oben kurz vorgestellten Angeboten und wird ergänzt durch einen Fachblock von drei Doppelstunden, in denen fachspezifische Informationskompetenz, hier vor allem Nutzung von fachlich relevanten Datenbanken, korrektes Zitieren, Publikationsstrukturen des Faches etc., vermittelt wird. Als Prüfungsleistung für diese mit 2 Semesterwochenstunden durchgeführte und mit drei Leistungspunkten bewertete Veranstaltung werden vor allem dokumentierte Rechercheübungen in verschiedenen fachübergreifenden und fachspezifischen Katalogen und Datenbanken verlangt oder – bei Interesse der Teilnehmer – alternativ ein Referat.

3. Die Integration der Veranstaltung „Zitat und Plagiat – Wissenschaftliches Arbeiten im Einklang mit dem Urheberrecht und wissenschaftsethischen Grundsätzen“ in das Lehrangebot der UBS

Die Veranstaltung „Zitat und Plagiat“ ist sowohl Bestandteil des curricular nicht eingebundenen Schulungsprogramms als auch des von der Universitätsbibliothek angebotenen Schlüsselqualifikationen-Moduls. Je nach Teilnehmeranzahl im Schlüsselqualifikationsmodul kann diese Sitzung über die Schulungsdatenbank auch für zusätzliche Einzelteilnehmer angeboten werden. Darüber hinaus wird die Veranstaltung an Zusatzterminen ausschliesslich für Einzelteilnehmer angeboten. Bislang zog diese Veranstaltung, die schon viermal angeboten wurde, grosses Interesse auf sich (ca. 10 – 40 Teilnehmer pro Sitzung), wobei fast immer die Gefahr bestand, dass die Sitzung in eine – nicht zulässige – Rechtsberatung für einzelne Teilnehmer abzurutschen drohte. Hier ist der Dozent deshalb aufgerufen, das Veranstaltungskonzept nicht allzu weit zugunsten des Eingehens auf die Interessen einzelner Teilnehmer zu ignorieren.

Die meisten Teilnehmer konnte die Veranstaltung verbuchen als sie von Dr. Harald Müller vom Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht im Januar 2009 abgehalten wurde. Inhaltlich ist dieses Verfahren – eine Urheberrechtsveranstaltung von einem ausgewiesenen Experten auf diesem Gebiet abhalten zu lassen – sicherlich die

⁹ Ein anderes, stärker auf bibliothekarische Dienstleistungen zugeschnittenes Konzept für ein solches, von der Bibliothek verantwortetes Modul stellt Iki (2006) vor. Die Besonderheit dieser „Studieneinheit“ liegt in einer sehr engen Kooperation mit den philologischen Fachbereichen sowie dem Studiengang Informationswissenschaft der Universität Regensburg. – Die jeweils aktuellen Informationen zur Studieneinheit finden sich unter <http://www.bibliothek.uni-regensburg.de/ubr/ink/index.html>.

bestmögliche Lösung, die aber natürlich nur in Ausnahmefällen – hier war es die Kopplung mit einer Veranstaltung für Dozierende an der Universität Stuttgart über rechtliche Probleme bei der Nutzung von elektronischen Semesterapparaten – zu realisieren ist, da es hier häufig zu Termenschwierigkeiten kommen kann und immer zumindest die Reisekosten des Referenten bezahlt werden müssen.

Die Veranstaltung „Zitat und Plagiat – Wissenschaftliches Arbeiten im Einklang mit dem Urheberrecht und wissenschaftsethischen Grundsätzen“ dauert neunzig Minuten und ist – wie die übrigen Bibliotheksveranstaltungen auch – in die Vorlesungszeiten der Universität eingetaktet. Sie besteht aus zwei Themenblöcken. Der erste Block behandelt die rechtlichen Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens soweit sie im „Gesetz über Urheberrecht und verwandte Schutzrechte“ (UrhG) niedergelegt sind.

Ausgangspunkt der Sitzung ist die Erkenntnis, dass wissenschaftlicher Fortschritt nicht voraussetzungslos ist, sondern – unter anderem – auf der kritischen Auseinandersetzung der Gelehrten mit den publizierten geistigen Leistungen anderer Wissenschaftler aufbaut.¹⁰ Diese Publikationen sind einerseits innerhalb der gesetzlichen Schutzfristen durch das Urheberrecht geschützt, so dass dem Urheber bestimmte Rechte (z.B. unveräußerliche Persönlichkeitsrechte, veräußerliche Verwertungsrechte) zustehen. Andererseits schaffen die Schranken einen Ausgleich zwischen den Rechten des Urhebers und den berechtigten Interessen der Allgemeinheit.

In der Veranstaltung werden die wesentlichen Paragraphen, die die Rechte des Urhebers definieren (§§ 12-14, Urheberpersönlichkeitsrecht, §§ 64-69, Schutzfristen, §§ 31-44 Verwertungsrechte) auszugsweise vorgestellt und in Beziehung gesetzt zur Situation der Studierenden, die ja einerseits stark darauf angewiesen sind, sich urheberrechtlich geschütztes Wissen bzw. dessen Aufbereitung anzueignen, die aber andererseits bereits mit der Abfassung erster Seminararbeiten selbst zu Urhebern werden. Dadurch sollen sie sensibilisiert werden für den juristisch korrekten Umgang mit den geistigen Leistungen anderer.¹¹ Diese Sensibilisierung leitet über zu den Schrankenregelungen des Urheberrechts (§§44a-63a), die es ihnen ja überhaupt erst ermöglichen, wissenschaftlich zu arbeiten. Hier stehen im Zentrum vor allem der § 53 (Vervielfältigungen zum privaten

¹⁰ Mit dieser These ist das Problem des wissenschaftlichen Fortschritts angerissen, das in dieser Veranstaltung jedoch aus zeitlichen Gründen nicht thematisiert werden kann. Die Veranstaltung rettet sich mit einem Hinweis auf Merton (1983), der die These von der Kumulation des Wissens durch die Metapher der Zwerge, die – auf den Schultern von Riesen sitzend – weiter sehen als diese selbst, kritisch hinterfragt. Mit seiner Darstellung der ideengeschichtlichen Wandlungen, die dieses Gleichnis über die Jahrhunderte erfahren hat, wird diese These modifiziert und auf die historisch und sozial bedingte Konstruktion von Wissen hingewiesen.

¹¹ Einen kurzen und lesbaren Überblick über das Plagieren bietet Posner (2007), der ohne juristische Terminologie die wesentlichen Merkmale des Plagiats herausarbeitet.

und sonstigen eigenen Gebrauch) und der § 51 (Zitate) in Verbindung noch einmal mit dem § 14 (Entstehung des Werkes).

Nach dieser Einführung in die rechtlichen Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens folgt ein Themenblock, der die wissenschaftsethischen Fragen aufgreift, die ja in einem engen Zusammenhang mit der rechtlichen Problematik stehen. Ausgehend von einem – im allgemeinen leicht aufzufindenden – aktuellen Fall wissenschaftlichen Fehlverhaltens werden die im DFG-Papier von 1998 niedergelegten „Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“¹² sowie die bestehenden institutionellen Konkretisierungen¹³ dieser Vorschläge kurz vorgestellt und auf ihre Verbindlichkeit hingewiesen. Dass sich wissenschaftliches Fehlverhalten nicht auf Verstöße gegen urheberrechtliche Bestimmungen reduzieren lässt, zeigen die Hinweise auf das Plagieren und Zitieren von urheberrechtlich nicht bzw. nicht mehr geschütztem Material, dessen korrekte Kennzeichnung als Zitat, Paraphrase o.ä. zur Wahrung der intersubjektiven Nachprüfbarkeit der Argumentation ein zentrales Kriterium der Wissenschaftlichkeit des eigenen Textes darstellt.

Den Abschluss der Veranstaltung bildet ein kurzer Ausblick auf Instrumente, mit denen sich wissenschaftliches Fehlverhalten in Publikationen nachweisen lässt.¹⁴ Dies beginnt mit einer kurzen Charakterisierung der klassischen Erkennungszeichen eines Textplagiats (uneinheitliche Terminologie, logische Inkonsistenzen, unterschiedlicher Sprachduktus in unterschiedlichen Textpassagen etc.) und endet mit der Vorstellung von Tools – beginnend bei der einfachen String-Suche in den diversen Google-Suchmaschinen, mit denen sich Netzpublikationen identifizieren lassen, in denen sich textidentische Passagen befinden –, die an verschiedenen Hochschulen zur Plagiatserkennung im Einsatz sind. Dieser letzte Programmpunkt soll hauptsächlich abschreckende Funktion haben.

Literaturverzeichnis

Dummann, K., Jung, K., Lexa, S. & Niekrenz, Y. (2007). Einsteigerhandbuch Hochschulelehre. Aus der Praxis für die Praxis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Homann, B. (2002). Standards der Informationskompetenz. Eine Übersetzung der amerikanischen Standards der ACRL als argumentative Hilfe zur Realisierung der „Teaching Library“. In: Bibliotheksdienst 36 (2002), S. 625–638.

¹² http://www.dfg.de/aktuelles_presse/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_0198.pdf

¹³ <http://www.uni-stuttgart.de/forschung/?id=41>

¹⁴ Hilfreich ist hier vor allem ein Hinweis auf das „Portal Plagiat“ von Deborah Weber-Wulff von der HTW Berlin: <http://plagiat.htw-berlin.de/>.

Homann, B. (2007). „Standards und Modelle der Informationskompetenz – Kooperationsgrundlage für bibliothekarische Schulungsaktivitäten“. In: Krauss-Leichert, Ute (Hrsg.) (2007), S. 81-99.

Iki, N. (2006). Die Regensburger Studieneinheit „Informationskompetenz (information literacy)“ (INK) – eine Kooperation von Bibliothek und Universität. In: Bibliotheksdienst 40 (2006), S. 619–624.

Krauss-Leichert, U. (Hrsg.) (2007): Teaching Library. Eine Kernaufgabe für Bibliotheken. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Lux, C. & Sühl-Strohmer, W. (2004). Teaching Library in Deutschland. Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe für Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliotheken. 1. Aufl., Wiesbaden: Dinges & Frick GmbH. (B.I.T.-online Innovativ, Bd. 9).

Malo, M. (2006). Vermittlung von Informationskompetenz an der UB Stuttgart. In: Bibliotheksdienst 40 (2006), S. 625–630.

Merton, R. K. (1983). Auf den Schultern von Riesen : ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Posner, R. A. (2007). The little book of plagiarism. New York, NY: Pantheon Books.

Standards der Informationskompetenz für Studierende (2006). Vermittlung von Informationskompetenz an deutschen Bibliotheken / Netzwerk Informationskompetenz Baden-Württemberg (NIK). Mannheim.

Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis (1998). Empfehlungen der Kommission "Selbstkontrolle in der Wissenschaft"; Denkschrift / Deutsche Forschungsgemeinschaft. Weinheim: Wiley-VCH.

Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen

Samuel Weibel

Hochschule der Künste Bern
Musikbibliothek
Papiermühlestr. 13j
CH-3011 Bern
samuel.weibel@hkb.bfh.ch

Abstract

Hochschulbibliothek können entscheidende Dienstleistungen zu einem sinnvollen Umgang mit Plagiarismus anbieten. Hierzu zählen klassische Präventionsdienste im Sinne einer Teaching Library, aber auch Beiträge im Bereich präventiv wirkender Plagiatsaufdeckung, -sanktion und -intervention. Bibliotheken können sich als zentrale »Plagiarism Advisory Services« positionieren und mit vielfältigen Leistungen zur Minderung des Plagiatsproblems beitragen. Diese helfen mit, Bibliotheken als gewichtige Partner von Lehre und Forschung zu etablieren.

1. Bibliothekarische Beiträge zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen

Bibliotheken als die Experten für wissenschaftliche Information an Hochschulen verfügen über besondere Kompetenzen und breites Wissen, die zu einem erfolgreichen Umgang mit wissenschaftlichem Plagiarismus beitragen können. Hochschulbibliotheken sind Spezialisten für die Bereitstellung, Erschliessung, Vermittlung und Recherche von Informationen, für eine professionelle wissenschaftliche Informationsversorgung und -beratung auf höchstem Niveau. Sie sind gleichzeitig Partner von Dozierenden und Studierenden und somit von Lehre, Forschung und Studium. Insbesondere aber kennen und beherrschen sie die relevanten Recherche- und Nachweisinstrumente, welche von Studierenden, Plagiatoren und Dozenten verwendet werden bzw. anzuwenden sind. Mit diesen Alleinstellungsmerkmalen sind sie prädestiniert und gefordert, wertvolle Dienste bei der Plagiatsbekämpfung einzubringen.

Wirkungsvolle Initiativen zur Plagiatsreduzierung müssen verschiedene Ansätze kombinieren, um den verschiedenen Ursachen und Erscheinungsformen von Plagiarismus Rechnung zu tragen. Als Grundkonzept empfiehlt sich ein präventionsorientiertes Vier-Säulen-Modell mit den Pfeilern Definition, Detektion, Intervention/Sanktion und Prävention (vgl. ausführlich Weibel, 2009).

2. Definition

Plagiarismus ist ein unrechtmässiger Akt, mit oder ohne Vorsatz in der Öffentlichkeit fremdes intellektuelles Schaffen als eigenes auszugeben (Carroll, 2002: 9). Es handelt sich um Diebstahl geistigen Eigentums, um eine unrechtmässige Aneignung fremden Geistesguts (Fröhlich, 2006: 81). Aktuelle repräsentative Befragungen belegen eine studentische Plagiatsquote von etwa 25% bis über 35 % (z. B. McCabe, 2005: [5]; Shepherd, 2006: 1). Dies bedeutet: Ein Viertel bis ein Drittel der Studierenden übernimmt mindestens einmal während des Studiums bewusst fremde Gedanken oder Texte ohne Quellenangabe. Wegen der antwortverzerrenden Effekte sozialer Erwünschtheit muss tendenziell von einer noch höheren Vergehensquote ausgegangen werden. Das Grundproblem ist zumeist mangelndes Deliktsbewusstsein: Drei Viertel der nordamerikanischen Studierenden (77 %) sehen »cut and paste plagiarism« als nur leichtes bis mittelschweres Vergehen (McCabe, 2005: [7f.]). Hintergrund bildet oft eklatantes Unwissen. So erachtet ein Drittel von deutschen Studierenden Ghostwriting nicht als Plagiarismus (Sattler, 2007: 157 bzw. 260), und viele Studierende kennen die massgeblichen Unterscheidungskriterien zwischen Zitat, Paraphrase und Plagiat nicht (Roig, 1997: 118). Solche Missstände gehen auf klare Lehrversäumnisse zurück, die

jedoch mit gezielten Schulungen behoben werden können. Diese Kurse richten sich dabei nicht nur an Studierende. Erste Zielgruppe sind die Hochschuldozenten, welche ihren Studierenden die nötigen Kenntnisse wegen eigener Wissenslücken oder aus Nachlässigkeit nicht adäquat vermitteln.

Als Anbieter von flächendeckenden Dozentenkursen bieten sich Hochschulbibliotheken mit ihrer jahrelangen Erfahrung in Informationsdienstleistungen an. Die Schulungen sollten über das Ausmass studentischer Plagiatsaktivität informieren und klarstellen, dass Plagiarismus kein vernachlässigbares Kavaliersdelikt ist. Sie müssen die verschiedenen Plagiatsformen erläutern und fehlende Kenntnisse vermitteln. Unbedingt haben sie die Dozenten zu konsequentem Handeln nach institutionellen Richtlinien zu verpflichten, denn viele Professoren bewerten und sanktionieren studentische Plagiate nach eigenen, subjektiven Kriterien bzw. nach Gutdünken (Flint/Clegg/Macdonald, 2006: 152). Die Dozenten sind in diesem Zusammenhang auch an ihre persönliche Vorbildfunktion zu erinnern. Plagiatsaufklärung heisst somit neben Wissensvermittlung auch Verhaltenssensibilisierung.

3. Detektion

Dozentenschulungen haben auf jeden Fall Techniken zur Plagiatsaufdeckung zu vermitteln. Laut einer britischen Untersuchung werden nur gerade 3 Prozent der studentischen Plagiatoren ihres Vergehens überführt (Eaton, 2004: 70). Eine höhere Aufdeckungsquote gebieten nicht nur Fairness, sondern auch Präventionserwägungen. Viele Plagiatoren verschaffen sich durch ihr Fehlverhalten Wettbewerbsvorteile und bessere Noten. Entsteht nun der Eindruck, nur mit unlauteren Mitteln gute Beurteilungen erzielen zu können, beginnen selbst ehrliche Studierende zu plagieren, um nicht benachteiligt zu werden (McCabe, 2005: [9]). Dozenten sind deshalb mit dem Rüstzeug für eine effiziente Plagiatserkennung auszustatten. Im Vordergrund steht die Sensibilisierung für Anzeichen von Plagiarismus sowie die Vermittlung von Methoden und Fähigkeiten zur Quellensuche. Am besten würden die Dozenten in klassischen Informationskompetenz-Kursen mindestens ebenso informationskompetent gemacht werden wie ihre Studierenden (vgl. Weber, 2007: 93).

Gut bewähren sich Methoden des Integrierten Lernens, also die Kombination von Präsenzveranstaltungen und Formen von E-Learning. In Präsenzschulungen sorgt die Bibliothek für die nötige Lernmotivation und das Basiswissen, welches die Teilnehmer später selbstständig mithilfe von Online-Tutorials vertiefen. Eine solche Lerneinheit für Plagiatserkennung und zur Kontrolle der eigenen Detektionsfähigkeiten bietet etwa Debora Weber-Wulff mit ihrem Onlinekurs *Fremde Federn Finden* (Weber-Wulff, 2007).

Plagiatsdetektion ist zum grössten Teil Handarbeit. Aufmerksames Lesen und ein Gespür für typische Plagiatsanzeichen sind die wichtigsten Elemente des Erkennungsprozesses (Weber-Wulff/Wohnsdorf, 2006: 93f.). Für eine erste Suche nach Plagiatsquellen im Internet genügt oft der Rückgriff auf gängige Suchmaschinen, zumal diese auch von den Plagiatorinnen eingesetzt werden. Kostenlose Suchprogramme berücksichtigen indes nur das Visible Web, nicht aber das Deep Web. Kommerzielle Analyseprogramme wie Turnitin, die auch kostenpflichtige Datenbanken und eigene Hausdatenbanken einbeziehen, stellen darum eine sinnvolle Ergänzung dar. Sie sind zweckmässige Hilfsmittel zum Ermitteln von elektronischen Plagiatsquellen, die Plagiatserkennung selbst können sie aber nicht leisten.

Der Einsatz von Plagiatsdetektions-Software wirkt in erster Linie präventiv und sehr erfolgreich. Weil die flächendeckende Prüfung von Arbeiten jedoch rechtlich (vgl. Kuhring, 2006: 1f.) wie auch moralisch (vgl. Behrendt, 2007: 49) heikel sein kann und von Kritikern als reine Symptombekämpfung verurteilt wird (vgl. Tekster, 2008: 8), setzen etliche Hochschulen die Prüfsoftwares nur im konkreten Verdachtsfall ein. Die Hochschule der Künste Bern erwog dabei die Schaffung eines zentralen Prüfdienstes in der Musikbibliothek, an den die Dozenten verdächtige Texte hätten einreichen können. Die Idee wurde mit Rücksicht auf die föderale Eigenständigkeit der Fachbereiche zwar fallengelassen. Im Fachbereich Musik hat sich das Bibliotheksangebot auf informeller Ebene aber gut etabliert. Sebastian Sattler regt solche Prüfzentren sogar zur flächendeckenden Kontrolle aller Arbeiten an (Sattler, 2007: 196f.). Sie entlasten die Dozenten vom Aufwand der Plagiatssuche, -dokumentation und -verfolgung und ermöglichen eine professionelle Plagiatsdetektion mit grosser Abschreckungswirkung.

4. Intervention, Sanktion

Das schweizerische Recht taxiert Plagiarismus als Urheberrechtsverletzung und als Form von geistigem Diebstahl (Schwarzenegger, 2006: 3). Nach deutscher Rechtssprechung erfüllen Plagiate als Form von Betrug den Tatbestand der vorsätzlichen Täuschung (Sattler, 2007: 23). Hochschulen reagieren auf Plagiarismus typischerweise mit reinen Vergeltungsmassnahmen. Der eindimensionale Sanktionenkatalog sollte dringend um einsichtsfördernde pädagogische Interventionen ergänzt werden, die den »teachable moment« eines Täters berücksichtigen. US-amerikanische Sanktionssysteme mit sog. »modified honor code« gehen von einer grundsätzlichen Einsichtswilligkeit bei Ersttätern aus und gestalten die institutionelle Reaktion mit Blick auf einen Lerneffekt beim Delinquenten. Im Vordergrund steht nicht die Bestrafung des begangenen Fehlers, sondern die Vorbeugung weiterer Plagiate. Bei Erstvergehen wird der Leistungsnachweis aberkannt und der Fehlbare verwahrt. Zusätzlich muss der Täter aber noch ein Seminar über akademische Integrität besuchen und bekommt für seine nächste Arbeit

wissenschaftsmethodische Betreuung zugewiesen (McCabe, 2005: [10]). In den USA orientieren sich zahlreiche Hochschulen und namentlich die University of Maryland in College Park am umfassenden Konzept von McCabes Modified honor code.

Als Erbringer solcher Seminare liegen die Hochschulbibliotheken mit ihren Kursen in Informationskompetenz nahe. Die reale Umsetzung von akademischer Integrität ist integraler Teil von angewandter Informationskompetenz. Entsprechende bibliothekarische Lehrveranstaltungen erfüllen daher ideal die Kernidee der pädagogischen Intervention einer Hinführung zu korrektem akademischen Verhalten. Auch für die wissenschaftsmethodische Begleitung der nächsten schriftlichen Arbeit durch persönliche Individualberatung eignen sich Bibliotheken wie kein anderer hochschulinterner Dienstleistungsanbieter.

5. Prävention

Ein nachhaltiger Umgang mit Plagiaten setzt alles daran, der Entstehung von Plagiaten vorzubeugen. Die häufigste Ursache für studentischen Plagiarismus bildet schlechtes Zeitmanagement mit akuter Zeitnot unmittelbar vor Abgabe einer Arbeit. Hier können die Bibliotheken mit spezifischen Strukturierungshilfen zur Optimierung der individuellen Arbeitsorganisation und Zeitplanung beitragen. Viel Beachtung findet der Zeitmanagement-Assistent der University of Minnesota Libraries (UMN Libraries/Center for Writing, 2002). Dieser webbasierte »assignment calculator« erstellt für einen gewünschten Zeitraum eine zeitliche Gliederung der einzelnen Arbeitsschritte. Fachspezifische Verweise stellen die jeweils dienlichen Angebote von Bibliothek und Schreibzentrum vor und verdeutlichen, dass fast alle Schritte in die Bibliothek führen.

5.1. Informationskompetenz

Viele Plagiate beruhen auf mangelhafter Kenntnis wissenschaftlicher Arbeitstechniken bzw. auf ungenügender Aufklärung über Plagiarismus. Solchen Plagiaten können Kurse in Informationskompetenz wirksam vorbeugen. Hier gilt es u.a., die standardisierte Wiedergabe von Nachweisinformationen als Teil eines umfassenden, über den engen Bibliotheksbereich hinausreichenden Informationsgewinnungs-, -verarbeitungs- und -produktionsprozesses zu verankern. Information Literacy wird als Fähigkeit einer Person definiert, ihren Informationsbedarf zu erkennen und in der Lage zu sein, die notwendigen Informationen zu finden, zu bewerten und effektiv, auf ethische und legale Weise zu nutzen. Auch das Verständnis für rechtliche, ökonomische und soziale Streitfragen hinsichtlich der Informationsnutzung gehört dazu (ACRL, 2000). Plagiatspräventive Kurse in Informationskompetenz müssen somit sämtliche Schritte eines Informationsprozesses berücksichtigen wie auch Grundsätze der Wissenschaftsethik thematisieren. So reserviert

die Universitätsbibliothek Konstanz in ihren Semesterveranstaltungen zur Informationskompetenz (vgl. Kohl-Frey, 2005: 45f.) jeweils eine volle Doppellektion für eine vertiefte Diskussion der Plagiatsproblematik.

Angesichts der riesigen Stoffmenge sollte Informationskompetenz am besten in einer eigenständigen Semesterveranstaltung geschult werden. Möglich sind aber auch klassische Kursformen mit einer zwei- bis vierstündigen Informationssequenz, die intracurricular in andere Lehrveranstaltungen eingebunden oder extracurricular als selbstständige Kompakteinheit angeboten wird (vgl. Kohl-Frey, 2007: 519). Da die knappe Zeit nur eine kurze Einführung in grundlegendste Arbeitsschritte und -techniken erlaubt, ist es sinnvoll, die Präsenztermine um weiterführende webbasierte Lehrangebote zu ergänzen. Die Imperial College London Library z. B. hat mit PILOT ein für Post-Doktoranden gedachtes Lernprogramm zur Informationskompetenz entwickelt (ICL Library, 2007), das auch Plagiarismus thematisiert. Einen spielerischen Ansatz zur Plagiatssensibilisierung verfolgt die University of British Columbia Library mit ihrem Online-Play *Academic integrity & plagiarism* (AIC at UBC Library, 2008). Auf klassischen Präsenzunterricht setzt dagegen die Fachhochschulbibliothek Dortmund mit ihrem eigenständigen, 90-minütigen Kurs zur Plagiatsvermeidung (Hütte, 2008).

Eine umfassende Plagiatssensibilisierung und die eingehende Vermittlung eines bewussten Umgangs mit Informationen ermöglichen jedoch nur eigenständige, curricular verankerte Semesterkurse. Der Kursbesuch sollte obligatorisch sein und mit ECTS-Punkten bewertet werden. Idealerweise sollten die Lehrangebote fachspezifisch ausgerichtet sein, da sie den Studierenden ein Erlernen wissenschaftlicher Arbeitsweisen anhand eines selbst gewählten thematischen Schwerpunktes erlaubt. Fächerübergreifende Kurse haben dafür den Vorteil eines deutlich geringeren Personal- und Betreuungsaufwandes.

5.2. Prozess-Portfolios

Bibliothekarische Angebote können auch als individualisierte Dienstleistungen in professorale Lehrveranstaltungen integriert werden, etwa in Form von ergänzender wissenschaftsmethodischer Betreuung. Denn es bedarf dringend neuer Kursformen und Leistungsnachweise, die Plagiate erschweren. Aus den USA stammt der Ansatz, von den Studierenden anstelle einer klassischen Seminararbeit eine Dokumentation ihres ganzen Arbeitsprozesses mit allen Zwischenschritten einzufordern (vgl. Weber-Wulff/Wohnsdorf, 2006: 96). Solche Prozess-Portfolios machen die Entstehung einer Arbeit transparent und lassen bei klarer Themenabgrenzung und guten Vorbereitungsgesprächen kaum noch Raum für Plagiate (vgl. Schmid-Ruhe, 2008: 233 zum Konzept der Recherche-Portfolios

an der Universitätsbibliothek Konstanz). Bibliothekare eignen sich als ideale Begleiter von Recherche- und Schreibverlauf.

Bibliotheken können somit vielfältige Dienstleistungen zur Plagiatsreduktion anbieten durch Aufklärung über, Ausbildung zu, Aufdeckung von und Intervention gegen Plagiarismus, vor allem aber durch Plagiatsprävention. Im angloamerikanischen Raum wurden hierfür eigens zentrale Unterstützungseinrichtungen aufgebaut. In Grossbritannien berät ein nationaler »Plagiarism Advisory Service« (JISCPAS, 2002) ratsuchende Institutionen, Dozenten und Studierende über Plagiatsvermeidung und Plagiatsaufdeckung. In den USA gibt es das Center for Academic Integrity (CAI). In Ermangelung nationaler Unterstützungsservices in der Schweiz und in Deutschland kann es hier Aufgabe der einzelnen Bibliotheken werden, im Sinne von lokalen »Plagiarism Advisory Services« ihren Hochschulen Plagiatsberatung und entsprechende Dienstleistungen anzubieten.

Literaturverzeichnis

Academic Integrity Committee at UBC Library (2008-). Academic integrity & plagiarism. Play. Vancouver: Univ. of British Columbia Library. <http://www.library.ubc.ca/clc/ai>.

Association of College & Research Libraries (2000). Information literacy competency standards for higher education. Chicago, Ill.: American Library Assoc. <http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/standards/standards.pdf>.

Berendt, B. (2007). Anti-Schummel-Software oder Hilfe bei der wissenschaftlichen Ausbildung? Plagiatsdetektion und -prävention. In: cms-journal [HU Berlin], Nr. 29: Facetten von Bologna, S. 47–51. <http://edoc.hu-berlin.de/cmsj/29/berendt-bettina-47/PDF/berendt.pdf>.

Carroll, J. (2002). A handbook for deterring plagiarism in higher education. Oxford: Oxford Centre for Staff and Learning Development.

Eaton, L. (2004). A quarter of UK students are guilty of plagiarism, survey shows. In: British medical journal, Bd. 329, Nr. 7457, S. 70.

Flint, A., Clegg, S., Macdonald, R., (2006). Exploring staff perceptions of student plagiarism. In: Journal of further and higher education, Bd. 30, Nr. 2, S. 145–156.

Fröhlich, G. (2006). Plagiate und unethische Autorenschaften. In: Information. Wissenschaft & Praxis, Jg. 57, Nr. 2: Plagiate & unethische Autorenschaften, S. 81–89.

Hütte, M. (2008). Korrekte Zitate und faule Plagiate. Tipps und Regeln zum richtigen Umgang mit wissenschaftlichen Informationen aus gedruckten Quellen und dem Internet. Dortmund: Fachhochschule. <http://www.fh-dortmund.de/de/servicebe/bibl/service/lern/plagiarismus.php>.

Imperial College London Library (2007-). Post-Doc Information Literacy Online Tutorial (PILOT). London: Imperial College. <http://www3.imperial.ac.uk/library/pilot>.

JISCPAS (2002-). JISC Plagiarism Advisory Service [ab 2008: PlagiarismAdvice.org]. Newcastle upon Tyne: Northumbria Learning. <http://www.jiscpas.ac.uk>.

Kohl-Frey, O. Mittendrin statt nur dabei. Informationskompetenz und Fachreferat an der Universität Konstanz. In: Lison, Barbara (Hg.): Information und Ethik. Dritter Leipziger Kongress für Information und Bibliothek, Leipzig, 19. bis 22. März 2007. Wiesbaden: Dinges & Frick. (BIT online), S. 518–526.

Kohl-Frey, O. (2005). Modularisierung, E-Learning und die Einbindung in Studienpläne. Zur Vermittlung von Informationskompetenz an der Universität Konstanz. In: Bibliothek. Forschung und Praxis, Jg. 29, Nr. 1, S. 42–48.

Kuhring, A. (2006). Plagiaterkennung in Lehre und Wissenschaft innerhalb des Hochschulbetriebes. Berlin: Humboldt-Univ. <http://moodle.hu-berlin.de/mod/resource/view.php?id=61119>.

McCabe, D. L. (2005). Cheating among college and university students. A North American perspective. In: International journal for educational integrity, Bd. 1, Nr. 1. <http://www.ojs.unisa.edu.au/index.php/IJEL/article/viewFile/14/9>.

Roig, M. (1997). Can undergraduate students determine whether text has been plagiarized?. In: Psychological record, Bd. 47, Nr. 1, S. 113–122.

Sattler, S. (2007). Plagiate in Hausarbeiten. Erklärungsmodelle mit Hilfe der Rational Choice Theorie. (Mag. arb. Univ. Leipzig 2006). Hamburg: Kovač. (Socialia; Bd. 88).

Schmid-Ruhe, B. (2008). Mit Leichtigkeit zum Plagiat. Herausforderungen an Bibliotheken im Zeitalter der digitalen Wissenschaftskommunikation. In: BuB, Jg. 60, Nr. 2, S. 231–233.

Schwarzenegger, C. & Wohlers, W. (2006). Plagiatsformen und disziplinarrechtliche Konsequenzen. In: Unijournal [Zürich], Jg. 36, Nr. 4, S. 3. <http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal/archiv/unijournal-2006-4.pdf>.

Shepherd, Jessica (2006): 1 in 6 admits to cheating. In: The Times higher education supplement, Nr. 1734, S. 1.

Tekster, T. (2008). Strategien zur Prävention von Plagiaten in der Hochschullehre. Neue bibliothekarische Dienstleistungen für Studierende und Lehrende. (Masterarb. FH Köln 2008). Köln: Fachhochschule.

University of Minnesota Libraries; Center for Writing (2002-). Assignment calculator. Minneapolis, M.N.: Univ. of Minnesota. URL: <http://www.lib.umn.edu/help/calculator>.

Weber, S. (2007). Das Google-Copy-Paste-Syndrom. Wie Netzplagiate Ausbildung und Wissen gefährden. Hannover: Heise (Telopolis).

Weber-Wulff, D. (2007). Fremde Federn Finden. Kurs über Plagiat. Fassung 2007 (1. Fass. 2004). Berlin: FHTW. http://plagiat.fhtw-berlin.de/ff/startseite/fremde_federn_finden.

Weber-Wulff, D. & Wohnsdorf, G. (2006). Strategien der Plagiatsbekämpfung. In: Information. Wissenschaft & Praxis, Jg. 57, Nr. 2: Plagiate & unethische Autorenschaften, S. 90–98.

Weibel, S. (2009). Bibliothekarische Angebote zu einem präventionsorientierten Umgang mit Plagiarismus an Hochschulen. (Masterarb. Univ. Zürich 2009). Zürich: Univ.

**Was Informationskompetenz mit wissenschaftlichem Arbeiten
zu tun hat und wie Universitäts- und Hochschulbibliotheken
Ihre Aufgabe als Informationsvermittler wahrnehmen:
Der kooperative Ansatz im Bibliotheksverbund Bayern**

Fabian Franke

Universitätsbibliothek Bamberg
Postfach 2705
D-96018 Bamberg
fabian.franke@uni-bamberg.de

Abstract

Stehen Bibliotheken wirklich erst an 4. Stelle, wenn es um die Ausbildung zum wissenschaftlichen Arbeiten geht, wie es der Call for Papers dieser Konferenz suggeriert? Wieso nehmen sie ihre Rolle als Vermittler qualitätsgesicherter Informationen nur noch bedingt wahr? Oder stürzen sie sich nur deshalb auf das Gebiet der Informationskompetenz, um ihre Legitimation zu steigern?

Der Beitrag zeigt anhand von zahlreichen Beispielen, dass diese Aussagen nicht die Realität an den bayerischen Universitäten und Hochschulen wiedergeben. Aufgrund ihrer Vernetzung haben die bayerischen Bibliotheken einen wesentlichen Standortvorteil gegenüber anderen Anbietern von Lehrveranstaltungen. Der Beitrag stellt ausführlich die kooperativen Aktivitäten im Bibliotheksverbund Bayern vor, die kollegiale Beratung, den Austausch von Materialien und die gemeinsame Erstellung von Online-Tutorials umfassen. Einen wichtigen Baustein bilden Standards für die Vermittlung von Informationskompetenz, die die bayerischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken in der AG Informationskompetenz entwickelt haben.

1. These

In einem sich wandelnden Informationsumfeld verlieren Bibliotheken zunehmend an Bedeutung. Diese These ist sehr oft dann zu hören, wenn es um die Aufgaben der wissenschaftlichen Bibliotheken beim Erwerb von Informationskompetenz, beim Aufbau von elektronischen Beständen oder bei der Digitalisierung geht.¹ Der Call for Paper dieser Tagung greift diese These (ernst gemeint oder provokativ?) auf, indem er Bibliotheken an die vierte und letzte Stelle setzt, wenn es um die Ausbildung zum wissenschaftlichen Arbeiten geht, und feststellt, dass Bibliotheken ihre Rolle als Vermittler qualitätsgesicherter Informationen nur noch bedingt wahrnehmen.

Auch einige Bibliothekare nehmen (bewusst oder unbewusst) eine defensive Haltung ein und wehren vorbeugend den Gedanken ab, dass Bibliotheken sich nur deshalb auf das Gebiet der Informationskompetenz stürzen, um ihre Legitimation zu steigern². – wodurch sie ihn erst recht stärken. Wenn schon Bibliothekare um ihre Legitimation fürchten, kann es wenig verwundern, dass grundsätzliche Kritiker von Digitalisierungsbestrebungen die Bibliotheken auf ihre Rolle als Buchbeschaffer beschränken wollen.³

2. Antithese

Als Einrichtung der Hochschule tragen Hochschulbibliotheken ganz selbstverständlich zur wissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden bei. Dabei verfolgen Sie einen umfassenden Ansatz, der aufgrund des Medienwandels über die physikalisch-lokalen Bestände hinausgeht und der aufgrund des Anspruchs, möglichst viele oder gar alle Studierende zu erreichen, veränderter organisatorischer Strukturen innerhalb der Bibliotheken bedarf. Bei der Vermittlung der Schlüsselqualifikation Informationskompetenz sieht der Wissenschaftsrat die Mitwirkung von Informationsexperten aus den Hochschulbibliotheken ausdrücklich vor.⁴ Einerseits sind die Bibliotheken durch die Medienvielfalt in ihrem Angebot und dem Spezialkenntnissen der Bibliothekare für diese Aufgabe besonders qualifiziert. Andererseits können Bibliotheken dabei auf weitgehende Kooperationen und eine Vernetzung zurückgreifen, während in den Fachwissenschaften in der Regel eigenständig gearbeitet wird. Bibliotheken als zentrale Einrichtungen der Hochschulen bieten somit die Gewähr für ein nachhaltiges Angebot.

¹ Die unverzichtbaren Aufgaben öffentlicher Bibliotheken bei der Leseförderung sowie als sozialer Raum und kulturelles Integrationszentrum stehen hingegen weit weniger in der Diskussion.

² siehe z.B. den Blog von Thomas Hapke: <http://blog.hapke.de?id=248>

³ So Roland Reuss in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 18.02.2009: »Inkonsistent ist auch, dass die Bibliothekare nicht begriffen haben, dass sie im Augenblick eifrig daran sind, den Ast abzusägen, auf dem sie sitzen. Wird der Tendenz nicht gesteuert (ihr Einsatz für eine Erhöhung des Buchetats wäre ein erster Schritt), kann man sie, nachdem sie die Originale erst eifrig digitalisiert und anschließend »entsorgt« haben (buchstäblich auf den Müll), für die »Altlasten« durch Archivare ersetzen. «

⁴ Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung der Hochschulen. 2001, S. 51ff. <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/4935-01.pdf>.

3. Qualität

Die zahlreichen bei dieser Tagung vorgestellten Aktivitäten von Hochschulbibliotheken werden hier zunächst durch einige Beispiele aus dem Bibliotheksverbund Bayern ergänzt.⁵

3.1. Pflichtveranstaltungen

Das erste Kapitel der Erfolgsstory „Vermittlung von Informationskompetenz durch Bibliotheken“ enthielt den Übergang von den Schulungen zu Katalogen oder einzelnen Datenbanken, die von den Bibliotheken ohne Verbindung zum sonstigen Lehrangebot der Hochschule angeboten wurden, zu Kursen zur Informationsrecherche, die in die Studiengänge eingebunden waren.⁶ Während die Teilnahme an den Schulungen freiwillig und daher oft sehr gering ist, gehören die Kurse zum regulären Studienprogramm, das die Studierenden absolvieren müssen, um ihren Abschluss zu erhalten.

Ein Beispiel dafür sind die Kurse zur Fachinformationsrecherche in den Philologien der Universitätsbibliothek Bamberg.⁷ Um das Einführungsseminar erfolgreich abzuschließen, müssen die Studierenden die Teilnahme an einem Kurs bestehend aus zwei Vorlesungen und zwei zugeordneten Übungen zur Informationsrecherche in Katalogen und Datenbanken nachweisen.

3.2. Module im Rahmen von Bachelor-Studiengängen

Als eigenständige Anbieter von Studienveranstaltungen agieren Bibliotheken, die eigenständige Module im Rahmen von Bachelor-Studiengängen durchführen, welche mit ECTS-Punkte bewertet werden. Die Universitätsbibliothek der Technischen Universität München bietet die Vorlesung „Informationskompetenz“ im Umfang von zwei Semesterwochenstunden und drei ECTS-Punkten an.⁸ Für Bachelor-Studierende der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften führt die Universitätsbibliothek Würzburg je ein Basis- und ein Aufbaumodul Informationskompetenz durch, mit denen insgesamt 3 ECTS-Punkte erworben werden können.⁹ Die Module gliedern sich in Plenums- und Gruppenphasen und werden mit einer Klausur abgeschlossen.

⁵Eine Gesamtübersicht bieten z.B. Lux, Claudia; Sühl-Strohmer, Wilfried (2004); Sühl-Strohmer, Wilfried (2007).

⁶Siehe z.B. Franke, Fabian; Sticht, Oliver (2006).

⁷http://www.uni-bamberg.de/ub/einfuehrungen_kurse/bibliothekseinfuehrungen_fuer_philologen/

⁸Geisberg, Gertrud (2009).

⁹<http://www.bibliothek.uni-wuerzburg.de/service0/einfuehrungskurse/>

3.3. Literaturverwaltung

Die bayerischen Universitäten haben Campus- bzw. Studierendenlizenzen für Literaturverwaltungsprogramme (z.B. Citavi¹⁰, Endnote¹¹, RefWorks¹²) erworben. Die Universitätsbibliotheken bieten dazu sowohl technische Unterstützung (in Zusammenarbeit mit den Rechenzentren), Anleitungen und Online-Hilfen als auch vor Allem umfangreiche Einführungs- und Aufbaukurse an.¹³

3.4. E-Learning

Die Präsenzveranstaltungen werden an vielen Bibliotheken durch E-Learning-Module zum Selbststudium und zur Vertiefung ergänzt. In Bayern haben sich E-Tutorials etabliert, die als eigenständige multimediale Lerneinheiten in die Nutzung von Fachdatenbanken und Informationssystemen wie Katalogen, Elektronische Zeitschriftenbibliothek und Datenbankinfosystem einführen.¹⁴ Sie bestehen aus ca. drei- bis fünfminütigen Flash-Sequenzen zu Inhalt und Aufbau, Suchmechanismen und Verknüpfung mit Volltexten.

Ein fallbasiertes Training („Case Train“) setzt die Universitätsbibliothek Würzburg zur Unterstützung ihrer Informationskompetenzmodule in den Bachelor-Studiengängen ein.¹⁵ Im Rahmen eines Konzepts des „Blended Learning“ können Studierende ihr in den Präsenzveranstaltungen erworbenes Wissen anhand kurzer Fälle überprüfen.

4. Quantität

Die aufgeführten Beispiele zeigen die Vielfalt der Aktivitäten von Hochschulbibliotheken bei der Ausbildung von Studierenden. Die erhobenen statistischen Daten machen deutlich, dass es sich hierbei um keine Einzelfälle handelt, sondern dass die Vermittlung von Informationskompetenz in vielen Bibliotheken und Hochschulen fest im Aufgabenspektrum verankert ist.

4.1. Deutsche Bibliotheksstatistik

Die deutsche Bibliotheksstatistik (DBS)¹⁶ enthält zwei Kennzahlen zur Erfassung der Vermittlung von Informationskompetenz durch wissenschaftliche Bibliotheken: die Anzahl der Stunden und der Teilnehmenden von Benutzerschulungen. 229 Hochschulbibliotheken aus Deutschland und Österreich haben 2008 in 45.755 Stunden 376.900 Teilnehmer erreicht. Im Durchschnitt führte also jede Hochschulbibliothek 230 Stunden Kurse,

¹⁰ <http://www.citavi.com>

¹¹ <http://www.endnote.com>

¹² <http://www.refworks.com>

¹³ Siehe z.B. <http://www.bibliothek.uni-augsburg.de/service/literaturverwaltung/>,

http://www.uni-bamberg.de/ub/die_ub_im_ueberblick/elektronische_bibliothek/citavi/

¹⁴ Siehe z.B. <http://www.bibliothek.uni-wuerzburg.de/service0/einfuehrungskurse/e-tutorials/>

¹⁵ Maibach, Christine (2009)

¹⁶ <http://www.bibliotheksstatistik.de>

Einführungen, Schulungen etc. mit 2.330 Teilnehmern durch. Allein diese Zahl belegt, dass die Vermittlung von Bibliotheks- und Informationskompetenz bereits zu einer Kernaufgabe an den meisten Hochschulbibliotheken geworden ist.

4.2. IK-Veranstaltungsstatistik

Die beiden DBS-Kennzahlen reichen jedoch nicht aus, um die Vielfalt und Tiefe der von Bibliotheken durchgeführten Veranstaltungen darzustellen, den Personaleinsatz zu dokumentieren und nach Zielgruppe zu differenzieren. Deshalb haben die Arbeitsgruppen und Netzwerke Informationskompetenz elf Parameter definiert, die in der bundesweiten IK-Veranstaltungsstatistik seit 2007 erhoben werden: Veranstaltungsdauer, Anzahl der Sitzungen, Teilnehmerzahl, organisatorische Form, didaktische Form, Niveau, Integration in die Studiengänge, Dozententyp, Zielgruppe, fachliche Ausrichtung, Inhalte. Im Vergleich der Ergebnisse aus Bayern mit denen aus den anderen Bundesländern zeigen sich einige deutliche Erfolge bayerischer Bibliotheken, die auch auf das kooperative Vorgehen im Bibliotheksverbund Bayern zurückgeführt werden können.¹⁷ So sind in Bayern bereits 40% der Bibliothekskurse als Pflicht- oder Wahlpflichtveranstaltungen in die Studiengänge eingebunden, während der Gesamtdurchschnitt erst bei 28% liegt. 56% der Kurse in Bayern enthalten praktische Übungen (alle Bundesländer: 48%). Immerhin 26% der Kurse an bayerischen Bibliotheken gehen über 90 Minuten hinaus (alle Bundesländer: 20%). Die Mehrheit der Veranstaltungen sind fachspezifisch ausgelegt (Bayern: 61%; alle Bundesländer 52%), dabei sind mit Schwerpunkten auf die Geisteswissenschaften und die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften alle Fächergruppen vertreten.

5. Kooperation und Vernetzung

Weitgehende Kooperationen zeichnen das Vorgehen der Bibliotheken aus und bilden vielleicht den größten Unterschied zu den Fakultäten.

5.1. AG Informationskompetenz im Bibliotheksverbund Bayern

In zahlreichen Bundesländern und Bibliotheksverbänden haben sich Arbeitsgruppen und Netzwerke zusammengefunden. Im Bibliotheksverbund Bayern wurde 2006 von den Konferenzen der UB-Direktoren und der Leiter der Fachhochschulbibliotheken die AG Informationskompetenz eingerichtet, um die Aktivitäten an den Hochschulbibliotheken durch konkrete Empfehlungen und praktische Vorarbeiten zu fördern und zu einer hohen Qualität des Lehrangebots beizutragen.¹⁸

¹⁷ Franke, Fabian (2009)

¹⁸ Franke, Fabian (2006)

5.2. www.informationskompetenz.de

Das Portal www.informationskompetenz.de, das von der Universitätsbibliothek München technisch betreut wird, ist sichtbarer Ausdruck der bundesländerübergreifenden Zusammenarbeit. Ein Kernstück des Portals ist die Materialdatenbank. Hier werden neben Aufsätzen und Vorträgen zum Thema vor allem auch nachnutzbare Schulungsmaterialien gesammelt, die von jeder deutschen Bibliothek eingebracht werden können. Das Nachnutzungsprinzip ist die Grundlage des Portals. Die zentrale Sammlung von Know-How in einem bundesweiten Portal unterstützt viele Bibliotheken beim Aufbau ihres Informationskompetenz-Angebots.

5.3. Kollegiale Beratung

Ein wesentliches Element einer Kernaufgabe von Bibliotheken sind kooperative Strukturen, die sowohl festgelegte gemeinsame Standards als auch Fortbildungen und einen institutionalisierten kollegialen Austausch umfassen. Die bayerischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken haben hierfür Konzepte entwickelt, deren prägende Eigenschaft darin besteht, dass die Beratung nicht nur von externen Experten in einer typischen Fortbildung erfolgt, sondern alle beteiligten Kolleginnen und Kollegen gleichberechtigt als Berater und Beratene tätig sind.¹⁹ Jeweils 3 – 4 Bibliothekarinnen und Bibliothekare aus den Universitätsbibliotheken haben sich in Gruppen zusammengefunden und nehmen jeweils wechselseitig untereinander an Veranstaltungen zur Vermittlung von Informationskompetenz teil. Der Besuch beginnt mit einführenden Erläuterungen des Bibliothekars bzw. der Bibliothekarin der gastgebenden Bibliothek und endet mit einer Diskussion des Konzepts und der eingesetzten didaktischen Methoden. Nach Abschluss der ersten Runde der gegenseitigen Besuche im Wintersemester 2008/09 fand ein Workshop mit allen Beteiligten an der Bayerischen Bibliotheksschule statt.

5.4. Kooperative Erstellung von E-Tutorials im Bibliotheksverbund Bayern

Die ersten E-Tutorials zur Einführung in die Informationsrecherche in Fachdatenbanken an der Universitätsbibliothek München und an der Universitätsbibliothek Bamberg verzeichneten sehr schnell hohe Nutzungszahlen. Jedoch zeigte sich auch, dass die Erstellung wie auch die regelmässig notwendige Aktualisierung der E-Tutorials mit einem sehr hohen Aufwand verbunden waren, der dauerhaft nur schwer aufrechterhalten werden konnte. Daher beschlossen die Bibliotheken im Bibliotheksverbund Bayern, auch hier einen kooperativen Ansatz anzuwenden. Die E-Tutorials werden nach einem vereinbarten Standard auf Basis einer flash-animierten Powerpoint-Präsentation erstellt und können daher ohne grossen technischen und personellen Aufwand durch einfachen Austausch

¹⁹ Für die (Fach-)Hochschulbibliotheken siehe Renner, Jens (2009)

von Folien von anderen Bibliotheken übernommen, aktualisiert und an lokale Besonderheiten angepasst werden. Die Tonspur ist so gestaltet, dass sie von allen Bibliotheken unverändert genutzt werden kann.

5.5. Leitlinien zur Durchführung von Veranstaltungen zur Vermittlung von Informationskompetenz

Die in der Hochschule verankerte Durchführung von Veranstaltungen zur Vermittlung von Informationskompetenz erfordert auch neue organisatorische Strukturen innerhalb der Bibliotheken und Hochschulen. Die Leiterinnen und Leiter der bayerischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken haben Leitlinien beschlossen, die sie den Entscheidungsträgern im Hochschulbereich empfehlen und die nun in den Hochschulen diskutiert werden sollen.²⁰ Als Ergänzung zu den Standards der Informationskompetenz für Studierende²¹ beziehen sie sich nicht auf das Ergebnis, sondern führen zu Empfehlungen für den Prozess der Vermittlung selber. In den Leitlinien stehen den Leistungen der Bibliotheken die notwendigen Strukturen der Hochschule gegenüber. Die Bibliotheken verpflichten sich, ihre Veranstaltungen in enger Zusammenarbeit mit den Fachvertretern zu konzipieren, aktuelle didaktische Methoden anzuwenden und kontinuierliche Evaluationen durchzuführen. Von den Hochschulen ist anzuerkennen, dass die Vermittlung von Informationskompetenz eine Kernaufgabe der Bibliotheken ist und zu den Dienstaufgaben der Bibliothekarinnen und Bibliothekaren gehört. Insbesondere sind die Bibliotheken auch zur Abnahme der entsprechenden Prüfungsleistungen berechtigt.

6. Synthese?

Bibliotheken sind auf dem Weg zu einem neuen Verständnis ihrer Rolle im Wissenschaftsprozess: Das Monopol auf Informationen haben sie im Internetzeitalter verloren, aber gerade deshalb ist ihre Aufgabe umso wichtiger: Nicht einschränken durch eine vorgegebene Auswahl, sondern hinführen zur relevanten Information, weniger Wissen weitergeben als vielmehr Fähigkeiten vermitteln. Aufgrund ihrer Vernetzung haben die bayerischen Bibliotheken einen wesentlichen Standortvorteil gegenüber anderen Anbietern von Lehrveranstaltungen. Dieses Profil von Bibliotheken, das sich nur in der engen Anbindung an die Lehr- und Lernkultur von Schulen und Hochschulen manifestiert,

²⁰ Franke, Fabian (2009)

²¹ Homann, Benno (2002). Im Jahr 2006 wurden die darauf basierenden Standards des Netzwerks Informationskompetenz Baden-Württemberg veröffentlicht: <http://www.informationskompetenz.de/regionen/baden-wuerttemberg/arbeitsergebnisse/standards-der-informationskompetenz-fuer-studierende/>. In gekürzter Form wurden diese Standards 2009 von der Sektion 4 (wissenschaftliche Bibliotheken) des Deutschen Bibliotheksverbands verabschiedet.

entspricht der Einschätzung von Bundespräsident Horst Köhler, dass Bibliothekare und Bibliotheken hilfreiche und kompetente Lotsen im unendlichen Meer des Internets sind.²²

Literaturverzeichnis

Franke, F. (2006). Arbeitsgruppe Informationskompetenz im Bibliotheksverbund Bayern. In: Bibliotheksdienst 40 (2006) 6, S. 754 - 756.

Franke, F. (2009). Mit Informationskompetenz zum (Studien-)Erfolg. In: Bibliotheksdienst 43 (2009), S. 758 - 763.

Franke, F. & Sticht, O. (2006). Integration von Kursen der Universitätsbibliothek in die Studiengänge an der Universität Würzburg. In: Bibliotheksdienst 4 (2006), S. 504 - 516.

Franke, F. & Schüller-Zwierlein, A (2009). Unsere Leistungen bei der Vermittlung von Informationskompetenz. Ergebnisse und Trends der gemeinsamen Statistik der bayerischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken 2008. In: Bibliothekforum Bayern 3 (2009), S. 103 - 107.

Geisberg, G. (2009). Informationskompetenz an der Technischen Universität München - wie sich eine Bibliothek ins Blickfeld der Hochschullehre bringt. Vortrag auf dem 98. Deutschen Bibliothekartag, Erfurt 2009. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2009/765>.

Homann, B. (2002). Standards der Informationskompetenz. Eine Übersetzung der amerikanischen Standards der ACRL als argumentative Hilfe zur Realisierung der „Teaching Library“. In: Bibliotheksdienst 36 (2002) 5, S. 625 - 638.

Lux, C. & Sühl-Strohmenger, W. (2004). Teaching Library in Deutschland: Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Kernaufgabe für Öffentliche und Wissenschaftliche Bibliotheken. Wiesbaden: Dinges & Frick.

Maibach, C. (2009). Fallbasiertes Training mit CaseTrain - E-Learning-Unterstützung der BA-Module an der Universitätsbibliothek Würzburg. Vortrag auf dem 98. Deutschen Bibliothekartag, Erfurt 2009. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2009/640>.

Renner, J. (2008). Neue Kooperationen in der Lehre. Kollegiales Feedback und externe Methodenberatung zur Verbesserung der Informationskompetenzvermittlung durch Fachhochschulbibliotheken. In: BuB - Forum für Bibliothek und Information 60 (2008), S. 527 - 528.

Sühl-Strohmenger, W. (2007). Vermittlung der Schlüsselqualifikationen Informations- und Medienkompetenz an den neuen Studiengängen. In: B.I.T. online 10 (2007) S. 197 - 208.

²² http://www.bundespraesident.de/Anlage/original_644176/Festrede-des-Bundespraesidenten-beim-Festakt-zur-Wiedereroeffnung-der-Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek.pdf

Teichert, A. (2009). Die kooperative Erstellung von Online-Tutorials im Bibliotheksverbund Bayern. Vortrag auf dem 98. Deutschen Bibliothekartag, Erfurt 2009. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2009/700>.

Die Universitätsbibliothek Regensburg als wissenschaftliche Universalbibliothek im Spannungsfeld von Wissenschaftsdiskurs und Informationskompetenz

Naoka Werr

Universitätsbibliothek Regensburg
Universitätsstr. 31
D-93053 Regensburg
Naoka.Werr@bibliothek.uni-regensburg.de

Abstract

Die Universitätsbibliothek Regensburg zeichnet sich seit ihrer Gründung durch ein breites Spektrum von innovativen Dienstleistungen für ihre vielfältige Kundschaft (Studenten, Wissenschaftler, Bibliothekare) aus. Im Bereich Vermittlung von Informationskompetenz pilotierte die Universitätsbibliothek in Kooperation mit dem Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur (IMSK), speziell mit der Professur für Medieninformatik, im Sommer 2006 die Studieneinheit Informationskompetenz als frei kombinierbares Nebenfach in den Bachelor- und Masterstudiengängen der Philosophischen Fakultäten. Als eine der wenigen Hochschulbibliotheken in Deutschland ist die UB Regensburg seither mit einem eigenen Studiengang fest in den Curricula verankert. Bei den frei kombinierbaren Nebenfächern handelt es sich nicht um das Studium von Fächern im eigentlichen Sinn, sondern um projektorientierte und interdisziplinär angelegte Themenkomplexe. Durch die curriculare Integration und die gemeinsame Leitung der Studieneinheit durch Herrn Prof. Dr. Christian Wolff (Professur für Medieninformatik) und Frau Dr. Naoka Werr (Universitätsbibliothek) ist die Verankerung im aktuellen Wissenschaftsdiskurs – nicht nur zu Fragen der Informationskompetenz, der Teaching library oder der Library 2.0 – gegeben.

Vorwort

Die Universitätsbibliothek Regensburg zeichnet sich seit ihrer Gründung Anfang der 1960er-Jahre durch ein breites Spektrum von innovativen Dienstleistungen für ihre vielfältige Kundschaft (Studenten, Wissenschaftler, Bibliothekare) aus. Sie übernimmt hierbei sowohl die Rolle der konzeptionellen Gestaltung und als auch einer Vermittlungs- und Multiplikatorfunktion für Ihre (vielfach auf in Eigenleistung weitergeführten Projekte basierenden) Dienste ein. Die Rolle des Bibliothekars als Mittler im Wissensdiskurs kann nur durch einen engen Konnex mit den Forschern der Hochschule geschehen. Die kontinuierliche Überarbeitung der bibliothekarischen Services im Sinne des sich wandelnden Forschungsinteresses manifestiert sich in Regensburg paradigmatisch im Bereich Vermittlung von Informationskompetenz: Mit diesem Tätigkeitsschwerpunkt pilotierte die Universitätsbibliothek in Kooperation mit dem Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur (IMSK), speziell mit Herrn Prof. Dr. Christian Wolff (Professur für Medieninformatik), im Sommer 2006 die Studieneinheit „Informationskompetenz/information literacy (INK)“ als Frei Kombinierbares Nebenfach (FKN) in den Bachelor- und Masterstudiengängen der Philosophischen Fakultäten der Universität Regensburg. Als eine der wenigen Hochschulbibliotheken in Deutschland ist die Universitätsbibliothek Regensburg seither – ganz im Sinne des Bologna-Prozesses – mit einem eigenen Studiengang fest in den Curricula verankert.

1. »Ich habe ganz viel gelernt. Danke.« oder: Wozu eine Studieneinheit „Informationskompetenz“?

Zum Abschluss eines jeden Semesters des Basismoduls führt die Universitätsbibliothek Regensburg eine Evaluation zu den bibliothekarischen Angeboten im Rahmen der Studieneinheit durch und der in der Überschrift zitierte Kommentar eines Teilnehmers charakterisiert zugleich die Zielsetzung: »Die Studierenden erwerben Grundlagenwissen in der Informationskompetenz, den Grundzügen des Bibliothekswesens und den Grundlagen der Informationsaufbereitung. Sie erwerben die Fähigkeit in Fachdatenbanken und im Internet vertiefte Rechercheaufgaben zu lösen« (Zitat aus der Modulbeschreibung).

1.1. Informationskompetenz als eigenes Studienfach

Die Regensburger Besonderheit des frei kombinierbaren Nebenfaches (FKN) wurde als Möglichkeit zur Integration von relevanten Schlüsselqualifikationen in die universitäre Lehre sowie zur interdisziplinären Profilbildung der Universität (beispielsweise in Form von internationalen Studiengängen in den Philologien) entwickelt. Bei den frei kombinierbaren Nebenfächern handelt es sich somit nicht um das Studium von Fächern im eigentlichen Sinn, sondern um projektorientierte und interdisziplinär angelegte Themenkomplexe. Die

Studieneinheit „Informationskompetenz/Information literacy (INK)“ entstand aus der Praxiserfahrung der Universitätsbibliothek Regensburg in den philologischen Fächern mit klassischen kundenorientierten Angeboten wie Führungen, Schulungen, Einzelberatungen und im Zuge des besonders in der philosophischen Fakultät IV (Sprach- und Literaturwissenschaften) mit zahlreichen Bachelorstudiengängen zur Zeit der Konzeption von INK am weitesten entwickelten Bologna-Prozesses. Die Initiative der Universitätsbibliothek wurde von Beginn an von den Regensburger Wissenschaftlern begrüßt und lebhaft unterstützt. Ein Bachelorstudiengang kann an der Universität Regensburg entweder mit zwei Hauptfächern oder mit einem Hauptfach und zwei Nebenfächern studiert werden. Hierbei kann ein Nebenfach durch ein so genanntes frei kombinierbares Nebenfach ersetzt werden. Im Sommersemester 2009 konkurrierte die Studieneinheit INK beispielsweise mit 29 weiteren frei kombinierbaren Nebenfächern. Die Teilnehmerzahl bei INK liegt mit 12 Personen (zahlreiche Gasthörer nicht eingerechnet) im Mittelfeld der Beliebtheitsskala der frei kombinierbaren Nebenfächer:

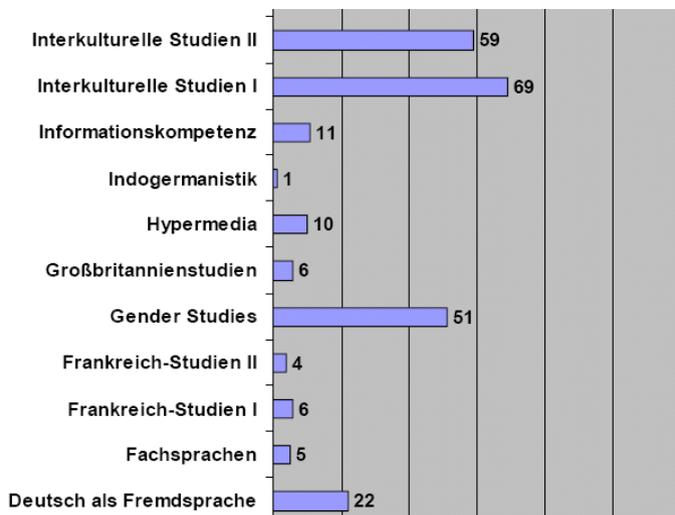


Abbildung 1: Beliebtheitsskala der frei kombinierbaren Nebenfächer (Statistik des Sommersemesters 2008)

Das Angebot der Studieneinheit setzt sich aus zwei aufeinander aufbauenden Modulen zusammen: das Basismodul wird jeweils zum Sommersemester, das Aufbaumodul jeweils zum Wintersemester angeboten. Das Basismodul (INK-M01) gestaltet sich wie folgt:

Tabelle 1: Basismodul (INK-M01)

Nr.	Veranstaltungen	SWS	LP
	A Pflichtbereich		
1	Seminar: Grundlagen der bibliothekarischen Informationskompetenz	1	5
2	Übung: Recherche in elektronischen und konventionellen Informationsmitteln	1	4
3	Vorlesung / Grundkurs im Bereich Informationsaufbereitung (Informationswissenschaft/Medieninformatik)	2	4
	B Wahlbereich		
4	Empfohlen wird der Besuch von Veranstaltungen aus dem Angebot der UB Regensburg (mit Leistungsnachweis)	1	2
5	Empfohlen wird der Besuch von weiteren Veranstaltungen aus dem Bereich Informationskompetenz aus dem Fächerspektrum Germanistik, Informations- oder Medienwissenschaft	2	5
	Summe aus dem Pflichtbereich	2	13

Die Universitätsbibliothek ist im Rahmen des Basismoduls von INK mit zwei Pflichtveranstaltungen (orange hervorgehoben), einem Seminar „Grundlagen der bibliothekarischen Informationskompetenz“ und einer Übung „Recherche in elektronischen und konventionellen Informationsmitteln“ von je einer Semesterwochenstunde verankert. Die weiteren konkreten Kurse der Studieneinheit – sowohl im Pflicht- als auch im Wahlbereich – setzen sich aus den Angeboten des jeweiligen Semesters der verschiedenen Fächer der philosophischen Fakultäten zusammen: durch diese Anbindung an das Lehrangebot ist die Studieneinheit eng mit Forschung und Lehre verwoben, so ist die Thematik Plagiate vielen Veranstaltungen der Informationswissenschaften inhärent (beispielsweise „Informationsethik“ im SS 2006, „Information: Philosophische und informationswissenschaftliche Perspektiven“ im WS 2006/2007 etc.). Durch die Verankerung der Studieneinheit an der Professur für Medieninformatik, die zum Lehrstuhl für Informationswissenschaft gehört, sind sowohl im Pflichtbereich des Basismoduls als auch in dem des Aufbaumoduls Veranstaltungen der Informationswissenschaften mit grundlegendem Impetus wie auch mit vertiefenden aktuellen Fachfragen vorgeschrieben:

Tabelle 2: Verankerung der informationswissenschaftlichen Fächer in der Studieneinheit an der Professur für Medieninformatik

Nr.	Veranstaltungen	SWS	LP
	A Pflichtbereich		
1	Vorlesung zum Information Retrieval	2	4
2	Veranstaltung zur Informationskompetenz der Fächer Germanistik und/oder Informationswissenschaft (i. d. R. ein Haupt- oder Vertiefungsseminar)	2	7
3	Übung zu einem Thema aus dem Bereich der digital humanities	2	4
	B Wahlbereich		
4	Praktikum in der UB (Fachreferat): 4 Wochen		7
5	Empfohlen wird der Besuch einer weiteren Veranstaltung aus dem Bereich information literacy (u.a. zum semantic web)	2	4
	Summe aus dem Pflichtbereich	5	15

Das Aufbaumodul möchte Grundstrukturen des Information Retrieval vermitteln, die Kenntnisse im Bereich Informationskompetenz und angrenzender Bereiche wie der digital humanities vertiefen; die Angebote der Universitätsbibliothek sind im Wintersemester lediglich eine Option im Wahlbereich, um die im Sommersemester erworbene Bibliothekskompetenz noch stärker praxisorientiert auszubauen, aber der Schwerpunkt des Aufbaumoduls liegt auf den aktuellen Fragestellungen der Informationswissenschaft und der Medieninformatik.

1.2. Medienwandel, Wissenschaftsdiskurs und Informationskompetenz

Dirk Werle stellt in seinem Aufsatz „Pragmatismus und Nostalgie: Das Reden über die <Bibliothek> als Effekt des Medienwandels“ fest, dass »Formen des Medienwandels [...] Formen gesellschaftlichen Wandels allgemein oft begleitet [werden] durch ein Reden über den Wandel« (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 154 (2009), S. 79). Dieses von Werle kritisierte alleinige »Reden über den Wandel« im Dienstleistungsspektrum der Bibliotheken soll sich in der Studieneinheit Informationskompetenz praxisorientiert unter Berücksichtigung fachwissenschaftlicher Fragestellungen niederschlagen. Daher werden im Basismodul von INK seitens der Bibliothek grundlegende wissenschaftliche und kursorische historische Kenntnisse des Bibliothekswesens vermittelt. Das

Themenspektrum wird jeweils dem aktuellen wissenschaftlichen Diskurs angepasst und um entsprechende Thematiken erweitert (beispielsweise Open Access, Institutional Repositories, Web 2.0, Literaturverwaltung). Die beiden bibliothekarischen Veranstaltungen werden jeweils zum Abschluss des Sommersemesters gesondert evaluiert und aufgrund der Ergebnisse der Evaluation die Konzeption von Seminar und Übung sowohl in inhaltlicher als auch in methodisch-didaktischer Hinsicht durchdacht. Vor der Pilotierung der Studieneinheit wurden die verschiedenen Themengebiete der bibliothekarischen Kurse in einem mehrteiligen Workshop von Bibliothekaren und Professoren herausgearbeitet. Der Unterricht wird von den jeweiligen Experten auf dem entsprechenden Gebiet gehalten, so dass fast der gesamte höhere Dienst der Universitätsbibliothek Regensburg sowie Mitarbeiter des gehobenen Dienstes mit einem Hochschulabschluss die Studieneinheit gemeinsam präsentieren und weiterentwickeln. Die Bibliothekare haben vom Lehrstuhl für Informationswissenschaft einen Lehrauftrag ohne Vergütung, daraus resultieren auch die entsprechenden bildungspolitischen Vorgaben für Lehrbeauftragte – darunter auch die Restriktion auf Kolleginnen und Kollegen mit Hochschulabschluss. Der Workshop im Spätherbst 2005 ergab für das erste Jahr der Studieneinheit folgendes Themenspektrum:

2. »Insgesamt danke ich allen Dozenten/innen für ein interessantes Seminar und eine interessante Übung« – Evaluation als Mittel zur Einbettung in den Wissenschaftsdiskurs

Die Evaluation im Jahr 2006 war für die zukünftige Entwicklung von INK von grösster Bedeutung, da zugleich die Idee, Informationskompetenz als Studienfach einzuführen, auf dem Prüfstand war.

In der Folge wurde das Themenspektrum auch aufgrund der verbalen Rückmeldungen modifiziert: So wurde beispielsweise eine Einführung in das Spektrum der Informationskompetenz und seiner Teilkompetenzen der Studieneinheit vorangestellt sowie die rein bibliothekarischen Fragestellungen (u.a. konventionelle Bibliographienkunde, RSKW) gestrichen respektive stark reduziert und auf neue Darstellungsweisen (zum Beispiel: Schlagworte und tagging) fokussiert. Im Sommersemester 2006 war die Rückmeldung zu den einzelnen Themengebieten im Rückblick gesehen sehr heterogen. Die Einzelabfrage der Themen ergab jedoch ein differenziertes Bild (Frage 6 mit Unterpunkten): Klare Favoriten (Zustimmung je 80%) waren die „Rechtlichen Fragen im Informationswesen“ sowie die „Literatursuche in Zeitschriftendatenbanken“, dicht gefolgt von „Recherchestrategien I und II“ und den „Elektronischen Zeitschriften“.

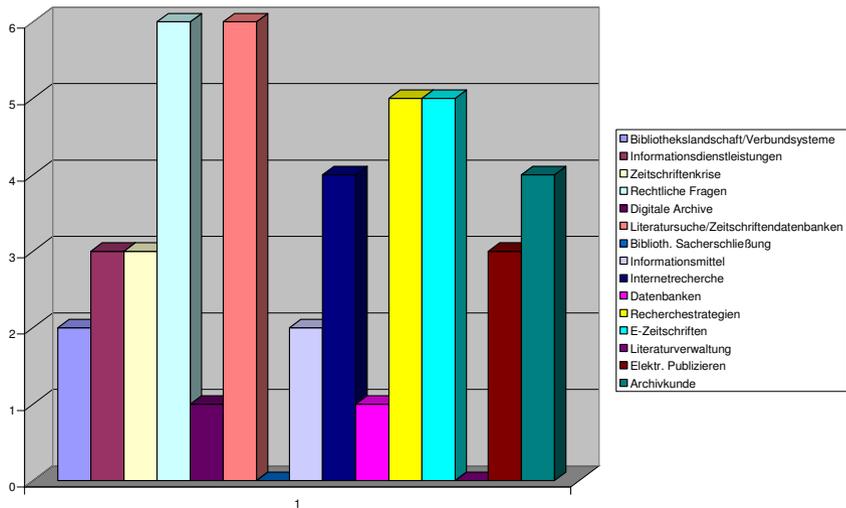


Abbildung 2: Rückmeldung zu den einzelnen Themengebieten im Sommersemester 2006

Bereits nach dem ersten Semester zeigte sich jedoch der Erfolg der Studieneinheit – wie Kommentare wie „Mein Vorschlag ist, diesen Kurs in abgespeckter Form zu Beginn eines jeden Semesters für alle Studenten anzubieten, da hier sehr viel über die Benutzung der Bibliothek und richtiges Suchen gelernt werden kann, was eigentlich für alle Studenten wichtig ist.“ oder „v.a. die Recherchestrategien sollten Teil des Grundstudiums aller Studiengänge werden (hat mir persönlich sehr viel gebracht, elektronische Zeitschriften wurden in meinem Magister-Grundstudium Geschichte kaum oder gar nicht erwähnt)“ belegen. Im Sommersemester 2007 mit weniger bibliothekarischen Schwerpunkten versehen, setzte sich wieder die Veranstaltung „Literatursuche“ (Seminar und Übung mit identischem Fokus) an die Spitze.

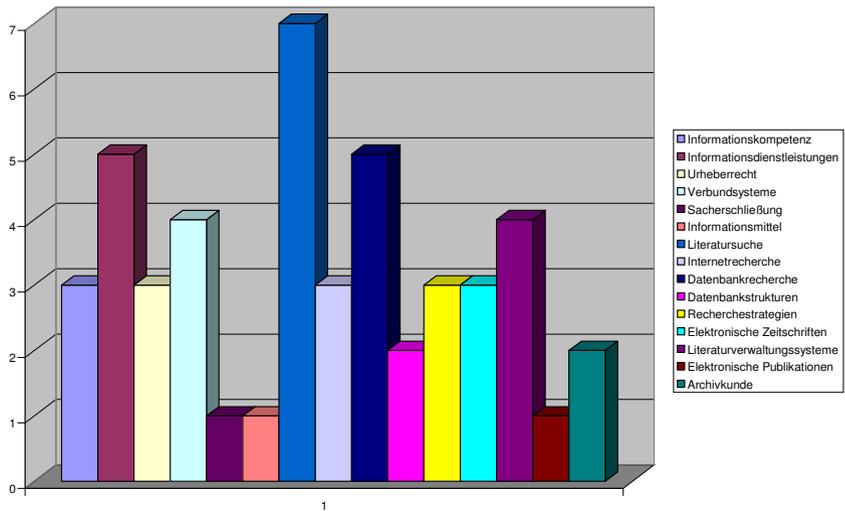


Abbildung 3: Rückmeldung zu den einzelnen Themengebieten im Sommersemester 2007

Das Sommersemester 2008 sah in der Beliebtheitsskala die erste Sitzung mit der Situierung von Informationskompetenz in Wissenschaft und der praktischen Umsetzung in den Bibliotheken in der Favoritenrolle, dicht gefolgt von Literatursuche und Datenbanken:

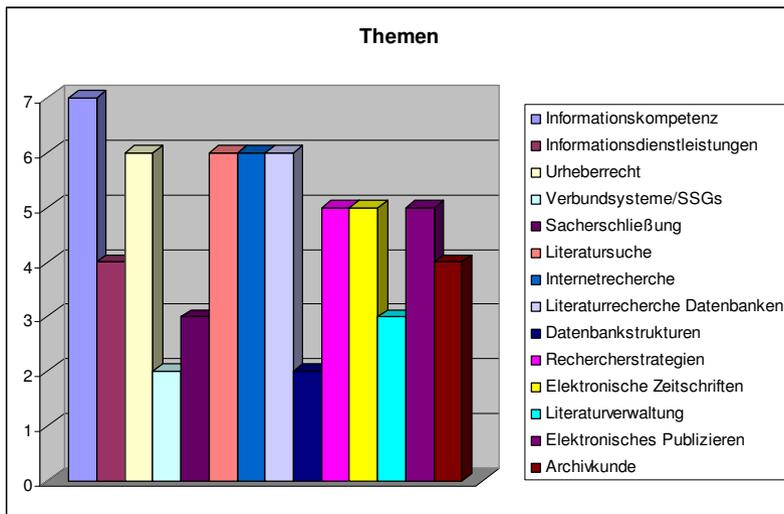


Abbildung 4: Rückmeldung zu den einzelnen Themengebieten im Sommersemester 2008

Bei der Evaluation der beiden bibliothekarischen Veranstaltungen zum Semesterabschluss spielt neben der didaktischen Aufbereitung auch die Frage der wissenschaftlichen und berufspraktischen Relevanz eine grosse Rolle. Hierbei kommt der beschränkten Teilnehmerzahl (20 Personen) der Studieneinheit eine wesentliche Bedeutung zu, die einen idealen Betreuungsaufwand garantiert und durch die von allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern stets positiv bewertete Lernumgebung auch entsprechende Lernerfolge erzielt werden. Als Leistungsnachweis des Seminars dient eine Klausur zum Ende des Semesters, die mit fünf Leistungspunkten bewertet wird und 90 Minuten Bearbeitungszeit hat. In einer Mischung aus kurzen Lernfragen („Was schützt das Urheberrechtsgesetz im Gegensatz zum Bürgerlichen Gesetzbuch?“, „Wie setzt sich eine Signatur der Regensburger Verbundklassifikation zusammen?“ etc.) und Problematiken mit einer längeren Bearbeitungszeit (beispielsweise die Darstellung der Vorgehensweise einer Recherche nach einem fachspezifischen Aufsatz, die kooperative Vorgehensweise bei der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek etc.) wird das gesamte Spektrum der Themen des Seminars abgeprüft. Die Klausur wird jedes Sommersemester von den lehrenden Bibliothekaren gemeinsam neu konzipiert und so aktuelle Fragestellungen wie Wissensklau und die daraus resultierende Bedeutung der Informationskompetenz als einer Schlüsselqualifikation im Wissenschaftsbetrieb auch in der Leistungsprüfung manifest.

Während das Seminar eher den thematischen Input liefert und weniger anwendungsorientiert ist, findet die Übung in einem entsprechend mit PCs versehenen Raum statt und trägt der Praxisorientierung Rechnung. Als Leistungsnachweis werden für die Übung auch wöchentliche Arbeitsblätter zu den entsprechenden Themen eingefordert, um das Wissen weiter praxisbezogen (u.a. Rechercheaufgaben in verschiedenen Datenbanken, im Anschluss Abgabe eines Rechercheprotokolls) zu intensivieren. Die Dozentinnen und Dozenten von Bibliotheksseite stehen hier jederzeit beratend zur Seite.

3. Plagieren Sie noch oder sind Sie schon informationskompetent?

Im Rahmen der ersten Sitzung der Studieneinheit mit der Überschrift „Informationskompetenz und ihre Bedeutung im Wissenschaftsbetrieb“ werden von den beiden Organisatoren sowohl die wissenschaftliche Verankerung von Informationskompetenz als auch die unterstützenden Massnahmen der Bibliotheken zu deren Vermittlung vorgestellt. Im Fokus steht demnach die Frage der Bedeutung von Informationskompetenz und deren Relevanz für das wissenschaftliche Arbeiten – eine Fragestellung, die auch für die Konzeption der Studieneinheit selbst verantwortlich war. Ausgangspunkt sind die Überlegungen, dass Informationsbeschaffung heutzutage vornehmlich über digitale Medien erfolgt (digital life management) und hierbei vorzugsweise allgemeine Suchmaschinen wie Google verwendet werden. Die Systeme

und Möglichkeiten der akademischen Informationsbeschaffung sind dagegen im Alltag noch unterrepräsentiert und werden von den Studierenden – wie zahlreiche empirische Studien an der Universität Regensburg gezeigt haben – vielfach unterschätzt. Die Studieneinheit will den Studierenden wissenschaftliches Handwerkszeug beim Umgang mit der (digitalen) Informationsflut mitgeben, für das Themenspektrum der Informationskompetenz insgesamt sensibilisieren und auf die Nachhaltigkeit bibliothekarischer Angebote und die damit verbundene Arbeitserleichterung im Wissenschaftsbetrieb hinweisen. Dies wird durch die curriculare Integration und die gemeinsame Leitung der Studieneinheit durch die Professur für Medieninformatik und die Universitätsbibliothek Regensburg unterstrichen. Die Verankerung im aktuellen Wissenschaftsdiskurs von INK trifft bei den Studierenden auf äusserst positive Resonanz und wir werden mit dieser curricularen Kombination aus Wissenschaft und Praxis diesen hohen Ansprüchen hoffentlich auch weiterhin gerecht werden, um noch häufig mit Einschätzungen wie dieser bedacht zu werden: »Vielen Dank für den schönsten Kurs dieses Semesters! «

Literaturverzeichnis

American Library Association (1989/1999). Presidential Committee on Information Literacy: Final Report

<http://www.ala.org/ala/mgrps/divs/acrl/publications/whitepapers/progressreport.cfm>

Gorski, M. (2008). „Informationskompetenz im Spannungsfeld zwischen Schule und Universität - Beobachtungen zum Informations- und Suchverhalten in der gymnasialen Oberstufe und im Studium“, in: Bibliotheksdienst, 42 (7), S. 738-761

http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd_neu/heftinhalte2008/Informationsvermittlung010708.pdf

Homann, B. (2002). „Informationskompetenz als Grundlage für bibliothekarische Schulungskonzepte.“ in: Bibliotheksdienst Heft 34 (6), S. 968-978

http://bibliotheksdienst.zlb.de/2000/2000_06_Benutzung01.pdf

Homann, B. (2002). „Standards der Informationskompetenz.“ In: Bibliotheksdienst 36(5), S. 625-638 http://bibliotheksdienst.zlb.de/2002/02_05_07.pdf

Iki, N. (2006). „Die Regensburger Studieneinheit Informationskompetenz (information literacy) INK – eine Kooperation von Bibliothek und Universität“, in: Bibliotheksdienst 40(5), S. 619-624

http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd_neu/heftinhalte2006/Infovermittlung030506.pdf

<http://www.informationskompetenz.de/>

Wissenschaftsrat (2000). Thesen zur künftigen Entwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland. Drs. 4594/00, Juli 2000 <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/4594-00.pdf>

Wissenschaftsrat (2001). Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken. Drs. 4935/01, Juli 2001 <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/4935-01.pdf>

Auch geistiges Eigentum ist als Eigentum geschützt. Ein Praxisbericht von der Universitätsbibliothek der TU Chemnitz

Bernd Juraschko

Technische Universität Chemnitz
Universitätsbibliothek
Strasse der Nationen 116
D-09111 Chemnitz
Bernd.Juraschko@gmx.de

Abstract

Neben der Informationsbeschaffung und –auswahl gehört auch der verantwortungsbewusste Umgang mit den erhaltenen Informationen zum neuen Informationsmanagement, wie es in den Kursen zur Informationskompetenz durch Bibliothekare gelehrt wird. Durch die Ausdehnung der traditionellen Benutzerschulung zu umfassenden Kursen der Informationskompetenz wurde die Thematik des verantwortungsbewussten Umgangs mit Informationen mit übernommen. Aus diesem Grund sind auf der E-learning-Strecke der Bibliothek der TU Chemnitz „IKOnline“ Ausführungen zum Urheberrecht und zu einer korrekten Zitierweise integriert.

Die aufgeworfene Frage nach dem ethisch und juristisch korrekten Umgang mit dem Geistigen Eigentum hat an der TU Chemnitz dazu geführt, dass wieder ein Kurs zum Thema „Geistiges Eigentum für NaturwissenschaftlerInnen“ ins Leben gerufen wurde. Der Kurs besteht aus einem patentrechtlichen und einem urheberrechtlichen Teil. Veranstalter sind der Lehrstuhl für Elektrochemie und die Universitätsbibliothek. Im urheberrechtlichen Teil wird auch auf die Lage und den Standpunkt der Universitätsbibliothek aktiv eingegangen und somit die Politik der Universitätsbibliothek hinsichtlich Urheberrechtsfragen näher erläutert.

Im Vortrag wird gezeigt, wie, an welcher Stelle und in welcher Ausführlichkeit im Kurs wissenschafts- und bibliotheksbezogenen urheberrechtlichen Fragestellungen erläutert und diskutiert werden.

1. Einleitung

Neben der technischen Informationsbeschaffung und –auswahl gehört auch der verantwortungsbewusste Umgang mit den erhaltenen Informationen zum neuen Informationsmanagement, wie es in den Kursen zur Informationskompetenz durch Bibliothekare gelehrt wird. Durch die Ausdehnung der traditionellen Benutzerschulung zu umfassenden Kursen der Informationskompetenz wurde die Thematik des verantwortungsbewussten Umgangs mit Informationen mit übernommen.

2. Urheberrechtsschutz als besondere Verpflichtung der öffentlichen Verwaltung

Nach Art. 14 Abs. 1 S. 1 GG wird das Eigentum gewährleistet. Eine Unterscheidung von materiellen und immateriellen Eigentum nimmt das Gesetz nicht vor. Daher ist das auch das Geistige Eigentum als Eigentum geschützt. Damit zählt auch Urheberrecht (Schricker/Dietz, 1999) zum Eigentum im Sinne von Art. 14 GG. Der Unterschied zwischen Sach- und Geistigen Eigentum besteht darin, dass sich das Sacheigentum begriffsnotwendig auf einen Gegenstand beschränkt, während das Produkt des geistigen Eigentums auf immer neue Art und Weise reproduziert werden kann (Hess, 1993). Die Reproduzierbarkeit ist unabhängig von Zeit und Raum. Es kann daher an mehreren Orten gleichzeitig existieren. Das Grundgesetz verbietet grundsätzlich nicht die unterschiedliche Ausgestaltung des Schutzes von Sach- und Geistigen Eigentum, soweit ein adäquater Schutz vorhanden ist. Den Schutz von Urheberwerken hat der Gesetzgeber durch das Urheberrecht geregelt.

Gemäss Art. 20 Abs. 3 HS 2 GG ist Verwaltung an Gesetz und Recht gebunden (Maurer, 2009). Nähere Ausformungen gibt es in zahlreichen einfachen Gesetzen. Zum Bereich der öffentlichen Verwaltung gehören auch viele Bibliotheken. Daher obliegt ihnen eine besondere Bindungswirkung – auch wenn gegenüber den Bestimmungen des Urheberrechts. So sind „Service“-Angebote, wie Kurse zur Videobearbeitung, bei denen mit Rip-Software der Kopierschutz geknackt wird, doppelt rechtswidrig. Es liegt nicht nur ein Verstoß gegen § 108b UrhG, sondern auch ein Verstoß gegen die besondere Bindungspflicht der öffentlichen Hand vor. Gerade öffentlich-rechtliche Einrichtungen, die sich als Ausdruck des Allgemeinwohls sehen, sollten sich an Regeln halten, die sie anderen z.B. in der Benutzungsordnung auch abverlangen. Dies schliesst keineswegs aus, dass Bibliotheken in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft Auslegungslücken im Gesetzestext nützen und sich gegebenenfalls mit gesetzeskonformen Mitteln gegen ungerechtfertigte Beschränkungen ihres Wirkens zur Wehr setzen.

3. Urheberrecht als Bestandteil der Informationskompetenz

Die besondere Verpflichtung zum Rechtsgehorsam einer Bibliothek in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft verlangt eine aktive Eintretung für Recht und Gesetz, soweit diese den Wirkungskreis der Bibliothek berühren. Dies ist beim Urheberrecht der Fall. Wie ein solches Eintreten aussehen kann und sich gleichzeitig positiv auf die Bibliothek auswirkt, soll an Hand von zwei Beispielen beschrieben werden.

3.1. IKOnline

Um möglichst frühzeitig auf die Einhaltung der Regeln guter wissenschaftlichen Verhaltens und des Urheberrechts hinzuwirken, wurden in die E-Learning-Strecke zur Informationskompetenz der UB Chemnitz IKOnline¹ in den siebten Kursteil Ausführungen zum Urheberrecht gemacht. Sie befinden sich im siebten Teil und umfassen allgemeine Ausführungen zum Urheberrecht sowie den Schwerpunkt des richtigen Zitierens.

Das offene Eintreten für den Urheberrechtsschutz neben der Erfüllung der erläuterten Gesetzesbindung noch eine zweite Funktion. Sofern es trotz aller Massnahmen zum Urheberrechtsschutz zu einem entsprechenden Verstoss innerhalb der Räumlichkeiten der Bibliothek kommt, kann die Bibliothek belegen, dass sie diese Vorkommnisse generell nicht duldet. Damit schützt das Eintreten für das Urheberrecht die Bibliothek auch vor Ansprüchen, indem es schwer gemacht wird, ein Organisationsverschulden nachzuweisen.

Das offene Eintreten für die geltende Rechts- und Werteordnung bedeutet keinesfalls die Begründung einer Garantenstellung hinsichtlich eines möglichen Verstosses gegen das Urheberrecht innerhalb der Räume der Bibliothek.

3.2. Kurs Geistiges Eigentum für NaturwissenschaftlerInnen

Die aufgeworfene Frage nach dem ethisch und juristisch korrektem Umgang mit dem Geistigen Eigentum hat an der TU Chemnitz dazu geführt, dass wieder ein Kurs zum Thema „Geistiges Eigentum für NaturwissenschaftlerInnen“ ins Leben gerufen wurde. Der Kurs besteht aus einem patentrechtlichen und einem urheberrechtlichen Teil. Veranstalter sind der Lehrstuhl für Elektrochemie und die Universitätsbibliothek. Im urheberrechtlichen Teil wird auch auf die Lage und den Standpunkt der Universitätsbibliothek aktiv eingegangen und somit die Politik der Universitätsbibliothek hinsichtlich Urheberrechtsfragen näher erläutert. Ziel des Kurses ist nicht nur ethisches Bewusstsein im Hinblick auf das Geistige Eigentum zu stärken oder zu schaffen, sondern darüber hinaus auf berufliche Entwicklungsmöglichkeiten hinzuweisen.

¹ www.bibliothek.tu-chemnitz.de/ikonline/index.html

3.2.1. Beschreibung des Inhalts und des Werdegangs der Veranstaltung

Der Kompaktkurs „Geistiges Eigentum für NaturwissenschaftlerInnen“ ist ein Angebot, das das Informationsangebot der Hochschulbibliothek in den Mittelpunkt der Veranstaltung stellt. Damit grenzt sich die Veranstaltung bewusst zu Veranstaltungen, wie sie zum Urheber- und Patentrecht in juristischen Fakultäten gehalten werden, ab.

Die Vorgeschichte des Kompaktkurses beruht auf zwei Strängen. Der erste ist das von mir ursprünglich rein privat erstellte Angebot an der Universität Konstanz „Einführung in den gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht für Biologen“ während meiner Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Rechtswissenschaft. Der zweite Strang beruht auf dem Wunsch des Instituts für Chemie, einen früheren Kurs wieder aufzugreifen. Dieser frühere Kurs wurde von einer universitätsexternen Lehrbeauftragten geleitet. Er hatte eine andere nicht bibliotheksbezogene Schwerpunktsetzung und wurde im Zuge von Einsparungsmassnahmen beendet. Der neue Kurs „Geistiges Eigentum“ findet aus organisatorischen Gründen als Kompaktkurs einmal im Jahr statt. Der erste Termin lag im Sommersemester 2008. Bei aktiver Teilnahme kann eine Teilnahmebescheinigung erworben werden, die vom Inhaber des Lehrstuhls für Elektrochemie und mir, als Vertreter der Universitätsbibliothek ausgestellt wird.

Ein wesentlicher Bestandteil der Vorbereitung des Kurses waren die Absprachen mit verschiedenen Stellen an der Universität. Grund für die Absprachen ist die Vermeidung von inhaltlichen Überschneidungen von Vorlesungen. Die Absprachen sind notwendig, um eine bewusste Integration von Lehrveranstaltungen der Universitätsbibliothek innerhalb der Hochschule zu erreichen. Die Lehrveranstaltungen der Universitätsbibliothek verstehen sich als Zusatzveranstaltungen zum Unterrichtsprogramm der Wissenschaftler. Ein Verdrängungswettbewerb soll daher genauso vermieden werden, wie eine Ersatzfunktion der Hochschulbibliothek im Bereich der Lehre. Schliesslich dienen die Absprachen auch der Publikationswirkung für die Durchführung einzelner Veranstaltungen. Für die Durchführung wurden Absprachen mit der Leiterin des Patentinformationszentrums, der Leiterin der Universitätsbibliothek, den Inhabern der beiden juristischen Lehrstühle, dem Referenten für Forschung der TU Chemnitz sowie mit dem Direktor des Instituts für Chemie getroffen.

3.2.2. Anknüpfungspunkte

Im Folgenden werden die Anknüpfungspunkte im Urheberrecht aus dem Kurs genannt und inhaltlich beschrieben, die auch für Bibliotheken von Bedeutung sind.

Urheberrecht

Unter dem Titel „Urheberrecht – ausgewählte Einzelfälle“ werden Datenbanken und Kataloge (OPAC der TU Chemnitz) als urheberrechtlich geschützte Werke aufgeführt. Dies dient einer allgemeinen Würdigung der Arbeit der Bibliothek.

Am Beispiel des Downloads von Bildern wird erörtert, was das Urheberrecht unter wissenschaftlichem Gebrauch versteht. Es geht um die Fälle, in denen ein anderer Wissenschaftler z.B. Fotoaufnahmen von Präparaten unter dem Mikroskop erstellt hat und diese in seiner Netzpublikation der Allgemeinheit zugänglich macht. Im Hinblick auf eine Zeitersparnis beim Nachnutzenwollen von Bildern bei Online-Auktionshäusern ist dieses Thema auch für einige Kursteilnehmer privat interessant.

Als Reaktion auf die Monopolisierung von Software sowie der Preispolitik der jeweiligen Unternehmen entstanden die Open-Source und die Open-Access-Bewegung. Die Grundzüge dieser Denkansätze sowie die Public Domain werden als Ausgleich zu den kommerziellen Möglichkeiten ebenfalls vorgestellt. Dabei wird auf die Unterschiede von freier Nutzung und unentgeltlicher Nutzung ausdrücklich hingewiesen. Am Ende der Darstellung folgen Ausführungen zum Meinungsstand im Bibliothekswesen, der Zeitschriftenkrise sowie zur Etatsituation der Bibliotheken.

§ 52a UrhG regelt die öffentliche Zugänglichmachung für Unterricht und Forschung. An Hand dieser Vorschrift werden die Erläuterung der Grundsätze des Urheberrechts und das Regel-Ausnahmeprinzip erläutert. Veranschaulicht wird dies durch ein Beispiel zum Thema Bereitstellen von Studienmaterialien z.B. in einem Handapparat, elektronischen Semesterapparat. Das Beispiel ist als Türöffner für die Besprechung von Alltagsfragen zum Urheberrecht konzipiert.

In § 53 UrhG sind die Vervielfältigungen zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch geregelt. Bei der Erläuterung der Vorschrift wird insbesondere auf § 53 Abs. 2 UrhG eingegangen.

Das in § 63 UrhG geforderte Zitiergebot gehört für Bibliotheken zu den zentralen urheberrechtlichen Normen. Der gesamte Bereich der Informationsrecherche bildet die Grundlage für eine ordentliche Zitierung und dem Erbringen von Nachweisen. Ebenso wäre eine Informationsrecherche ohne Zitiergebot erheblich mühsamer. Man müsste sich auf die freiwillige und die freiwillig korrekte Nennung verlassen. Die Bedeutung des wissenschaftlich-ethischen Grundsatzes der Zitierung rechtfertigt auch die Erhebung zu einem gesetzlichen Gebot. Dieses im Urheberrecht verankerte Gebot ist auch die Grundlage für die Arbeit in und mit Bibliotheken. Eine Ahnung für das Nichtbestehen eines Zitiergebots gibt § 138 UrhG. Danach werden beim Patent- und Markenamt Register anonymer und pseudonymer Werke geführt. Der erhöhte Aufwand für die Arbeit mit

diesem Register gegenüber üblichen Bibliothekskatalogen unterstreicht die Bedeutung des Zitiergebots für Bibliotheken. Das Zitiergebot bildet ferner den Anknüpfungspunkt an eine andere jährliche Veranstaltung der Fakultät für Naturwissenschaften mit dem Titel „Ethik in Wissenschaft und Forschung“.

Der Kurs bleibt nicht bei dem Hinweis stehen, dass bei einer Nachnutzung der Wille der Rechteinhaber entscheidend ist, sondern gibt auch Hinweise, wie und wo Rechteinhaber ermittelt werden können. Die Pflicht wird als Informationsrechercheaufgabe erklärt, für welche die Bibliothek Unterstützung leistet. Denn zu den Angeboten der Bibliothek gehören die Bereitstellung von Informationsmitteln und das Erlernen von Informationskompetenz.

Die in § 32 UrhG und § 22 VeriG festgeschriebene Vergütungspflicht für den Autor durch die Verlage ist für viele Kursteilnehmer vor allem für die eigene Dissertation von Interesse. Am Beispiel Druckkostenzuschuss wird erläutert, wie gesetzliches Bild und Rechtswirklichkeit auseinander fallen.

Die Frage, wie mit der Doktorarbeit oder einem publizierten Aufsatz ein Teil der entstandenen Kosten wieder hereingeholt werden kann, gehört für die Kursteilnehmer zu den angenehmsten Themen. An Hand dieser Beispiele wird das Urheberrechtswahrnehmungsgesetz, die VG Wort sowie die Kopierabgabe und die Verteilung der Gelder erläutert.

Die Pflichtexemplare gehören zu den festen Grössen im Erwerbungszugang einer Bibliothek. Das Pflichtexemplarrecht beruht in Sachsen auf § 11 SächsPressG und der jeweiligen Promotionsordnung. Anstoss in die Thematik Pflichtexemplarrecht ist eine Diskussion mit den Kursteilnehmern zum Wert des wissenschaftlichen Austausches, dessen Erleichterung und dem gesellschaftlichen Teilhabeinteresse am wissenschaftlichen Fortschritt. Soweit die Pflichtexemplare in gedruckter Form zu erbringen sind, bedeuten sie für den Promoventen zusätzliche Ausgaben. Neben der Freude kostenfrei wissenschaftliche Literatur erhalten zu haben, stellen gedruckte Dissertationen auf Grund der hohen Masse für die Bibliothek häufig ein Raumproblem. Daher wird im Kurs ausdrücklich für ein elektronisches Pflichtexemplar geworben.

Fast überall kann der Preis ausgehandelt werden. Neue Bücher bilden wegen § 3 Buchpreisbindungsgesetz eine der grossen Ausnahmen. Wie schon bei der Darstellung der OpenAccess-Diskussion bildet die Buchpreisbindung einen Aufhänger für die Diskussion der Kostenentwicklung auf dem Literaturmarkt im Allgemeinen. Ziel ist es, die Haushaltspolitik und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Bibliothek transparent und damit verständlich zu machen.

Unter dem Schlagwort Lizenzen dient der Kurs „Recht des Geistigen Eigentums“ auch der Kommunikationsplattform für einen Austausch über Nutzungserwartungen wie auch dem Hinweis auf die unbedingte Einhaltung der Lizenzbestimmungen der Datenbankanbieter. Auf diese Art und Weise wird präventiv gegen eine nicht lizenzgemässe Übernutzung der Datenbank durch zu viele Downloads vorgegangen.

Patentrecht

Auf den ersten Blick mag es überraschen, warum neben dem Urheberrecht auch das Patentrecht Bestandteil einer Veranstaltung der Universitätsbibliothek ist. Auch wenn sie häufig nicht im Rampenlicht von juristischen Betrachtungen in einer Bibliothek im Allgemeinen stehen, haben sie in der Hochschulbibliothek der TU Chemnitz einen festen Platz. Für die technischen und naturwissenschaftlichen Fächer sind Patente unentbehrliche Informationsquellen. Daher gehört es an einer technischen Universität zum Alltag, dass sich Wissenschaftler wegen ihrer Forschungsarbeit für Patente interessieren. Auf Grund der inhaltlich engen Verzahnung befindet sich unter dem organisatorischen Dach der Bibliothek der TU Chemnitz auch ein Patentinformationszentrum. Ziel des Kurses ist es, auf die Arbeit der Hochschulbibliothek/ Patentinformationszentrum aufmerksam zu machen und durch vorbereitende Erläuterungen Hemmschwellen und Vorurteile gegen die Arbeit mit Patenten zu nehmen.

Der Kursteil beginnt mit dem Hinweis, dass der Überschneidungskreis von naturwissenschaftlicher/ technischer Forschung, Recht und Informationswissenschaft Berufsbilder herausgebildet hat: Patentanwalt, Patentrechercheur, wissenschaftlicher Bibliothekar an einer entsprechenden Einrichtung.

An Hand der Grundlagen des Patentrechts, vor allem der Patentanmeldung wird die Bedeutung der Patentrecherche dargestellt. Hier erfolgt eine mit den MitarbeiterInnen des Patentinformationszentrums abgesprochene Hinleitung zu der Arbeit des Patentinformationszentrums und welche Dienstleistungen dieses anbieten kann.

Da sich die Veranstaltung als Türöffner zu der Arbeit mit Patenten versteht, stehen die „Erstkontakte mit Erfindungen und Patenten“ im Vordergrund. Die Neuheitsschädlichkeit für Patente durch Veröffentlichungen in Zeitschriften oder auf Ausstellungen, ist ein Aufhänger für notwendige Planungen von Schutzrechanmeldungen und wissenschaftlicher Arbeit.

Wie die in § 47 Sächsisches Hochschulgesetz normierte Anbieterspflicht von Erfindungen durch Mitarbeiter zeigt, kann die oben erwähnte Auseinandersetzung mit den Patenten im Rahmen der wissenschaftlichen Forschung auch zur Pflicht werden. Daher wird die Vorschrift mit weitergehenden Hinweisen auf das Arbeitnehmererfindungsrecht

erläutert. Es wird aufgezeigt, dass die Pflichtanbietung wegen der Vorprüfung auf eine erfolgreiche Verwertung und der Kostentragung auch Vorteile für den Forscher bietet. Der Part schliesst mit einer Nennung der konkreten Ansprechpartner innerhalb der Hochschule.

Ein weiterer Punkt, der bei der Forschungsarbeit und deren Publikation zu beachten ist, ist die gewerbliche Nutzung. Hierzu kann es bereits an der Hochschule bei einer Zusammenarbeit mit einem Industrieunternehmen kommen.

Neben den sehr praxisnahen Punkten werden übergreifende Themen wie die Bedeutung des Schutzes des Geistigen Eigentums für rohstoffarme Länder und des wissenschaftlichen Fortschritts für die gesamte Gesellschaft im Kurs erörtert.

Bewertung des Kurses „Geistiges Eigentum“

Die Durchführung des Kurses „Geistiges Eigentum für NaturwissenschaftlerInnen“ hat sich als zusätzliche Veranstaltung bewährt. Von Seiten des Instituts für Chemie besteht ein Interesse daran, diesen Kurs fortzusetzen. Für die Bibliothek ist der durch den Kurs entstandene engere Kontakt mit dem Institut für Chemie ebenfalls förderlich. Insbesondere wenn es um problematische Fragen wie Abbestellung von Zeitschriften und die Etatsanierung geht, ist das durch das Kursangebot gewonnene gute Klima sehr hilfreich.

Auf die Frage, ob diese Veranstaltung von der Bibliothek oder von Seite des juristischen Wissenschaftsbetriebs aus durchgeführt werden sollte, hängt von den Umständen vor Ort ab.

Die enge Verbindung der Universitätsbibliothek Chemnitz mit dem integrierten Patentinformationszentrum, das Fehlen eines selbstständigen juristischen Instituts/Fakultät führen dazu, dass die Verortung der Veranstaltung m.E. nach richtig ist.

Es gibt auch andere Möglichkeiten, das Recht des Geistigen Eigentums und informationswissenschaftliche Arbeit miteinander zu verbinden. So findet an der Universität Konstanz ein Kurs zum Thema „Recherchen im gewerblichen Rechtsschutz“ statt. Zielgruppe sind hier fortgeschrittene Studierende der Rechtswissenschaften. Es handelt sich um eine Vorlesung mit Rechercheübungen. Wegen der Fokussierung des Markenrechts im Lehr- und Forschungsbetrieb beim Recht des Geistigen Eigentums, hat auch der Kurs einen markenrechtlichen Schwerpunkt.

Literaturverzeichnis

Hess, G. (1993). Urheberrechtsprobleme der Parodie. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Maurer, H. (2009). Allgemeines Verwaltungsrecht, 17. Aufl. München: Beck Verlag.

Schricker, G. & Dietz, A. (1999). Urheberrecht, 2. Aufl. München: Beck Verlag.
www.bibliothek.tu-chemnitz.de/ikonline/index.html

Wissenschaftliches Arbeiten im Wandel aus der Sicht von Online-Repositoryen

Christian Fuhrer

Koordination Open Access
Hauptbibliothek Universität Zürich
Winterthurerstrasse 190
CH-8057 Zürich
christian.fuhrer@hbz.uzh.ch

Abstract

Inhalte wissenschaftlicher Arbeiten sind vermehrt frei im Internet zugänglich, unter anderem in fachspezifischen oder institutionellen Repositorien. Die Gründe sind vielfältig. Sie beruhen einerseits auf der Fähigkeit des Internets, Inhalte sofort weltweit verfügbar zu machen – unabhängig von Verlagen, welche früher zur Verbreitung unentbehrlich waren. Andererseits haben etliche Vertrieber wissenschaftlicher Periodika ihre Zugangspreise massiv verteuert und damit Kündigungen von Lizenznehmern und die Zeitschriftenkrise verursacht. Die Open-Access-Bewegung strebt den freien Zugang zu wissenschaftlichen Werken an. Sie erfährt zunehmend Unterstützung durch Universitäten und Forschungsförderorganisationen, welche die Resultate ihrer Forschung frei zugänglich sehen wollen – für andere Forscher und für die Öffentlichkeit, deren Steuergelder universitäre Forschung erst ermöglichen.

Online-Repositoryen bieten räumlich und zeitlich unbegrenzten Zugang und erlauben höchste Flexibilität im Umgang mit wissenschaftlicher Literatur. Sie sind in der Regel Zweitpublikationsgefässe, welche Veröffentlichungen aufnehmen, die zuerst bei wissenschaftlichen Verlagen erschienen sind. Diese Hinterlegung geschieht im rechtlichen Rahmen, und alle Qualitäts- und Plagiatskontrollen durch die Verlage bleiben erhalten. Um von den neuen Möglichkeiten profitieren zu können, müssen sich Forschende gegenüber ihren Verlagen vermehrt um ihre Autorenrechte kümmern, sodass die offene Hinterlegung einer vollständigen Version ihrer Arbeiten in Repositorien möglich wird. Aus Repositorien können Texte technisch leicht kopiert werden. Demgegenüber sind Texte aus Repositorien am einfachsten auffindbar, was eine verbesserte Plagiatskontrolle ermöglicht. Daher erhöhen Repositorien die Transparenz wissenschaftlicher Publikationen und studentischer Arbeiten und wirken auf diese Weise Plagiaten entgegen.

Wenn Forschende vor der Verbreitung des Internets, beispielsweise in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts, mit einer wissenschaftlichen Arbeit eine weltweite Leserschaft erreichen wollten, mussten sie sich an Verlage wenden. Nur wissenschaftliche Verlagshäuser mit ihren Editoren und Vertriebsnetzen waren in der Lage, die Begutachtung der eingereichten Werke zu organisieren, die Arbeiten zu drucken, und damit kostenpflichtig Bibliotheken und Forschende weltweit zu beliefern. So verschafften sich Verlage führende Positionen in der Verbreitung von Wissen. Mit der Einführung des Internets hat sich der Aspekt der Verbreitung grundlegend geändert, während die Prinzipien der Begutachtung gleich bleiben. Das Internet ermöglicht es, Inhalte sofort weltweit verfügbar zu machen. Eine teure Drucklegung ist nicht erforderlich, die Werke liegen digital vor. Auf der Empfängerseite können diese Inhalte jederzeit recherchiert und abgerufen werden. Somit ändert sich die Wissensbeschaffung vieler Forschender: war der Gang in ihre universitäre Bibliothek früher notwendig, um die neusten Werke zu kopieren, so können sie sich diese nun bequem auf ihren Computer herunterladen.

1. Steigende Kosten des traditionellen Publikationswesens

Dies geschieht jedoch mitnichten kostenfrei. Trotz teilweisen Wegfalls der teuren Drucklegung verlangen vor allem naturwissenschaftliche Verlage hohe Lizenzgebühren für den Zugang zu Periodika im Internet. Diese Gebühren werden von den Forschungseinrichtungen (z.B. von Universitäten und ihren Bibliotheken), letztlich also zu einem grossen Ausmass von den Steuerzahlern finanziert. In den letzten 10 Jahren haben diese Verlage den elektronischen Zugang massiv verteuert, weit über der normalen Teuerung. Damit kompensieren sie teilweise den Wegfall des Verkaufs gedruckter Produkte, haben aber auch ihren Gewinn gesteigert. Universitäre Bibliotheken sehen sich in der Folge vermehrt gezwungen, Periodika abzubestellen. Somit publizieren Wissenschaftler weiterhin in ihren angestammten Zeitschriften, die jedoch von weniger Fachkollegen und interessierten Laien gelesen werden können – die Zeitschriftenkrise ist die Folge (Wikipedia, 2009).

2. Open Access

Die Open-Access-Bewegung ist seit etwa 15 Jahren aktiv und strebt den freien Zugang zu wissenschaftlichen Werken an. Ursprünglich ins Leben gerufen als eine Art Selbsthilfe von engagierten Wissenschaftlern und Patientenorganisationen vorab der USA, welche die grösstmögliche Verbreitung wissenschaftlicher Literatur erreichen wollten, erfährt die Bewegung zunehmend Unterstützung durch Universitäten und Forschungsförderorganisationen. Diese wollen die Resultate ihrer Forschung frei zugänglich machen – für andere Forschende und für die Öffentlichkeit, deren Steuergelder universitäre Forschung erst ermöglichen. In den letzten Jahren haben etliche Universitäten

und Forschungsförderorganisationen weltweit Erklärungen unterzeichnet, welche die Unterstützung des Open Access Gedankens ausdrücken, etwa die Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen (Berliner Erklärung, 2003). Zudem verfassten viele Forschungseinrichtungen Leitlinien und Policies, mit denen sie Open Access konkret umsetzen.¹

3. Gold Road to Open Access

Open Access kann im Prinzip auf zwei Arten erreicht werden. Mit der Gold Road to Open Access wählt ein Wissenschaftler Verlage aus, die selber mit freiem Zugriff publizieren, also Open Access direkt anbieten, und veröffentlicht seine Werke auf diese Art. Die Herausforderungen dabei sind offensichtlich: oft sind diese Verlage neu, und ihre Periodika sind noch wenigen bekannt und haben noch keinen Impaktfaktor. Bekanntheitsgrad und Impaktfaktor sind jedoch entscheidend in Evaluationen. Es stellt sich auch die Frage nach der Finanzierung der Publikationskosten, welche viele dieser Verlage erheben. Bei Hybridverlagen, die nach dem Lizenzmodell funktionieren, jedoch einzelne Artikel gegen Bezahlung einer Gebühr durch die Autoren freischalten, ist die Kostenfrage noch komplexer: solange Verlage diese Publikationskosten nicht mit den Lizenzkosten abgleichen, ist kein durchschlagender Erfolg dieses Modells zu erwarten, da für Universitäten die Kosten noch stärker steigen würden.

4. Green Road to Open Access: online-Repositorien

In der Green Road to Open Access wird der freie Zugriff via Repositorien erreicht. Forschende publizieren in ihren vertrauten Zeitschriften und Büchern, und hinterlegen eine vollständige Version dieser Arbeiten in einem institutionellen oder fachspezifischen Repository (Dokumentenserver). Diese Server sind somit in der Regel Zweitpublikationsgefäße, welche Veröffentlichungen aufnehmen, die zuerst bei wissenschaftlichen Verlagen erschienen sind. Diese Hinterlegung geschieht im rechtlichen Rahmen, und alle Qualitätskontrollen durch die Verlage bleiben erhalten. Um von diesen neuen Möglichkeiten profitieren zu können, müssen sich Forschende gegenüber ihren Verlagen vermehrt um ihre Autorenrechte kümmern, sodass die offene Hinterlegung einer vollständigen Version ihrer Arbeiten in Repositorien möglich wird (Universität Zürich, 2008a).

Es bestehen denn auch grosse Herausforderungen bei der Green Road: Forschende sind oft unsicher, ob, wie und wann sie ihre Publikationen offen in einem Repository zeigen können. Sie unterzeichnen oftmals einen Verlagsvertrag, wenn sie bei einem traditionellen

¹ Vgl. ROARMAP (Registry of Open Access Repository Material Archiving Policies): <http://www.eprints.org/openaccess/policysignup/> [2009-07-27].

Wissenschaftsverlag publizieren. Häufig beinhaltet dieser Vertrag das Recht, die zuletzt geschriebene und begutachtete Arbeit (akzeptiertes Manuskript), nicht aber die vom Verlag verbreitete Endversion (publiziertes PDF), in einem Repository offen zu hinterlegen. Als Folge werden viele Repositorien akzeptierte Manuskripte enthalten, während eigentlich die publizierten PDFs gefragt sind. Als Lösung suchen viele Forschende frei im Internet und stossen auf publizierte PDFs, die ihre Fachkollegen auf ihren Webseiten ungeachtet ihrer Verlagsverträge platziert haben. Wird kein Verlagsvertrag unterzeichnet, so gelten die gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechts, womit Forschende in der Regel nicht vertraut sind.

Eine weitere Herausforderung ist der – wenn auch minime – Aufwand der Hinterlegung in einem Repository. Oft muss ein akzeptiertes Manuskript erst erstellt werden. Vereinfachungen und Mehrwert bringen Verlinkungen, wenn etwa Einträge aus dem Repository in die jährliche Berichterstattung der Forschenden oder in ihre Instituts-Website einfließen. Dann wird der praktische Mehrwert eines Repositoriums als Teil der IT-Umgebung der Forschenden sichtbar – zusätzlich zum Nutzen der erhöhten Sichtbarkeit (Universität Zürich, 2009a).

5. ZORA: Zurich Open Repository and Archive

Erfolg und Akzeptanz von Repositorien bei Forschenden zeigen fachspezifische Unterschiede auf, wie wir auch im Repository der Universität Zürich (ZORA – Zurich Open Repository and Archive) erfahren haben.² ZORA existiert seit 2006, ist begleitet von Richtlinien der Universitätsleitung, erfasst seit 2008 alle Publikationen der Forschenden der Universität und ist verbunden mit den Akademischen Berichten und den Webseiten der Forschenden (Universität Zürich, 2008b).

Im ersten Jahr der flächendeckenden Erfassung der Publikationen (2008) trugen viele Forschende ihre Publikationen so in ZORA ein, wie von der Verfassung der Akademischen Berichte her gewohnt: um den Jahreswechsel. Das führte zu einem Eingabe-Peak und einem gekoppelten Anstieg der Publikationen in ZORA um den Jahreswechsel (Bilder 1 und 2). ZORA enthält nun 13'129 Einträge, wovon 7'547 aus dem Jahr 2008 stammen (Stand 24.7.09). Die Herausforderung ist, dass die Forschenden die Eingaben fortlaufend tätigen, gleich nach der Erstpublikation beim Verlag. Sie erreichen damit optimale Verfügbarkeit, was schnellere Zitierungen begünstigt. Beweise der erhöhten Sichtbarkeit ihrer Publikationen wie Downloadzahlen ihrer Arbeiten werden für die Forschenden motivierend wirken, und die verschiedenen Verlinkungsmöglichkeiten aus ZORA ersparen zusätzliche Arbeit.

² Vgl.: <http://www.zora.uzh.ch>

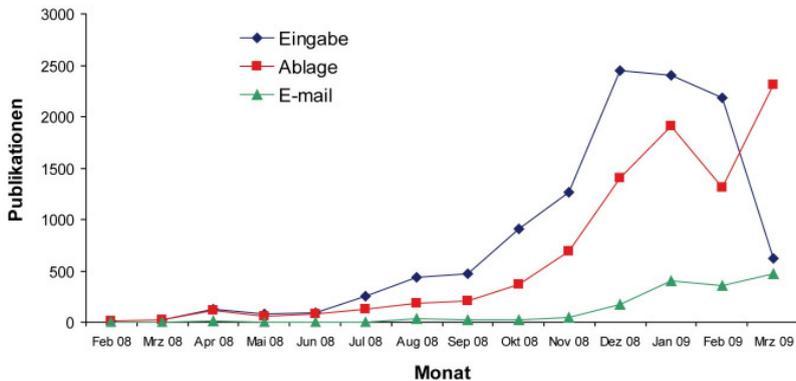


Bild 1. Eingabe von Publikationen in ZORA. Die Graphik zeigt, wie viele Publikationen in ZORA vom Februar 2008 bis März 2009 pro Monat eingetragen wurden. Eingabe: eine Publikation wird vom Submitter (Forschende, Assistenten, Sekretariate, Bibliotheken) in ZORA eingetragen. Ablage: die Publikation wird von der ZORA-Redaktion bearbeitet und in ZORA abgelegt. E-mail: bei Rückfragen oder Ablehnung retourniert die ZORA-Redaktion die Publikation dem Submitter inklusive E-mail-Nachricht.

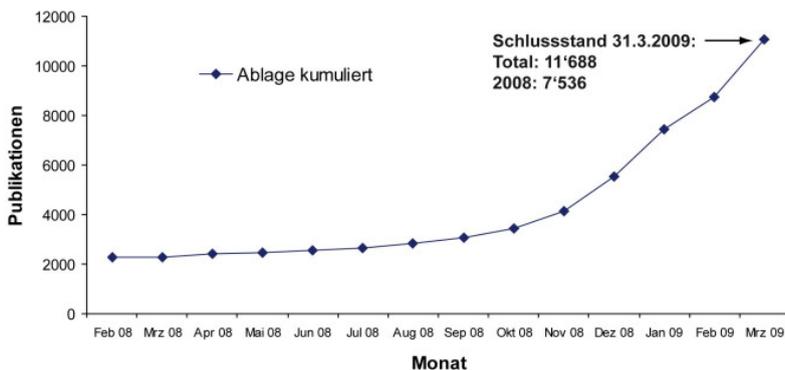


Bild 2. Zunahme der Publikationen in ZORA.

Der Prozentsatz an Publikationen mit frei zugänglichem Volltext ist in ZORA unterschiedlich. Insgesamt enthalten etwa 30% der Einträge einen solchen Volltext. Die Naturwissenschaften und die Wirtschaftswissenschaften liegen höher, beispielsweise bei 49% für die Veterinärmedizin 2008 oder bei 61% für referierte Zeitschriftenartikel 2008 für

die Wirtschaftswissenschaften. Die Geisteswissenschaften liegen tiefer. Die Unterschiede könnten zurückgehen auf den vertrauten oder weniger vertrauten Umgang der Forschenden mit elektronischen Medien. Beispielsweise sind Wirtschaftswissenschaftler an Working Papers gewöhnt (Artikel, die vor dem Einreichen bei einer Zeitschrift von den Forschenden schon im Internet veröffentlicht werden) – und die letzte Version davon entspricht dem akzeptierten Manuskript in ZORA. Auf der anderen Seite zeigen einige Geisteswissenschaftler Solidarität mit ihren angestammten Verlagen, welche sie durch die Parallelpublikation in einem Server wie ZORA in Gefahr sehen. Viele dieser Verlage sind im Vergleich zu den naturwissenschaftlichen Grossverlagen klein und haben bis jetzt keine hohen Preissteigerungen durchgeführt.

6. Repositorien erhöhen die Transparenz wissenschaftlicher Arbeiten

Technisch gesehen können Texte aus Repositorien oder bei Verlagen mit freiem Zugang leicht kopiert werden. Dies führt zur berechtigten Frage, welche Konsequenzen der freie Zugriff bezüglich Plagiaten und Fälschungen hat.

Interessant ist, dass die etablierte Informationsplattform [open-access.net](http://www.open-access.net)³, welche umfassende Auskunft zum Thema Open Access bietet, fast keine Einträge zum Thema Plagiat enthält. In der Open-Access-Bewegung werden Plagiate nicht als Problem betrachtet und an entsprechenden Konferenzen fast nie erwähnt. Die Open Access News (Open Access News, 2009) enthalten mehr Einträge und verweisen auf die Tatsache, dass Open Access und Repositorien die Transparenz erhöhen, Plagiate einfacher auffindbar machen, und ihnen somit entgegenwirken. Die folgenden Überlegungen erläutern dies. Dabei sollte zwischen verschiedenen Aspekten von Plagiaten unterschieden werden.

An den Plagiatskontrollen der Verlage, wenn sie einen eingereichten Beitrag untersuchen, hat sich mit Repositorien im Prinzip nichts geändert: alle Qualitäts- und Plagiatskontrollen bleiben erhalten, wobei die erhöhte Zugänglichkeit von Volltexten aus Repositorien vereinfachend wirkt.

Repositorien könnten als Quelle von Plagiaten in studentischen Arbeiten in Frage kommen. Viele Universitäten, so auch die Universität Zürich, haben Richtlinien zum Umgang mit Plagiaten erarbeitet (Universität Zürich, 2009b). Auf Verdachtsmomente hin sollen Arbeiten näher untersucht werden. Dazu werden Plagiatsoftwares eingesetzt, an der Universität Zürich Docoloc. Solche Tools können in der Regel effizient auf freie Volltexte im Internet zugreifen und sie als Vorlage für die Plagiate auffinden. Geschützte Texte, beispielsweise diejenigen der traditionellen Lizenz-pflichtigen Verlage, können

³ <http://www.open-access.net> [2009-07-27].

Plagiatsoftwares meist nicht erkennen. Daher erhöhen Repositorien die Transparenz wissenschaftlicher Publikationen und studentischer Arbeiten und wirken auf diese Weise Plagiaten entgegen.

Folgendes Beispiel verdeutlicht dies: eine Sammeldissertation, bestehend auf fünf Teilen, wurde mit Docoloc untersucht. Die fünf Teile waren:

- Generelle Einleitung
- Akzeptiertes Manuskript einer Publikation in der Zeitschrift *Molecular and Cellular Neuroscience* (Verlag Elsevier), offen hinterlegt in ZORA⁴
- Akzeptiertes Manuskript einer Publikation in der Zeitschrift *Nature Protocols* (Verlag Nature Publishing Group), offen hinterlegt in ZORA und der Instituts-Webseite⁵
- Manuskript eingereicht bei der Zeitschrift *Journal of Neuroscience* (Verlag Society of Neuroscience), noch nicht publiziert
- Zusammenfassende Diskussion

Die Analyse mit Docoloc lieferte erwartungsgemäss viele Treffer für den zweiten und dritten Teil, da diese schon publiziert waren. Natürlich war dies bei der Dissertation problemlos, da diese als Sammeldissertation auch aus schon publizierten Werken, die als solche ausgewiesen sind, bestehen darf. Erstaunlich ist jedoch, dass die überwiegende Mehrheit der Treffer aus den frei zugänglichen Texten und nicht aus den lizenzierten Verlagstexten hervorging (Bild 3). Beispielsweise wurden beim zweiten Teil, einer Publikation bei der Zeitschrift *Molecular and Cellular Neuroscience*, in ZORA sehr viele Textstellen gefunden, beim Journal selber hingegen nur sehr wenige.

⁴ vgl. <http://www.zora.uzh.ch/2505> [2009-07-27].

⁵ vgl. <http://www.zora.uzh.ch/138> [2009-07-27].

Referenzdokumente
Die folgende Übersicht ist gegliedert nach den Titeln der gefundenen Dokumente. Durch einen Klick auf „x Stellen“ werden die speziellen Stellen im Dokument in der Farbe orange hervorgehoben und direkt zur ersten Stelle gescrollt. Ein erneuter Klick auf „x Stellen“ setzt die Markierungen wieder zurück.

195 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„University of Zurich“*, zu finden unter:
https://www.zora.uzh.ch/2505/1/Baer_2007_MCNaccMSV.pdf
<https://www.zora.uzh.ch/107/1/Charpantier2005.pdf>

36% davon per Mischsuche (71 Stellen)

128 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„Efficient transfection of DNA or shRNA vectors into neurons using ...“*, zu finden unter:
http://www.pharma.uzh.ch/research/neuromorphology/researchareas/neuromorphology/projects/buerli_nprot2_3090.pdf
http://www.pharma.uzh.ch/research/neuromorphology/researchareas/neuromorphology/Protocols/buerli_nprot2_3090.pdf

20% davon per Mischsuche (25 Stellen)

13 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„Nonsynaptic Chemical Transmission Through Nicotinic Acetylcholine ...“*, zu finden unter:
<http://physrev.physiology.org/cgi/content/full/88/2/333>

54% davon per Mischsuche (7 Stellen)

11 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„Search Medical and Societal References - esrnexus“*, zu finden unter:
<http://www.esrnexus.com/advsearch.aspx?txtAuthor=Buer>
<http://www.esrnexus.com/advsearch.aspx?txtAuthor=Kyung-Hye>
<http://www.esrnexus.com/advsearch.aspx?txtAuthor=R%C3%B3>
<http://www.esrnexus.com/advsearch.aspx?like=16135807>

18% davon per Mischsuche (2 Stellen)

9 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„Nature Protocols: Efficient transfection of DNA or shRNA vectors into ...“*, zu finden unter:
http://www.natureprotocols.com/2007/11/29/efficient_transfection_of_dna.php

8 Stellen wurden gefunden in einer Textvorlage mit dem Titel: *„[alpha]7 Neuronal Nicotinic Acetylcholine Receptors Are Negatively ...“*, zu finden unter:
<http://www.jneurosci.org/cgi/content/full/25/43/9836>

Offen zugängliche Dokumente auf ZORA und der Instituts-Webseite

Die gleiche Publikation beim lizenzpflichtigen Journal wird viel seltener gefunden

Bild 3. Analyse einer Sammeldissertation mit Docoloc. 195 Textstellen, die auf ein Plagiat hinweisen, wurden in ZORA gefunden, 128 in der Publikation, die auf der Instituts-Webseite frei zugänglich ist. Lizenzgeschützte Verlagstexte folgen weit abgeschlagen mit 9 Treffern und weniger.

Das Beispiel zeigt das dramatische Ausmass, mit dem das Auffinden von Textstellen, die auf Plagiate hinweisen, dank Open Access vereinfacht wird.

Literaturverzeichnis

Berliner Erklärung (2003). Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities. Conference on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities (20-22 Oct 2003, Berlin). <http://oa.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html> [2009-07-27].

Open-Access.net (2009). Information plattform. <http://www.open-access.net/> [2009-07-27].

Open Access News (2009). Open Access News. <http://www.earlham.edu/~peters/fos/fosblog.html> [2009-07-27].

Universität Zürich (2008a). Copyright. <http://www.oai.uzh.ch/index.php?option=content&task=view&id=379&Itemid=259> [2009-07-27].

Universität Zürich (2008b). Willkommen bei der Open Access Webseite der Universität Zürich. <http://www.oai.uzh.ch/> [2009-07-27].

Universität Zürich (2009a). Über ZORA.

<http://www.oai.uzh.ch/index.php?option=content&task=view&id=383&Itemid=260&limit=1&limitstart=1> [2009-07-27].

Universität Zürich (2009b). Erkennung von Plagiaten.

<http://www.id.uzh.ch/projekte/plagiaterkennung.html> [2009-07-27].

Wikipedia (2009). Zeitschriftenkrise. <http://de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise> [2009-07-27].

Bisher erschienene Schriften

Ergebnisse von Forschungsprojekten erscheinen jeweils in Form von Arbeitsberichten in Reihen.
Sonstige Publikationen erscheinen in Form von alleinstehenden Schriften.

Derzeit gibt es in den Churer Schriften zur Informationswissenschaft folgende Reihen:
Reihe Berufsmarktforschung

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 1
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Reihe Berufsmarktforschung – Arbeitsbericht 1:
Josef Herget
Thomas Seeger
Zum Stand der Berufsmarktforschung in der Informationswissenschaft
in deutschsprachigen Ländern
Chur, 2007 (im Druck)
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 2
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Reihe Berufsmarktforschung – Arbeitsbericht 2:
Josef Herget
Norbert Lang
Berufsmarktforschung in Archiv, Bibliothek, Dokumentation
und in der Informationswirtschaft: Methodisches Konzept
Chur, 2007 (im Druck)
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 3
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Reihe Berufsmarktforschung – Arbeitsbericht 3:
Josef Herget
Norbert Lang
Gegenwärtige und zukünftige Arbeitsfelder für Informationsspezialisten
in privatwirtschaftlichen Unternehmen und öffentlich-rechtlichen Institutionen
Chur, 2004
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 4
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Sonja Hierl
Die Eignung des Einsatzes von Topic Maps für e-Learning
Vorgehensmodell und Konzeption einer e-Learning-Einheit unter Verwendung von Topic Maps
Chur, 2005
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 5
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Nina Braschler
Realisierungsmöglichkeiten einer Zertifizierungsstelle für digitale Zertifikate in der Schweiz
Chur, 2005
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 6
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Reihe Berufsmarktforschung – Arbeitsbericht 4:
Ivo Macek
Urs Naegeli
Postgraduiertenausbildung in der Informationswissenschaft in der Schweiz:
Konzept – Evaluation – Perspektiven
Chur, 2005
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 7

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Caroline Ruosch

Die Fraktale Bibliothek:

Diskussion und Umsetzung des Konzepts in der deutschsprachigen Schweiz.

Chur, 2005

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 8

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Esther Bättig

Information Literacy an Hochschulen

Entwicklungen in den USA, in Deutschland und der Schweiz

Chur, 2005

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 9

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Franziska Höfliger

Konzept zur Schaffung einer Integrationsbibliothek in der Pestalozzi-Bibliothek Zürich

Chur, 2005

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 10

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Myriam Kamphues

Geoinformationen der Schweiz im Internet:

Beurteilung von Benutzeroberflächen und Abfrageoptionen für Endnutzer

Chur, 2006

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 11

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Luigi Ciullo

Stand von Records Management in der chemisch-pharmazeutischen Branche

Chur, 2006

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 12

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Martin Braschler, Josef Herget, Joachim Pfister, Peter Schäuble, Markus Steinbach, Jürg Stuker

Evaluation der Suchfunktion von Schweizer Unternehmens-Websites

Chur, 2006

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 13

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Adina Lieske

Bibliotheksspezifische Marketingstrategien zur Gewinnung von Nutzergruppen:

Die Winterthurer Bibliotheken

Chur, 2007

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 14

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Christina Bieber, Josef Herget

Stand der Digitalisierung im Museumsbereich in der Schweiz

Internationale Referenzprojekte und Handlungsempfehlungen

Chur, 2007

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 15
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Sabina Löhrer
Kataloganreicherung in Hochschulbibliotheken
State of the Art Überblick und Aussichten für die Schweiz
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 16
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Heidi Stieger
Fachblogs von und für BibliothekarInnen – Nutzen, Tendenzen
Mit Fokus auf den deutschsprachigen Raum
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 17
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Nadja Kehl
Aggregation und visuelle Aufbereitung von Unternehmensstrategien
mithilfe von Recherche-Codes
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 18
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Rafaela Pichler
Annäherung an die Bildsprache – Ontologien als Hilfsmittel für Bilderschliessung
und Bildrecherche in Kunstbilddatenbanken
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 19
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Jürgen Büchel
Identifikation von Marktnischen – Die Eignung verschiedener Informationsquellen
zur Auffindung von Marktnischen
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 20
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Andreas Eisenring
Trends im Bereich der Bibliothekssoftware
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 21
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Lilian Brändli
Gesucht – gefunden? Optimierung der Informationssuche von Studierenden
in wissenschaftlichen Bibliotheken
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 22
Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl
Beatrice Bürgi
Open Access an Schweizer Hochschulen – Ein praxisorientierter Massnahmenkatalog für
Hochschulbibliotheken zur Planung und Errichtung von Institutional Repositories
Chur, 2007
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 23

Herausgegeben von Josef Herget und Sonja Hierl

Darja Dimitrijewitsch, Cécile Schneeberger

Optimierung der Usability des Webauftritts

der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern

Chur, 2007

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 24

Herausgegeben von Nadja Böller, Josef Herget und Sonja Hierl

Brigitte Brüderlin

Stakeholder-Beziehungen als Basis einer Angebotsoptimierung

Chur, 2008

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 25

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Jonas Rebmann

Web 2.0 im Tourismus, Soziale Webanwendungen im Bereich der Destinationen

Chur, 2008

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 26

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Isabelle Walther

Idea Stores, ein erfolgreiches Bibliothekskonzept aus England – auf für die Schweiz?

Chur, 2008

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 27, im Druck

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Scherer Auberson Kirsten

Evaluation von Informationskompetenz: Lässt sich ein Informationskompetenzzuwachs messen?

Eine systematische Evaluation von Messverfahren

Chur, 2009

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 28

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Nadine Wallaschek

Datensicherung in Bibliotheksverbänden.

Empfehlungen für die Entwicklung von Sicherheits- und Datensicherungskonzepten

in Bibliotheksverbänden

Chur, 2009

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 29

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Laura Tobler

Recherchestrategien im Internet

Systematische Vorgehensweisen bei der Suche im Internet

dargestellt anhand ausgewählter Fallstudien

Chur, 2009

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 30

Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann

Bibliotheken und Dokumentationszentren als Unternehmen:

Antworten von Bibliotheken und Dokumentationszentren

auf die Herausforderungen der digitalen Gesellschaft

Chur, 2009

ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 31
Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann
Karin Garbely, Marita Kieser
Mystery Shopping als Bewertungsmethode der Dienstleistungsqualität
von wissenschaftlichen Bibliotheken
Chur, 2009
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 32
Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Sonja Hierl und Hans-Dieter Zimmermann
Tristan Triponez
E-Mail Records Management
Die Aufbewahrung von E-Mails in Schweizer Organisationen als technische,
rechtliche und organisatorische Herausforderung
Chur, 2009
ISSN 1660-945X

Churer Schriften zur Informationswissenschaft – Schrift 33
Herausgegeben von Robert Barth, Nadja Böller, Urs Dahinden, Sonja Hierl
und Hans-Dieter Zimmermann
Die Lernende Bibliothek 2009
Aktuelle Herausforderungen für die Bibliothek und ihre Partner im Prozess
des wissenschaftlichen Arbeitens
Chur, 2009
ISSN 1660-945X



Über die Informationswissenschaft der HTW Chur

Die Informationswissenschaft ist in der Schweiz noch ein junger Lehr- und Forschungsbereich. International weist diese Disziplin aber vor allem im anglo-amerikanischen Bereich eine jahrzehntelange Tradition auf. Die klassischen Bezeichnungen dort sind Information Science, Library Science oder Information Studies. Die Grundfragestellung der Informationswissenschaft liegt in der Betrachtung der Rolle und des Umgangs mit Information in allen ihren Ausprägungen und Medien sowohl in Wirtschaft und Gesellschaft. Die Informationswissenschaft wird in Chur integriert betrachtet.

Diese Sicht umfasst die Teildisziplinen Bibliothekswissenschaft, Archivwissenschaft und Dokumentationswissenschaft. Auch neue Entwicklungen im Bereich Medienwirtschaft und Informationsmanagement werden gezielt aufgegriffen und im Lehr- und Forschungsprogramm berücksichtigt.

Der Studiengang Informationswissenschaft wird seit 1998 als Vollzeitstudiengang in Chur angeboten und seit 2002 als Teilzeit-Studiengang in Zürich. Künftig wird ein berufsbegleitender Masterstudiengang das Lehrangebot abrunden.

Der Arbeitsbereich Informationswissenschaft vereinigt Cluster von Forschungs-, Entwicklungs- und Dienstleistungspotentialen in unterschiedlichen Kompetenzzentren:

- Information Management & Competitive Intelligence
- Records Management
- Library Consulting
- Information Laboratory

Diese Kompetenzzentren werden im **Swiss Institute for Information Research** zusammengefasst.

IMPRESSUM

Verlag & Anschrift

Arbeitsbereich Informationswissenschaft

HTW - Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences
Pulvermühlestrasse 57
CH-7000 Chur

www.informationswissenschaft.ch

www.htwchur.ch

ISSN 1660-945X

Institutsleitung

Prof. Dr. Hans-Dieter Zimmermann
Telefon: +41 81 286 24 61

Email: hans-dieter.zimmermann@htwchur.ch

Sekretariat

Telefon : +41 81 286 24 24

Fax : +41 81 286 24 00

Email: clarita.decurtins@htwchur.ch
